Kriminalgeſchichten.

Aus gerichtlichen Akten gezogen.

Erſter Theil.

Berlin, 1792.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

Verschiedene Jahre hindurch war es fast mein täglicher Beruf, mich mit Kriminalakten zu beschäftigen. Kein Wunder, wenn ich hierbei sehr oft auf Begebenheiten stieß, die mir wenigstens, in mehr denn einer Rücksicht, der Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, Richters und Psychologen nicht unwürdig zu seyn schienen.

Ich sammlete mehrere dieser Fälle, doch nur zu meiner eigenen Belehrung, und um mein Herz zur Duldung zu gewöhnen; nicht aber, um sie dem Druck zu übergeben.

Allein die gütige Nachsicht, mit der einige dieser Kriminalgeschichten bei ihrer Bekanntmachung in der Berlinischen Monatsschrift aufgenommen worden sind, hat mich itzt zur Herausgabe dieser Sammlung bewogen.

Was den Zweck betrifft, den ich dabei zu erreichen wünschte, so habe ich solchen in der nachfolgenden Einleitung ausführlicher

auseinander geſetzt; ich würde mich für ſehr belohnt halten, wenn ich ihn nicht gänzlich verfehlt hätte.

Von der Aufnahme dieſes Verſuchs wird es abhangen, ob dieſer Sammlung noch mehrere folgen ſollen oder nicht; daß mir merkwürdige, — aber auch zugleich aktenmäßige — Beiträge dazu ſtets ſehr willkommen ſeyn werden, darf ich wohl nicht hinzuſetzen.

Wann übrigens einige von dieſen Kriminalfällen bereits im Druck erſchienen ſind, ſo findet man ſie doch in Schriften, die eine ganz verſchiedne Beſtimmung von dieſer

Sammlung haben, in der ſie wenigſtens von mir aus einem andern Geſichtspunkt dargeſtellt worden ſind.

Berlin, den 31. Jenner 1792.

Karl Müchler.

Kriminalgeſchichten.

Aus

gerichtlichen Akten gezogen.

Einleitung.

Große Aerzte, vorzüglich Anatomiker und Physiologen, haben wider die Immaterialität der Seele des Menschen häufig erhebliche Zweifel geäußert. Sie haben bemerkt, daß alle Arten unserer Ideen, die sinnlichen, so wie die intellectuellen, allein durch die Nerven erzeugt werden, und daß manche von den sogenannten Geistesfähigkeiten, größtentheils von der guten oder schlimmen Beschaffenheit unserer Nerven und Organisationen abhangen; daß die Anfänge der Nerven sich im Gehirn verlieren, und dem bewaffnetesten Auge völlig unsichtbar werden, und besonders, daß Wachsthum, Vollkommenheit und Abnahme der Geistesfähigkeiten, mit dem gesunden oder kranken Zustande des Körpers mehrentheils in gleichem Verhältnisse stehen.

Wer nun leugnet, daß die Seele einfach sey, behauptet deswegen noch nicht, daß sie vom Körper,

worin sie ist, verschieden sey; denn sie kann, auch als materiell, vom Körper selbst trennbar seyn, und fortdauern, wenn gleich der Körper zerstört wird.

Wer behauptet, daß die Seele ein Theil des menschlichen und thierischen Körpers sey, der leugnet deswegen noch nicht, daß die Seele nicht ihre eigenthümliche und von andern Theilen des Körpers verschiedene Wirklichkeit habe. Der gröbere Theil des Körpers, oder alle andere Theile desselben, könnten zu Grunde gehen, und dieser feinre Theil desselben, die Seele, könnte demungeachtet ihre Wirklichkeit behalten, denn die Auflösung des Ganzen zieht nicht nothwendig die Auflösung aller einzelnen Theile an sich selbst nach sich.

Wer aber behauptet, die Seele bestehe in weiter nichts, als in dem Resultate der harmonischen Wirkungen des menschlichen und thierischen Körpers; oder, sie sey bloß das Leben des Körpers, das aus der Zusammenordnung seiner Theile entspringt, — der behauptet auch, sie sey an sich selbst nichts, so bald als diese Theile aus ihrer Zusammenordnung gesetzt, und die harmonischen Wirkungen der Organisation zerstört sind. Dies ist nun freilich zu weit gegangen; denn es ist offenbar, daß eben das, was in uns empfindet, denkt und

verlangt, auch daſſelbe iſt, was unſern Körper in tauſenderlei Fällen bewegt und regiert. Nicht allein der Körper bringt in die Seele, ſondern auch die Seele in den Körper Veränderungen hervor. Wäre nun die Seele weiter nichts, als das Reſultat von den vereinigten verhältnißmäßigen Wirkungen der Organiſation, oder wäre ſie kein wirkliches von der Organiſation ſelbſt verſchiedenes Weſen, ſo wäre es unbegreiflich, und ohne Beiſpiel in der Natur, daß eine bloße Erſcheinung, wohinter nichts reelles iſt, und die nichts reelles zum Grunde hat, doch reelle Veränderungen hervorbringen, und alſo eine Kraft äußern ſollte.

Daß die Seele aber nicht allein regiere, ſondern der Körper, deſſen Entſtehung, Wachsthum, und fortwährender Zuſtand im Leben, nicht von dem Individuo ſelbſt und allein abhängt, die Mitregierung führe, kann wohl keinem Zweifel unterworfen ſeyn.

Die Lehre von der menſchlichen Freiheit iſt nicht weniger als die Immaterialität der Seele beſtritten. Man behauptet, die Vernunft kann nicht irren; jeder Kraft iſt ihr Gleis vorgezeichnet. Die Verurtheilung der Vernunft durch ſich ſelbſt, geſchiehet nicht alsdann, wenn man urtheilt, ſondern hinterher, wenn man ſchon auf einer andern Stelle

ist, und mehr Kenntnisse erworben hat. Weisheit und Thorheit verdienen also nicht Lob, nicht Tadel, sie sind bloß als allmählige Fortschritte der Natur anzusehen, in Ansehung derer ich nicht frei bin. Was den Willen betrifft, so sind alle Neigungen und Triebe in einem einzigen, nehmlich der Selbstliebe enthalten, in Ansehung deren aber jeder Mensch seine besondere Stimmung hat, die doch auch von der allgemeinen Stimmung niemahls abweichen kann. Die Selbstliebe wird jedesmahl durch alle Empfindungen zusammen bestimmt, doch so, daß entweder die dunkleren oder die deutlicheren daran den größten Antheil haben. Es giebt also keinen freien Willen. So schließen einige, und ein bekannter Schriftsteller nennt die Lehre von der Nothwendigkeit, eine seelige Lehre, durch welche die Sittenlehre allererst ihren eigentlichen Werth erhalte.

Es sollten daher auch bei Verbrechen gewisse Lehrer, die es so leicht vormahlen, sich mit Gott zu versöhnen, in Anspruch genommen werden.

Andere haben von der Freiheit des Willens den Begriff gegeben, daß es das Vermögen des denkenden Wesens sey, seiner jedesmahligen Ideenlage gemäß zu handeln. Wovon aber die jedesmahlige Ideenlage des Menschen, die ihn so ganz unvermeidlich und auf eine nach den Gesetzen seiner Natur

nothwendige Art, zu seinen jedesmahligen Handlungen bestimmt, abhängt? diese Frage ist bis jetzt noch nicht vollständig beantwortet. Es kommt dabei nicht darauf an, einige Punkte, welche die Ideenlage bestimmen mögen, sondern die gesammten Gesetze der menschlichen Natur, nach welchen sich die Gegenwart, der Wechsel, und die Stärke der Ideen richtet, vollständig aufgezählt darzulegen, — und die um den Begriff der Freiheit herumkreisende Nebenideen vom Satze des zureichenden Grundes, von der Vorsehung, und von der Zurechnung und Bestrafung, machen eben, wenn die Spekulation selbige durch Worterklärungen in einander wirrt, die Freiheitslehre zu dem unergründlichen Geheimniß, von welchem die heilige Muse Miltons sagt: es sey dem Teufel selbst unbegreiflich.

Gleichwohl ist der allgemeine Fatalism ein alle Moral afficirendes gewaltsames Princip, da er alles menschliche Thun und Lassen in bloßes Marionettenspiel verwandelt, und den Begriff von Verbindlichkeit gänzlich aufhebt. Das Sollen, oder der Imperativ, der das praktische Gesetz vom Naturgesetz unterscheidet, würde uns auch in der Idee gänzlich außerhalb der Naturkette setzen, indem er, (ohne unsern Willen als frei zu denken) unmöglich und ungereimt seyn, und uns vielmehr alsdann

nichts übrig bleiben würde, als abzuwarten und zu beobachten, was Gott, vermittelst der Naturursachen, in uns vor Entschließungen wirken werde, nicht aber was wir von selbst, als Urheber, thun können und sollen: woraus denn die gröbste Schwärmerei entspringen muß, die allen Einfluß der gesunden Vernunft aufhebt, deren Rechte aufrecht zu erhalten, Pflicht ist.

Der praktische Begriff der Freiheit hat in der That mit dem speculativen, der den Metaphysikern gänzlich überlassen bleibt, gar nichts zu thun. Denn woher mir ursprünglich der Zustand, in welchem ich jetzt handeln soll, gekommen sey, kann mir ganz gleichgültig seyn; ich frage nur, was ich nun zu thun habe? und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Voraussetzung und eine Idee, unter der ich allein Gebote der Vernunft, als gültig, ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Sceptiker gesteht: daß, wenn es zum Handeln kömmt, alle sophistische Bedenklichkeiten wegen eines allgemein täuschenden Scheins wegfallen müssen. Eben so muß der entschlossendste Fatalist, der er ist, so lange er sich der bloßen Spekulation ergiebt, dennoch, so bald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, als ob er frei wäre, und diese Idee bringt auch

wirklich die damit einstimmige That hervor, und kann sie auch allein hervorbringen. Es ist schwer, den Menschen ganz abzulegen.

Dagegen würde derjenige sehr irren, der den Willen als die erste Ursache von aller unsrer Thätigkeit, und also diese von jenem abhängig zu seyn glaubte, weil wir schon Thätigkeit äußern, ehe uns noch ein Wille zugeschrieben werden kann. Denn wir sind gemeiniglich schon sehr wirksam, ehe noch in uns im mindesten eine deutliche Erkenntniß von dem, was zukünftig oder für uns ein Gut ist, vorausgesetzt werden kann. Und beides sollte doch, es sey in welchem Maaße es wolle, vorausgesetzt werden, ehe einmahl an die Wirkungen des Willens gedacht werden kann. Je schwüriger nun aus vorstehenden Beobachtungen und Reflexionen es uns wird, über die Handlungen der Menschen ein gerechtes Urtheil zu fällen, je dringender muß der Wunsch in uns erregt werden, die Rechtspflege in peinlichen Sachen so bestimmt zu sehen, daß die höchstmögliche Ehrfurcht und Liebe der Menschheit bei deren Ausübung den Vorsitz einnehmen.

Wer die meisten Vergehungen derjenigen Unglücklichen untersucht, die wir in langwieriger Gefangenschaft schmachten oder auf dem Blutgerüste

sterben sehen; wer die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen nach Möglichkeit nachforscht, die Summe ihrer Erkenntnisse von dem, was recht oder unrecht ist, genau abwiegt, und, bekannt mit den Schwächen der Menschheit und der unwiderstehlichen Gewalt der Leidenschaften bei dem uncultivirten Naturmenschen, mit wohlwollendem Herzen dort entschuldigen möchte, wo der kalte Rechtsgelehrte, der nur in den dürren Worte seiner peinlichen Halsgerichtsordnung lebt, verdammt und verdammen muß, wenn nicht ein noch größeres Uebel durch die willkührliche Entscheidung entstehen soll, weil in einem Staate von irgend einem beträchtlichen Umfang, der Richter zu viel seyn müssen, als daß sie alle mit solchen Fähigkeiten des Verstandes, und Gefühlen des Herzens begabt seyn könnten, unter welchen die Willkühr des Richters, das beste Recht ist, — ach, der wird — aber wahrlich nicht zu seiner Beruhigung — sehr leicht gewahr werden, daß kein geringer Theil dieser Verbrecher unser wärmstes Mitleid, nur wenige unsern Abscheu, und mancher sogar unsre Bewunderung verdient.

Ein unglücklicher Zusammenfluß kleiner, oft völlig unbedeutend scheinender Umstände machte diesen zum Dieb und jenen zum Mörder, und

oft würde selbst der aufmerksamste Beobachter nicht wisse:, wen er mehr anklagen solle: ob die Mängel unsrer Verfassung und Gesetzgebung, denen man so oft die Komplicität bei Verbrechen vorwerfen kann, oder den unglücklichen Verbrecher?

Die größte Anzahl dieser Elenden besteht aus der niedrigsten Klasse des Volks. Roh, ohne Erziehung, ohne vernünftige Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, sich selbst und dem blinden Ungefähr überlassen, sind sie fast immer ein Raub der drückendsten Armuth.

Sie sind gewohnt, viel und schweres Elend zu tragen, aber wenn es nun die Summe ihrer Kräfte überschreitet, so werden dann auch die Ausbrüche ihrer Verzweiflung, ihres Zorns, (wie überhaupt bei dem rohen Naturmenschen) um desto heftiger und gefahrvoller. Zur Abstumpfung des sittlichen Gefühls, das sonst so laut im menschlichen Herzen redet, trägt auch der Druck viel bei, unter dem der größte Theil solcher Menschen schmachtet; — vielleicht ein nothwendiges Uebel unserer jetzigen Staatsverfassungen, aber um deswillen nicht minder schädlich und lästig für das Individuum.

Dazu kömmt ein auf traurige Erfahrungen sich gründender obgleich zuweilen ungerechter Zwei-

fel an Menschenliebe und Mitleiden, und eine Menge abergläubischer Vorstellungen einer mystischen Religion, wo die abentheuerlichen Grillen einer erhitzten Einbildung den Gebrauch der ruhigen Vernunft oft gänzlich unterdrücken. So entstehen oft schreckliche und grausame Verbrechen, bei deren Ausübung zuweilen Spuren von richtigen und selbst feinen Empfindungen des Verbrechers zeugen, daß er, unter anderer Leitung, ein sehr nützliches und liebenswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft hätte werden können.

Unter zehn Mördern findet man kaum einen, den Eigennutz oder lang überlegte Rachsucht zu diesem unglücklichen Schritt verleitet hätte *):

---

*) „Seine meisten groben Verbrechen begangen, um blos „eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, um den „sinnlichen Trieben allein Genüge zu leisten. Mehrentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme „der Menschheit überschreit, und den Menschen zum „Verräther, Dieb, und Straßenräuber macht. Ein „andermahl spricht Ehrsucht lauter, als Vaterland und „Menschlichkeit; u. s. w."

Moses Mendelssohn. Siehe Berlinische Monatsschrift, März 1786. S. 201.

oder der, außer in den ersten Tagen, nachher seine That mit Sorgsamkeit und List zu verbergen, und mit Trotz und Hartnäckigkeit zu läugnen suchte. Den meisten, vorzüglich von geringerm Stande, gab Verzweiflung, Lebensüberdruß und Sehnsucht nach Freiheit, das mörderische Gewehr in die Hand, und nur angeborne Feigheit oder das Vorurtheil einer gottgefälligen Bekehrung hielt sie vom Selbstmorde zurück.

Die meisten wurden, nach vollbrachter That, ihre eigenen ersten Ankläger, oder gestanden doch gleich ihre Verbrechen mit Reue und Freimüthigkeit, und oft sahen sie dem Augenblick ihrer Bestrafung mit mehrerem Gleichmuth entgegen, als mancher dem Tod auf dem Krankenlager.

Wenn wir stets genau die lange Kette von Widerwärtigkeiten und niederschlagenden Ereignissen, von sonderbar zusammentreffenden Veranlassungen mit Einem Blick überschauen, wenn wir die tausend und aber tausend geheimen Bewegungsgründe entdecken könnten, wodurch der unglückliche Verbrechen, vielleicht in einem einzigen schrecklichen Augenblick der Verzweiflung, der Noth, und der Unzufriedenheit mit der Welt und seinem Schicksal, nach schrecklichem Kampf zwischen Pflicht und vermeintlicher Nothwendig-

keit, ſich den Händen der nichtsſchonenden Gerechtigkeit durch eine Frevelthat übergiebt, ſo würden wir vor uns ſelbſt zurückſchaudern und zitternd bekennen müſſen, daß wir, in gleicher Situation, mit gleichen Anlagen geboren, mit gleichen Kenntniſſen von Moralität und Pflicht, vielleicht um nichts beſſer gehandelt haben würden, als dieſe verworfenen Unglücklichen.

Der alles empörende Druck, unter dem der Geringere immer unter der ſchweren Hand des Obern ſeufzt, der tauſendfache Despotismus, der in allen Ständen, in allen Verhältniſſen des Lebens, jede Freude unſers überdem ſo kummervollen Daſeyns verbittert, die zum Theil gefliſſentlichen Bemühungen, alles, was Aufklärung bewirken, und die Grundſätze einer geſunden Vernunft auch unter den niedern Klaſſen des menſchlichen Geſchlechts verbreiten kann, zu unterdrücken, der unerträgliche Zwang, der in ſo mancher bürgerlichen Verfaſſung alles Edle und Große in der Geburt erſtickt, und das denkende Weſen des Menſchen mit Gewalt zur Maſchine herabwürdigt, alles dies macht gerade die herrlichſten und beſten, mit den ſchönſten Anlagen von Seelengröße und Edelmuth begabten Menſchen,

zu Märtyrern unserer Staatsverfassung — zu Verbrechern.

Die Menschheit wird erniedrigt, um unsere politische Verhältnisse zu rechtfertigen, und der freigebohrne Sohn der Erde zum Sclaven herabgewürdigt, um sagen zu können: Seht ihn an, verdient er nicht die Ketten? — Ungetreu den Gesetzen der Natur, wird der größte Theil der Verbrecher, durch Vergehungen, die bloß der blinde Wille des Stärkern dazu gestempelt hat, zur Verletzung der heiligsten Naturpflichten angereitzet und verleitet, um dann mit doppelter oder gar vierfacher Strafe gezüchtiget zu werden.

Wer es weiß, in welchem Elende der größte und arbeitsamste Theil der Nationen schmachtet, wie ihm oft die Wege abgeschnitten oder erschwert werden, sich auf eine ehrliche Art zu ernähren; wie die höhern Klassen ihn bloß darum, weil er dürftig ist, mit dem entehrendsten Mißtrauen zu kränken sich berechtigt halten; wer es kennt, wie wenig man sich Mühe giebt, dem gemeinen Mann richtige und vernünftige Begriffe von Religion und Sittlichkeit beizubringen, wie man im Gegentheil es recht darauf anlegt, ihn in seinen

schädlichsten Vorurtheilen zu bestärken, wie man es oft als ein Verbrechen ausschreit, ihn über die zu seiner Beruhigung höchst nöthigen Wahrheiten zu belehren, wie man den Aberglauben gegen die Aufklärung in Schutz nimmt, wie man wider alles, was gesunde Vernunft ist, declamirt, und statt ihm Religion des Herzens zu predigen, seine Einbildungskraft durch Mystik erhitzt, der wird erstaunen, daß bei dem vielfachen Druck auf der einen, und bei dem Mangel an wahrem Lichte, daß dem so gepriesenen und gepredigten innern Lichte gerade entgegen ist, die Anzahl der Verbrecher gegen die Volksmenge der Staaten noch so geringe bleibt, und sich, trotz der Erbsünde unsrer Theologen, von dem Ausspruch des Menschenkenners J. J. Rousseau überzeugen; daß der Mensch von Natur gut ist.

Der Unglückliche, der aus Hunger stiehlt oder raubt, wird nicht in die Versuchung gerathen, ein Dieb oder Räuber zu werden, wenn er Arbeit findet, wodurch er sich redlich ernähren kann; der Elende, der durch angeborne Schwächlichkeit des Körpers oder durch Verstümm-

ſtümmlung und Verwundung im Kriege, außer Stand geſetzt iſt, ſein Brod zu verdienen, wird nicht aus Verzweiflung zum Mordgewehr greifen, wenn der Staat ſeine Pflicht erfüllt, und ihn vor Hunger ſchützt; kein falſcher Wahn einer gottgefälligen Bekehrung, oder die vernunftwidrigen Begriffe von dem unwiderſtehlichen Einfluſſe böſer Geiſter, werden Handlungen hervorbringen, vor denen die Natur zurückſchaudert; wenn unſre Volkslehrer dahin arbeiten, daß der gemeine Mann die Träume ſeiner Phantaſie unter der Herrſchaft der noch immer verfolgten geſunden Vernunft gefangen nimmt.

Unſre Geſetze ſind freilich milder geworden, eine wohlthätige Philoſophie hat auch hier ihr erwärmendes Licht verbreitet und die Grauſamkeiten verfinſterter Jahrhunderte gemildert oder ganz vertilgt. Wir haben Foltern und Hexenproben abgeſchafft, wir haben die Zahl der Martern verringert, womit wir die unglücklichen Verbrecher dem Tode opferten. Die Tabellen über die Verbrecher, ihre Frevelthaten und deren Beſtrafung, dieſe Mortalitätsliſten der Volkstugend, ſind ſprechende Beweiſe von dem Sieg-

der Vernunft, unter welcher nur eine gute Regierung möglich ist.

Wenn in Kalabrien, bei einer Bevölkerung von 447,465 Menschen jährlich 500 Mordthaten begangen werden, im Neapolitanischen Staat von 4½ Millionen Unterthanen 1200 Gefangene jährlich sitzen, und man in Toskana von einer Million Menschen nur 60 Gefangene jährlich rechnet, so kann es wohl keine Frage mehr seyn, ob nicht die Philosophie ihr Reich vermehrt habe; aber welch ein großes unbebautes Feld bleibt nicht dennoch für den Mann übrig, dem die Vorsehung, auch selbst auf dem Thron, Gefühl für Menschenwerth und Menschenelend, und thätiges Wohlwollen gegen den geringsten Staatsbürger erhalten hat.

Ja, es ist eine unerlaßliche Pflicht für Euch, Ihr Großen der Erde, auf der einen Seite die Lasten zu mildern, unter denen Euer ärmerer Bruder erliegt, und auf der andern für einen zweckmäßigen und weisen Unterricht in Schulen und Kirchen zu sorgen, der ihn von dem Ungrund jener Vorurtheile überzeugt, wodurch er so leicht verleitet werden kann, mit dem besten Willen, sich der strafbarsten Vergehungen schuldig zu

machen. — Eine mehr als zu lange Erfahrung dringt Euch die Wahrheit auf, daß Strafen nur wenig wirken; desto mehr aber Nahrungssorgen, Mangel und ungerechter Druck zu Verbrechen reitzen, und mystischer Unterricht sie befördern. Diesem entgegen zu arbeiten, sey Eure Pflicht.

Wohl Euch, wann Ihr, nicht geblendet von dem Glanze Eurer Hoheit, oder umringt von falschen Rathgebern, die Euch das Licht der Aufklärung verdächtig machen wollen, diese erste Regentenpflicht nicht verabsäumt!

Jeder Tropfen Blut, der die Erde benetzt, und den ihr, durch weisere Anstalten im Ganzen, hättet unvergossen machen können, gereicht Euch zum Vorwurf, und Eure Unwirksamkeit macht Euch zum Komplicen des Verbrechers.

Was ich hier gesagt habe, ist wahrlich nicht leere Deklamation, es ist leider das traurige Resultat einer Menge einzelner Fakta, deren Wahrheit nicht abgeläugnet werden kann; ich habe ihnen keinen romanhaften Schmuck gegeben, meine Quellen sind nur gerichtliche Akten, an sie habe ich mich gehalten.

Es bedarf keines fremden Schmucks, um das Mitleid gefühlvoller Herzen rege zu machen, und den unpartheiischen Leser von der Wahrheit dieser flüchtigen und für manchen vielleicht sehr unwichtigen Bemerkungen zu überzeugen.

I.

Mord aus Liebe.

Peter Heinrich Kugler war der Sohn eines Kirschners zu Nürnberg, hatte ehemals unter den Oesterreichischen Truppen gedient, und ließ sich im Jahr 1785, etwas über sieben und zwanzig Jahr alt, unter das Königl. Preuß. Infanterie-Regiment von Wunsch (itzt von Kleist) anwerben.

Drei Monat nach seiner Ankunft in seiner Garnison, lernte er ein armes Mädchen, Friederike Luise Flemmingen kennen, die noch etwas älter als er, und eines Soldaten Tochter war. Sie hatte ehemals in Stettin, und nach der Zeit an verschiedenen Orten als Magd gedient, und war eben im Begriff wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, als sie auf Kuglers Zureden, der sich in sie verliebt, und ihr die Ehe versprochen

hatte, noch mehr aber durch ihr eignes Herz bewogen, ihren ersten Vorsatz fahren ließ, und bei ihm in Prenzlau blieb, wo sie sich kümmerlich durch Handarbeit um Tagelohn zu ernähren suchten. Aber dies Liebesverständniß konnte nicht lange unbekannt bleiben, und ehe es Kugler noch wagte, bei seinem Hauptmann um einen Trauschein anzuhalten, erklärte sich dieser schon gegen ihn: daß er solchen nie bekommen würde; ja, er verbot ihm selbst allen weiteren Umgang mit seiner Braut. Dazu kam, daß der Feldwebel der Kompagnie nie unterließ, ihn zu beschimpfen, und ihn sogar mit Stockschlägen zu bedrohen, wann er ihm nur von ungefähr mit seiner Braut begegnete.

Diese Behandlung, die geglaubte Unmöglichkeit, seine Geliebte, die er, obgleich irrig, für schwanger hielt, zur Frau zu bekommen, und der Mangel an Freiheit, über den er sich sehr laut in den Akten beschwert, brachten ihn endlich zu dem Entschluß, zu entweichen. Er entkam auch glücklich mit seiner Geliebten bis ins Mecklenburgische, wo er sogleich um einen Trauschein anhielt, der ihm aber, wegen einer damals kurz vorher ergangenen Verordnung des dortigen Landesherrn, verweigert wurde.

Bei dieſer gänzlichen Unmöglichkeit, hier das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, da er doch nichts ſehnlicher verlangte, als mit ſeiner Braut getraut zu ſeyn, ließ er ſich darauf wieder von einem Preußiſchen Werbeofficier, den er in der Gegend von Penzlin antraf, unter das Regiment von Kenitz, gegen zwanzig Thaler Handgeld, einen Pardonbrief, und einen Trauſchein, anwerben, und da ihm der Werbeofficier den letztern nicht auf der Stelle zu ertheilen im Stande war, ſo wurde ſolches noch beſonders in dem Pardonbrief angeführt, und nun kam er mit ſeiner Braut, voll der ſchönſten Hoffnungen in Königsberg in der Neumark an.

Aber zu ſeinem und ſeiner Braut Unglück hatte das Regiment von Wunſch mit dem Regiment von Kenitz eine Konvention geſchloſſen, nicht nur alle entwichene und wieder außerhalb Landes angeworbene Einländer, ſondern auch Ausländer gegen einander auszuwechſeln, und dieſer Konvention zufolge wurde denn auch, ſobald Kuglers Wiederanwerbung bekannt geworden, ein Officier des Regiments von Wunſch nach Königsberg geſchickt, um den Kugler zu reklamiren, und vorläufig durch den dortigen Auditeur über die Art und Weiſe ſeiner Deſertion vernehmen zu laſſen.

In diesem Verhör läugnete Kugler hartnäckig, daß seine Braut den geringsten Antheil an dieser Entweichung gehabt habe.

Es war nun freilich höchst unwahrscheinlich, ja unglaublich, daß sie von dieser Seite ganz ohne Schuld gewesen seyn sollte. Doch floß dies Läugnen gewiß aus keiner unedlen Quelle. Indessen brachte doch dies hartnäckige Läugnen den Officier dergestalt auf, daß er, vermuthlich in der Absicht, die Wahrheit herauszubringen, den Arrestanten nicht nur hart anredete, sondern ihm auch Stockschläge gab, und ihn endlich mit folgender Drohung verließ: „Er ist freilich, nach dem Pardon„brief, frei, aber seiner Liebsten sollen in „Prenzlau die Röcke abgeschnitten, sie soll vom „Profos gepeitscht, auch sonst noch beschimpft, „und dann zum Thor hinausgebracht werden.“

Kugler und seine Geliebte nahmen diese Drohungen für völligen Ernst an, und man kann daher leicht denken, was sie für einen Eindruck auf die Seele des Unglücklichen machen mußten. Nicht minder groß war die Angst der Flemmingen, die um desto weniger an der Erfüllung dieser Drohungen zweifeln wollte, da der Officier in dem Pardonbriefe, den er im Namen seines Regiments

eintauschen sollte, die Versicherung des Trauscheins ausgelassen hatte.

Dies arme unglückliche Mädchen, gequält von dem traurigen Gedanken ihrer zukünftigen Bestrafung, dachte von diesem Augenblick an auf nichts, als auf ein Mittel zur Rettung, aber alle Wege hiezu waren ihr verschlossen, ihr blieb nichts übrig, als Schande oder Tod.

Sie wählte das letztere. Schon im Ordenanzhause zu Königsberg in der Neumark war ihre Wahl getroffen, denn schon hier zeigte sie aus einem Fenster, das der Wache gegenüber lag, mit dem Finger auf die Brust: „Hier," wollte sie ihrem Liebhaber zurufen: „hier ist mein Busen, durchbohr' ihn, und befreie mich von der Schande." Wenigstens verlangte sie dies von ihm ausdrücklich, als sie sich nachmals beide auf dem Transport nach Schwedt befanden. Kugler erschrack, suchte alles hervor, sie von ihrem Vorsatz abzubringen; aber vergebens, sie bestürmte ihn so lange mit Bitten, bis er ihr versprach, ihr in Schwedt den Tod zu geben; „denn hier," setzte er hinzu, „hier, auf dem Transport, werden wir zu sehr bewacht." Der Unglückliche hoffte, daß sie ihren grausamen Entschluß ändern würde. Sie kamen endlich nach Schwedt. Kugler wagte hier das

äußerste zu seiner und seines Mädchens Rettung; er trat den dortigen General Grafen von Lottum an, und bat denselben, ihn unter seinem Regiment zu behalten; aber dieser menschenfreundliche General konnte nichts thun, als ihn bedauern. Seine Bitte mußte er ihm abschlagen.

Kugler wurde nun mit seiner Geliebten nach der Hauptwache gebracht. Kaum waren die beiden Unglücklichen hier allein, so wiederholte das Mädchen ihre fürchterliche Bitte. Er verwarf sie aufs neue, aber keine Vorstellungen konnten sie wankend machen, sie ließ mit ihren Bitten nicht nach, bis er ihr feierlich versprochen, sie zu ermorden. Nun wurde sie ruhig. „Auf," sagte sie, „auf, laß uns „lustig seyn, dieß sey heut unser Hochzeittag." Kugler ließ von dem erhaltenen Handgelde für sich und seine Braut ein Mittagsessen bereiten, und so niedergeschlagen und trostlos er war, so standhaft und ruhig blieb sie.

Unter wechselseitigen Liebkosungen und Betheurungen ihrer Liebe war es endlich Abend geworden. Um neun Uhr legten sich beide, um desto ungehinderter sprechen zu können, hinter den Ofen, und das Mädchen bedeckte sich und ihren Liebhaber mit ihren Kleidern. Hier bat sie ihn,

nun nicht länger zu zögern, und als er sich aufs neue weigerte, fügte sie die Drohung hinzu: „Wenn du es nicht thun willst, so werd' ich es „selbst thun, ich habe keine Ruh' und Rast mehr „auf Erden."

Seine Beredsamkeit war erschöpft, er bat um nichts, als um Aufschub bis um Mitternacht, und dies wurde ihm endlich von ihr gewährt.

Nun verbarg die Flemmingen ein Messer in ihren Busen, um es gleich bei der Hand zu haben. Sie gab ihrem Liebhaber, nach verschiedenen Anweisungen, wie sie es mit ihrem Begräbnisse gehalten wissen wolle, noch ein schwarzes seidenes Band, das er ihr nach ihrem Tode um den Hals binden, und mit ins Grab geben sollte. Auch bat sie ihn noch, daß er sie selbst ankleiden und waschen mögte.

Immer näher rückte die Stunde des Todes, itzt beteten beide zusammen: — „Gott möchte „ihnen ihre Sinne erleuchten, ob sie die That „vollbringen sollten, oder nicht."

Es schlug zwölf, beide standen jetzt von ihrem Lager auf, und gingen unter Umarmungen und Küßen bis um ein Uhr in der Wachtstube auf und

nieder. Kugler weinte heftig, aber das ſtandhafte Mädchen vergoß keine Thräne. Immer bat ſie ihren Bräutigamm, ruhig zu ſeyn, und tauſendmal verſicherte ſie ihm, daß ſie für ihn dem Tode mit frohem Herzen entgegen ginge.

Um ein Uhr wurden die Poſten abgelöſt, und als gerade nur der einzige Soldat, der an der Stubenthür Wache ſtand, zugegen war, kehrten beide wieder hinter den Ofen zurück. Kugler umfaßte ſeine Braut mit dem linken, ſie ihn mit dem rechten Arm. Nun zog ſie das Meſſer aus dem Buſen hervor, und übergab es ihm mit den Worten: „Es iſt doch beſſer, daß du deine Hände in meinem Blute waſcheſt, als ein andrer.“

Schweigend nahm er das Meſſer, ſie entblößte ihren Buſen, zeigte mit dem Finger den Ort, wo er hinſtoßen ſollte, rief noch einmal mit leiſer Stimme: „Gott ſey dir und mir armen Sünder gnädig!“ und Kugler — drückte ihr das Meſſer, ohne ſich im geringſten zu weigern, ſo tief in die Bruſt, als er nur konnte. Man hörte keinen Schrei, leiſe ſchöpfte ſie noch einmal Athem, zuckte und ſtarb.

So bald ſie verſchieden war, zog Kugler das Meſſer aus dem Buſen, warf es über ſeinen Kopf, und eilte zu dem wachthabenden Unterofficier:

„Herr Sergeant," rief er ihm zu: — „Herr „Sergeant, ich habe das Mädchen todtgesto„chen!" — Der Unterofficier hielt es für Scherz. — „Nehmen Sie nur das Licht; ich habe meine „Liebste erstochen, da liegt sie!" — Jetzt fand man den blutigen Leichnam, man legte den Mörder in Ketten, und von diesem Augenblick an schien der Heldengeist seines ermordeten Mädchens auf ihm zu ruhen. So zaghaft und schwermüthig er zuvor gewesen, eben so ruhig und standhaft war er jetzt, und eben so gelassen ging er nachmals seinem Tod' entgegen.

In der Specialinquisition sagte er: „ich bitte, „so bald als möglich, da Blut durch Blut ge„rochen werden soll, mein Recht mir anzu„thun, und solches eiligst zu beschleunigen. Zu „meiner Vertheidigung weiß ich nichts zu sagen, „als, daß ich es nicht aus Rache sondern aus „Liebe gethan. Weil ich sie nicht in dieser Welt „heirathen konnte, so wollte ich dadurch in „jene Welt. — Ich hab' es aus Liebe gethan, „weil ich ohne sie doch in der Welt immer un„glücklich wäre."

Fr. Warum er es nicht angezeigt, daß seine Braut ihn gebeten, sie zu erstechen? — „Ich hab'

„es aus Liebe nicht angezeigt, weil sie sonst noch „in grösere Strafe gefallen wäre.“

Fr. Warum er ihr denn wenigstens nicht alles weggenommen? — „Es war ihr Vorsatz zu „sterben, und sie hätte denn doch gewiß Gele„genheit gesucht, ihre That zu vollführen.“

Fr. Aber dann wäre er doch von aller Verantwortung frei? — „Nein, ich war ihr Ent„führer, und meine Vorwürfe würden mich „doch immer verfolgt haben.“

Auf die wiederholte Frage, was er zu seiner Vertheidigung anzuführen wisse? erwiederte er: „Nichts, als daß er sie hier nicht heirathen sol„len, und dort würden sich ihre Seelen doch „gewiß treffen.“

Die Sentenz wurde vom Kriegsgericht dahin gefällt: daß er mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht und der Körper nachmals vergraben werden sollte.

II.

Mord aus Verzweiflung über die Untreue einer Geliebten an einer dritten Person.

Kaspar Joachim Friedrich Schnack, war aus Plaen im Holsteinschen gebürtig, woselbst sein Vater Tischler war. In seiner frühsten Jugend wurde er ordentlich zur Schule angehalten und in der christlichen Religion, nach dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche, dem seine Eltern zugethan waren, unterrichtet, auch ließ ihm sein Vater das Schneiderhandwerk erlernen. Als er darauf Gesell geworden, ging er in einem Alter von siebenzehn Jahren auf die Wanderung. Etwa, nach Verlauf von fünfvierteil Jahren, wo er bald hier bald dort auf seine Profession herumgereist war, ließ er sich, aus Mangel an Arbeit und Lebensunterhalt, durch Ueberredung unter die Dänischen Husaren anwerben. Hier blieb er ungefähr ein

Jahr, worauf er von einem seiner Kameraden zur Desertion verleitet wurde, auch mit selbigem glücklich davon kam. Aber diese Entweichung war sein Unglück; sein Kamerad, ein abgefeimter Böswicht, beraubte ihn unterwegs, mit Vorhaltung eines geladenen Gewehrs, aller seiner kleinen Habe, und überließ ihn dann seinem weitern Schicksal.

Von allem entblößt, suchte sich nun der Unglückliche von einem Ort zum andern durchzubetteln, und was seinen hülflosen Zustand noch verschlimmerte, war die Beraubung seines Lehrbriefes als Schneidergeselle. Sein treuloser Kamerad hatte ihm auch dieses Zeugniß nicht einmal gelassen, und ohne eine solche Legitimation konnte er nirgends Kundschaft bekommen, so sehr er sich auch Mühe gab, durch seine erlernte Profession bei irgend einem Meister sein Brod zu verdienen. Endlich zwangen ihn Hunger und Noth zum zweitenmal, Soldat zu werden, und er ließ sich unter das Königl. Preuß. Artillerie-Korps in Berlin anwerben.

Hier lernte er nun bei einem seiner Kameraden zufälligerweise die Tochter eines Soldaten, mit Namen Dorothea Thielen, kennen. Ihr Anblick machte sogleich den lebhaftesten Eindruck auf ihn;

ihn; er setzte diese Bekanntschaft eifrig fort, bald wurde seine Neigung zur heftigsten Leidenschaft, er entdeckte ihr seine Liebe, versprach, sie zu heirathen, und sein Antrag wurde auch sowohl von dem Mädchen selbst als von ihrer Mutter so aufgenommen, daß er sich die besten Hoffnungen für die Zukunft machen konnte.

Inzwischen erfuhr er mancherlei nachtheilige Gerüchte von seiner Verlobten; aber nichts konnte ihn in seinem einmal gefaßten Entschluß, sie zu heirathen, wankend machen, und seine Liebe zu ihr nur im mindesten schwächen.

Am zweiten Juli 1786 befand er sich mit ihr auf einen öffentlichem Tanzboden außerhalb den Thoren von **Berlin**. Sie äußerte den Wunsch gegen ihn, daß sie gern tanzen möchte, und da er sich selbst nicht Geschicklichkeit genug zutraute, so gab er einem seiner Bekannten drei Groschen, damit er die Musikanten dafür bezahlen und seiner Braut dies Vergnügen machen möchte.

Während dieser Zeit ließ sich **Schnack** mit einem andern auf dem Tanzboden befindlichen Mädchen in ein Gespräch ein, und bot selbigem aus seinem Glase zu trinken an, welches auch mit Dank angenommen wurde.

Die Thielin hatte, während des Tanzes, dieſe Unterhaltung ihres Bräutigamms genau beobachtet, und als der Tanz geendigt war, ging ſie gleich zu ihm, und machte ihm, in einen Anfall von Eiferſucht, über ſein leichtſinniges Betragen, wie ſie es nannte, die bitterſten Vorwürfe.

Schnack, ſich ſeiner Unſchuld bewußt, unterließ nicht, dieſe Vorwürfe mit ähnlichen Beſchuldigungen zu erwiedern, und beide entzweiten ſich gänzlich. Er, ſeiner Seits, war über dieſen Zwiſt außer aller Faſſung gekommen, er war mißmüthig und launiſch, und um ſeinen Unmuth zu verſcheuchen, erwählte er ein bei dem gemeinen Mann ſehr gewöhnliches aber ſehr ſchädliches Mittel, er fing an zu trinken. Er ſtürzte ein Glas Brandwein nach dem andern herunter, doch der natürliche Erfolg davon war, daß er zwar etwas berauſcht aber nicht aufgeheiterter wurde.

Seine Braut bemerkte bald an ſeinem Betragen, daß er zu viel getrunken haben müſſe, und da ſie fürchtete, daß er in der Trunkenheit irgend einen Exzeß ausüben mögte, ſo ging ſie wieder zu ihm hin und redete ihn freundlich an. — Wie konnte er dieſer zuvorkommenden Güte widerſtehn? — In ſeinem Herzen hatte er ihr ſchon längſt vergeben, die Ausſöhnung war alſo nicht ſchwer.

Nun suchte die Thielin ihren versöhnten Liebhaber auf eine gute Art, durch Schmeicheleі und Ueberredungen, dahin zu bringen, daß er den Tanzboden verließe und nach seinem Quartiere ginge. Ihre Bemühungen waren auch nicht fruchtlos; er gab ihren Vorstellungen und Bitten nach, und sie begleitete ihn noch selbst bis zu seiner Hausthüre. —

Die Thielen nahm hier von ihrem Bräutigamm zärtlich Abschied und wollte ihn eben verlassen, als er sie noch, in einem Anfall von Eifersucht, sehr bedenklich fragte: „wohin sie nun ginge, und ob sie sich wieder nach dem Tanzboden zurückbegeben würde?“

Auf ihre Versicherung aber, daß sie nun geradesweges zu ihrer neuen Herrschaft, bei der sie sich vor einigen Tagen vermiethet habe, gehen wolle, gab er ihr einen Kuß, und ging beruhigt in sein Quartier.

Kaum war er dort allein, so stiegen mancherlei Zweifel in seiner Seele auf, er konnte sich des Argwohns nicht erwehren, daß sie wohl wieder auf den Tanzboden zurückgegangen seyn möchte, und, von Eifersucht und Unruhe gemartert, beschloß er, sich durch den Augenschein von dem Grund oder Un-

grund seiner bösen Ahndungen zu überzeugen, er ging selbst dahin zurück.

Wie groß war sein Erstaunen, als er dort, bei seiner Ankunft, seine Geliebte tanzend antraf. Indessen hatte er doch so viel Gewalt über sich, daß er die Ausbrüche seiner Eifersucht unterdrückte und den Tanzsal sogleich wieder verließ. Nun schickte er einen fremden Menschen herein und ließ die Thielin herausrufen. Sie kam und er überschüttete sie mit den heftigsten Vorwürfen über ihre Untreue, Falschheit und Leichtsinn. Aber sein Zorn währte nicht lange, ihre wehmüthigen Bitten, ihre zärtlichen Liebkosungen, und ihre scheinbaren Entschuldigungen, die er nur zu sehr unbedingten Glauben beizumessen, geneigt war, besänftigten ihn sehr bald, und beide schieden zufrieden von einander, als die Thielin ihrem Bräutigamm die heilige Versicherung gab: „daß sie ihn den folgenden Morgen in aller Frühe gewiß besuchen, auch sich bei ihm wegen ihres scheinbaren Unrechts noch weitläuftiger rechtfertigen wolle."

Ungeduldig wartete Schnack den folgenden Morgen bis gegen halb acht Uhr auf seine Geliebte, aber die Treulose kam nicht. Nun hatte er nicht länger Ruh noch Rast in seiner Wohnung. Lieb' und Eifersucht folterten sein Herz, er lief überall in

der ganzen Stadt herum, wo er nur vermuthen konnte, die Thielin anzutreffen, doch fand er sie nirgends. Müde und verzweiflungsvoll kehrte er am Abend in sein Quartier zurück und legte sich zu Bette. Doch die ganze Nacht kam kein wohlthätiger Schlummer in seine Augen, der Gedanke von der Treulosigkeit seiner von ihm so zärtlich, so uneigennützig geliebten Braut quälte ihn unaufhörlich, und oft seufzte er ganz laut: „Ach, Gott! ach „Gott! die Nacht wird mir zu lang!“

Endlich brach der sehnlich erwünschte Morgen an, Schnack stand auf, zog sich an, und nun fiel er mit einemmal auf den blutigen Gedanken, seine ungetreue Verlobte zu erstechen.

Zu diesem Ende ließ er sich von der Wirthinn, bei er der im Quartier lag, ein Messer geben, wickelte solches in ein Papier und steckte es zu sich.

Hierauf ging er zu einer Frau, mit Namen Braunin, in der Hoffnung, dort die Thielin zu finden, und sie dem Tode zu opfern. Mit wildem und verstörtem Blick stürzte er in's Zimmer und rief der Braunin mit einem Ton der Wuth und Verzweiflung zu: „wo ist die Thielin!“

„Sie iſt nicht hier!“ verſetzte die Braunin, die aus dem heftigen Ton ſeiner Stimme und ſeinem verwilderten Anſehn nichts Gutes ahndete; „ſie iſt mit meiner Tochter verreiſ't.“

Eben wollte Schnack wieder fortgehn, als, durch einen unglücklichen Zufall, die Tochter der Braunin die Thüre öffnete, und mit der Thielin hereintrat.

Beide Mädchen bebten vor Schrecken zurück, aber der Unglückliche ließ ſeinen gefaßten grauſamen Vorſatz fahren *), ſöhnte ſich mit der Thielin aus, und erlaubte ihr ſogar, einen vorgeblich nothwendigen Gang zu gehen, von dem ſie ſogleich wieder zurückkommen wollte.

---

*) Wie groß ſeine Liebe geweſen ſeyn muß, bezeugt folgende Ausſage des Schnack bei der Specialinquiſition: „Ich habe ſie ſehr geliebt und die redlichſte Abſicht gehabt: auch benahm mir ihr Anblick alle „Wuth, und ich wäre nicht im Stande geweſen, ihr das geringſte zu Leide zu thun, da ſie „beſonders mich freundlich anredete, mir gute „Worte gab, und verſicherte, daß es bloß aus „Furcht geſchehen, daß ſie nicht zu mir gekommen.“

Die Thielin ging fort, und Schnack wartete geduldig auf ihre Zurückkunft. Statt ihrer kam aber nach einer Weile, eine ihm ganz unbekannte alte Frau, und brachte ihm die Nachricht, daß die Thielin ihr aufgetragen, ihm zu sagen: daß er nicht länger auf sie warten mögte, weil sie nicht wieder kommen würde.

Dieser neue Beweis von dem Leichtsinn, der wenigen Zuneigung und der Geringschätzung seiner Braut, setzten den Unglücklichen in eine Wuth, die bis an Wahnsinn gränzte; verzweiflungsvoll und rachedürstend lief er von Straße zu Straße, um seine treulose Verlobte wieder aufzufinden, aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Endlich, als die Nacht einbrach, mußte er wieder in sein Quartier zurück, und auch diese Nacht that er, wie man leicht denken kann, kein Auge zu.

In der Verwirrung hatte er diesen Abend, bei seiner Zuhausekunft, das sich zum Morde geliehene Messer auf seinen Huth gesteckt, aber er war sich seiner so wenig bewußt, daß er sich, als er es gleich darauf vermißte, gar nicht erinnern konnte, wo er es gelassen hatte.

Schon um sechs Uhr des folgenden Morgens, den 5ten Juli, machte sich Schnack auf, und ging zu der Mutter der Thielin, erzählte ihr alle

die kränkenden Begegnungen, die er von ihrer Tochter erleiden müssen, und bat sie, mit ihm gemeinschaftlich die Ungetreue aufzusuchen.

Die Mutter der Thielin ging darauf mit ihm zu der Wittwe eines Gensd'armes, mit Namen Zürchin, wo sie vermuthete, daß ihre Tochter sich aufhalten würde. Die Zürchin läugnete aber hartnäckig, daß die Thielin bei ihr sey; und schon war Schnack im Begriff, wieder fortzugehn, als seine Begleiterinn, die während der Zeit durch das Schlüsselloch der Thüre und ihre Tochter in der Stube gesehn hatte, ihm ihre Entdeckung mittheilte.

Mit leichter Mühe sprengte nun Schnack die verschloßene Thüre, und zog die Thielin, die sich unter einem Bette verborgen hatte, aus ihrem Hinterhalt hervor.

Jetzt wollte die äußerst aufgebrachte Mutter mit Fäusten auf ihre Tochter losschlagen und spie ihr in's Gesicht, aber großmüthig trat der tiefgekränkte Liebhaber, von Lieb' und Mitleiden durchdrungen, zwischen beide, besänftigte die Mutter, söhnte sich nochmals mit seiner Liebsten aus und nahm sie mit sich, um mit ihr spatzieren zu gehn.

Als er so mit ihr, in vertrauten Gesprächen, eine Weile in der Stadt herumgegangen war,

kam er in die Gegend, wo der Schneider Dietrich wohnte, bei welchem er als Geselle zu arbeiten pflegte. Er wollte zu ihm hineingehn, und bat seine Braut, mit ihm zu kommen, sie weigerte sich aber, und versprach ihm, so lange auf der Straße auf ihn zu warten, bis er wieder zurückkommen würde.

Er war schon zu oft von ihr hintergangen worden, als daß er ihren Worten so unbedingt hätte trauen sollen. Es stiegen mancherlei Zweifel bei ihm auf, und er konnte nicht umhin, die Besorgniß zu äußern, ob er auch auf ihre Versicherung bauen dürfe. Die Thielin schien sein Mißtrauen übel aufzunehmen, und schwur ihm darauf zu: „daß sie nie das heilige Abendmal wieder ge„nießen wolle, wenn sie wegginge und seiner „nicht wartete.“

Wie hätte er wohl diesen feierlichen Betheurungen nicht Glauben beimessen sollen; voll Zuversicht ging er zu seinem Meister, als er aber nach einer kleinen Weile wieder zurückkam, war die Thielin verschwunden.

Dieser abermalige Beweis ihrer Undankbarkeit und Bosheit entflammte ihn zur tobendsten Wuth, er lief verzweiflungsvoll von einem Ort zum andern,

um die Verrätherinn aufzusuchen, die er aber nirgends finden konnte. Endlich kehrte er zur Wittwe Zürchin, wo er die Thielin zuvor versteckt gefunden hatte, zurück. Hier fragte er nach seiner Braut, und als die Zürchin ihre Versicherung, daß sie nicht wisse, wo sie sey, mit vielen beleidigenden Ausdrücken begleitete, er auch in dem Wahn stand, daß sie ihn wieder, wie vorher, belüge, so griff er in der Wuth nach einem auf dem Tisch liegenden Messer, welches die Thielin zuvor aus Versehn dort liegen lassen, und versetzte der Zürchin damit einige Schnitte in den Hals, die zwar nicht schlechterdings tödtlich waren, an denen aber doch die Verwundete, wegen Mangel an schleuniger Hülfe, einige Tage darauf sterben mußte.

Nun eilte er selbst nach der Hauptwache und gab sich als Mörder an. Zu seiner Entschuldigung wußte er nichts zu sagen, als, daß ihm in der Wuth ganz schwarz vor den Augen gewesen und daß er nichts als den Tod gewünscht hätte, um dessen Beschleunigung er auch itzt nur bäte.

Das Kriegsgericht erkannte dahin, daß der Mörder, ohne Zuthun eines Geistlichen, zum Richtplatz geführt, daselbst geköpft, und sein Leichnam demnächst unter dem Galgen verscharrt werden solle.

Der Unglückliche war noch nicht fünf und zwanzig Jahr alt, als er diesen Mord beging, und hatte während der Zeit er bei der Artillerie gestanden, weder Regiments- noch Kompagniestrafe erlitten, auch gaben ihm seine Kameraden und Vorgesetzten die besten Zeugnisse.

III.

Vielfaches Verbrechen aus geringer Urſache.

Johann Georg Philipp Hiller, lutheriſcher Religion, war 1765 zu Wendlingen, einem kleinen Städtchen im Wirtembergiſchen, geboren. In ſeiner Jugend ward er, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, ordentlich zur Schule gehalten, im Chriſtenthum wohl unterrichtet, und gehörig konfirmirt; auch beſuchte er fleißig, ſowohl in ſeinen frühern Jahren, als bis auf die Zeit, da er ſich eines ſo vielfachen Verbrechens ſchuldig machte, die Kirche, und genoß das Abendmahl. Sein Vater, ein Müller, lehrte ihn ſeine Profeſſion, und ließ ihm ſchon im vierzehnten Jahre ſeines Alters als Müllergeſelle ausſchreiben. Hierauf ging er zu einem nicht weit von ſeinem Geburtsort wohnenden Vetter, einem Steinmetzen; und auch dieſer ließ ihn, ungeachtet er vier Jahre bei demſelben lernen

sollte, doch nach anderthalb Jahren gleichfalls als Geselle ausschreiben. Nun kehrte er zu seinem Vater zurück, um diesem in seiner Wirthschaft und Profession Hülfe zu leisten. Da er aber den Vater aufs neue verheirathet fand (seine rechte Mutter hatte er bereits im Alter von acht Jahren verloren) und er sich nicht mit der Stiefmutter, einer bösen zanksüchtigen Frau, vertragen konnte; so verließ er nach anderthalb Jahren heimlich sein väterliches Haus — mit einer silbernen Taschenuhr und etwa funfzig bis sechszig Thaler baarem Geldes, die er sich durch einen kleinen Viehhandel, mit Erlaubniß seines Vaters, verdient hatte, versehen — um zu seinen Großeltern, begüterten Leuten in dem Flecken Fullingen, der ungefähr zehn Stunden von Wendlingen entfernt liegt, zu gehen: in der Absicht, dort bei ihnen, bis sich weitere Aussichten für ihn zeigen würden, sich aufzuhalten.

Da er aber den Weg nicht genau wußte, so kam er auf Ulm zu, ward von dem daselbst stehenden Königl. Preußischen Werbe-Officier, ob er gleich anfänglich nicht die geringste Lust zum Soldatendienst bezeigte, endlich doch — vermogt, sich gegen ein sehr unbeträchtliches Handgeld, auf eine Kapitulation von vier Jahren, als Soldat anwerben zu lassen.

Er ward nach Königsberg in Preußen transportirt, und an das Königl. Preußische Infanterie-Regiment Jung-Rothkirch (jetzt Herzog von Hollstein-Beck) vertheilt.

Anfangs, als er noch im Besitz seiner Uhr und seines Geldes war, lebte er recht ordentlich und zufrieden; da aber dies nach und nach abnahm, und endlich ganz verzehrt war, auch seine geringe Löhnung bei einem natürlichen Hange zu Vergnügungen nie zureichte: so beging er in einer Zeit von viertehalb Jahren drei unbeträchtliche Diebstähle, für welche er auch mit verhältnißmäßiger Regimentsstrafe belegt ward. Diese Züchtigungen bewirkten bei dem gutgesinnten Jüngling den festen Vorsatz, sich zu bessern; und, da es ihm nicht an natürlicher Geschicklichkeit gebrach, so erlernte er gar bald das Frisiren, wodurch er sich eine geraume Zeit so viel verdiente, als er zu Befriedigung seiner Bedürfniße bedurfte.

Im Juli 1785 ward Hiller aufwartender Bursche bei zwei Junkern dieses Regiments, den Herren von Lanken aus Schwedisch-Pommern. Sie wohnten auf dem untern Haberberge, einer sehr abgelegenen Gegend nahe an der Stadtmauer, weshalb Hiller fast den ganzen Tag über bei ihnen war.

Den 28sten Juli gab der jüngste Herr von Lanken ihm einen Friedrichsd'or zum Auswechseln, wofür er an Kurant 16 Fl. weniger 3 Groschen *) bringen sollte; da er aber überall nur 15 Fl. 22½ Gr. bekommen konnte, ging er Abends wieder in des Junkers Quartier, um ihm den Friedrichsd'or zurück zu geben. Er fand Niemand zu Hause, und nahm das Goldstück wieder an sich, um es am folgenden Morgen abzuliefern. In dieser Absicht steckte er denn auch Tags darauf, als er von Hause wegging, das Gold zu sich, und zwar in den Hosengurt (weil die Beinkleider der Soldaten keine Taschen haben, und er zum Frisiren nur eine Jacke ohne Taschen trug) in der Meinung, es recht gut verwahrt zu haben, zog auch noch seine Ueberhosen an. Hierauf ging er erst zu einem Chirurgus der Kompagnie, den er frisirte, und von da gerade in das Quartier der von Lanken. Beide schliefen noch; Hiller besorgte alles Nöthige, und wollte nun die Brüder wecken. Vorher griff er in den Gurt, um den Friedrichsd'or heraus zu nehmen;

*) Ein Preußischer (nicht Brandenburgischer) Gulden ist der dritte Theil eines Thalers, und enthält 30 Preußische Groschen.

aber er fand ihn nicht. Er durchsuchte also noch einmal ganz genau die Unter- und Ueberbeinkleider; allein der Friedrichsd'or war und blieb weg.

Es überfiel ihn hierüber eine außerordentliche Angst. Weil er indeß doch glaubte, er könne in der Geschwindigkeit beim Weggehn das Gold wohl noch zu Hause irgendwo verloren haben; so nahm er sich vor, nach verrichteter Arbeit, im Quartiere nochmals überall nachzusuchen, und beruhigte sich durch die Vorstellung, daß er es ohne Zweifel wieder finden würde. Er weckte nun die beiden Junker; und, als der jüngste von Lanken nach seinem Friedrichsd'or fragte, antwortete Hiller: daß er das verlangte Geld dafür nicht hätte bekommen können, daß er ihn gestern Abend vergebens zurückgetragen, und heute Morgen in der Geschwindigkeit nur vergessen hätte; wenn er wieder käme, würde er ihn ganz gewiß herbringen. Womit der Junker auch zufrieden war.

So bald nun Hiller mit dem Frisiren und Anzuge fertig war, lief er geschwind nach Hause, und suchte überall nach; allein der nicht im Hause, sondern auf der Straße ihm entfallene Friedrichsd'or war nicht wieder zu finden. —

Seine Angst ward also nur noch größer; und zwar um so mehr, weil er den Gedanken faßte, daß

daß man ihm als einem Menſchen, der nun ſchon einmal in ſchlechtem Kredit ſtehe, wenn er jetzt auch gleich entdecken mögte, wie es ihm gegangen ſey, dieſes nicht glauben, ſondern vielmehr, in der Meinung, daß er den Junker um das Geld betrügen wolle, deshalb gewiß zur ſtrengſten Verantwortung ziehen würde *).

Mit dieſer Furcht bezog er bald darauf auch die Vorſtädter-Wache; und, da er nach vielem angſtvollen Hin- und Herdenken kein Mittel vor ſich ſah, ſo viel Geld wieder herbei zu ſchaffen, ſo gerieth er am Abend plötzlich auf den unglücklichen Gedanken, ſich in der Nacht von der Wache, die nicht weit von dem Quartiere der Junker entfernt war,

---

*) Das Mißtrauen in die billige und gute Denkungsart ſeiner Vorgeſetzten bewirkte alſo das Unglück dieſes Menſchen und den Tod eines Unſchuldigen. Zwar war hier die vorhergegangene fehlerhafte Aufführung die natürliche Quelle dieſes Mißtrauens und der darauf gegründeten gerechten Furcht. Aber dieſes Mißtrauen, dieſer Mangel des Glaubens an die Menſchheit, iſt doch überhaupt bei den niedern Volksklaſſen ungemein tief und feſt gegründet; viel tiefer, als die höhern Stände, welchen die Denkart der niedern zu gleichgültig iſt, ſich vorſtellen. Menſchen von geringerm Stande, halten gewöhnlich, in ſolchen ihnen zugeſtoßnen Unglücksfällen, die ihnen ungeſucht angetragene Hülfe von Vor-

in deren Wohnung einzuschleichen, und dem jüngsten Herrn von Lanken sodann von seinem im Koffer befindlichen Gelde Einen Friedrichsd'or, den er ihm darauf am folgenden Tag in die Stelle des verlornen zurückgeben wollte, zu entwenden.

Die Ausführung dieses Gedankens schien ihm um so leichter zu seyn, da erstlich der ältere Bruder mit ihm zusammen auf der Wache sich befand; zweitens ihm bekannt war, daß der jüngste von Lanken einen festen Schlaf hatte; und drittens, daß beide Brüder ihre Koffer mehrentheils unverschlossen ließen.

Er schlich sich demnach gleich nach zehn Uhr, sobald die angekommene Ronde abgefertigt, und die

---

nehmern theils für Hohnneckerei, theils für planvolle List, und wollen sie deshalb selten oder gar nicht annehmen. Freilich entspringt diese Denkart meistentheils aus der gewöhnlichen Geistesschwäche solcher Menschen; denn es gehört schon ein gebildeter und etwas höherer Sinn dazu, um sich frei und furchtlos, so bald man sich unschuldig weiß, aller Welt zu zeigen wie man ist.

Indeß hat doch auch die Behandlungsart gegen die Untergebenen viel Antheil an dieser ihrer mißtrauischen Furcht; so wie diese Behandlungsart selbst auch viel beiträgt, daß jener freiere bessere Sinn nicht aufkommen kann. Milde und Sorge für Aufklärung, wird also auch wohl hier, wie allenthalben, das Beste seyn.

Gewehre weggesetzt waren, in der Zeit, als die übrigen Burſche zum Theil in die Wachtſtube zurückgingen *), ganz in der Stille und ohne daß ihn jemand bei der damaligen Dunkelheit gewahr ward, in völliger Montur mit Patrontaſche und Seitengewehr an das benannte Quartier, wo er die Hausthüre, wie mehrentheils gewöhnlich, offen fand. Er trat hinein, legte auf der Treppe ſeine Patrontaſche ab, den Säbel behielt er aber an der Seite, doch bloß, weil er ihm nicht läſtig war, und kam nun an die Stubenthüre. Da er aber ſelbige verſchloſſen fand, ſuchte er, das darin befindliche Glasfenſter (welches, wie er ſchon lange vorher bemerkt hatte, nicht feſt ſaß) auszuheben, machte hernach von innen das Schloß auf und ging in die Stube. Hier kam es ihm vor, als wenn der Junker, welcher in der Kammer darneben, wo auch die Koffer ſtanden, ſchlief, durch dies Geräuſch etwas ermuntert wäre; denn er holte ſehr ſtark Athem. Hiller blieb alſo in der Stube ſo lange ſtehen, bis er den Junker wieder feſt ſchlafen und ſchnarchen hörte.

*) Die Wachtſtube war ſo enge, daß gewöhnlich einige Burſchen außerhalb derſelben auf einer benachbarten Brücke ſitzen mußten: ein Grund, warum Hiller um deſtoweniger vermißt werden konnte.

Er ging sodann in die halb offene Kammer, die nur bloß von dem damals sehr schwachen Mondenlicht etwas erhellet war; und wollte nun den nicht weit vom Bette des Schlafenden zur Seite stehenden Kasten (der, nach seinem Gefühl zu urtheilen, da er im Finstern daran herumtappte, zwar mit einem darin steckenden Schlüssel versehen, doch nicht zugeschlossen war) aufmachen. Als er aber den Deckel in die Höhe hob, fiel ein Leuchter, den der Junker beim Schlafengehen vermuthlich auf den Kasten gesetzt hatte, um; und jener erwachte, richtete sich im Bette auf, und rief sehr laut: „Wer ist da?“ Hiller antwortete nicht, in der Meinung, daß, wenn er sich stille verhielte, der Junker sich wieder niederlegen würde; ganz behutsam legte er daher den Deckel des Kastens wieder an, und richtete sich in die Höhe. Bei dieser Gelegenheit ging aber die Thüre, neben welcher er stand, fast ganz zu und knarrte. Auf dieses neue Geräusch sprang der Junker von Lanken mit gleichen Füßen aus dem Bette, griff nach seinem Stock, der auch nicht weit von der Thür stand, und da er auf sein weiteres Anrufen (wobei er Hillern jedoch nicht nannte, dieser also auch nicht wußte, ob er erkannt sey) wiederum gar keine Antwort erhielt, gab er ihm einen Hieb mit dem Stock auf das Schienbein, fing

an zu rufen, und wollte mit den Worten: „ich er„ſteche dich!“ zur Kammerthür hinaus; vermuthlich, um ſeinen Degen, der in der Nebenſtube ſtand, zu holen.

Alle dieſe Umſtände ſetzten den Unglücklichen in ſolche Angſt, daß er in dem Augenblick faſt ſinnlos ward. Hiezu kam die Furcht, auf den Fall, wenn er den Junker hinausließ, gewiß entdeckt und alsdann für ſeine begangenen Fehltritte aufs ſchärfſte beſtraft zu werden. Er faßte daher auf der Stelle der Entſchluß, lieber jenen aus dem Wege zu räumen, als ſich entdecken zu laſſen. Mithin vertrat er ihm, da er heraus wollte, ſogleich die Thüre; und als dieſer ſich immer mehr bemühte, aus der Kammer zu kommen, gab er ihm zuförderſt mit der geballten Fauſt einen Stoß vor die Bruſt, daß er ſogleich rücklings aufs Bette zurückfiel. Hierauf ſtopfte er dieſem zarten und feingebauten Jüngling, da er gleich hernach, obgleich aus hohler Bruſt, wieder zu ſchreien anfing, mit der einen Hand den Mund, und mit der andern würgte er ihn, ob ſich derſelbe gleich mit Händen und Füßen widerſetzte, ſo lange, bis es ihm vorkam, daß der Junker nicht mehr leben könne. Darauf ließ er ihn los; allein jener fing ſogleich aufs neue an, ſich zu werfen,

mit der Bruſt zu röcheln, und mit den Füßen zu ſtampfen: Hiller ging alſo zum zweitenmale auf ihn zu, und brachte ihn durch zwei oder dreimaliges Drücken an der Kehle dahin, daß er ganz todt zu ſeyn ſchien.

Als dies geſchehen war, ließ er ihn liegen und wollte weggehn; „Mir war aber," ſagte er in der Unterſuchung, „nicht anders, als wenn mich je„mand beim Rock zurück zog. Mithin ging „ich, da ich mich nunmehr faſt in einer Art von „Raſerei befand, ohne eigentlich zu wiſſen, „warum ich es that, an den Kaſten; und, „nachdem ich gleich obenauf ein Papierchen, „worin das Geld eingewickelt war, fand, ſo „nahm ich nicht allein dieſes, ſondern auch die „Taſchenuhr, welche auf einem zweiten Koffer „lag, an mich, ſteckte beides in die Taſchen, „und lief darauf — nachdem ich zuvor ſowohl „das Stubenfenſter, welches mir aber in der „Angſt wohl dreimal aus der Hand fiel, wie„der eingeſetzt, und ſodann die Stube zuge„ſchloſſen, als auch nachher die Patrontaſche „wieder angelegt hatte — in größter Eil auf „die Wache zurück." — Auf die Frage: ob er

auf seinem Rückwege nach der Wache jemand begegnet sey? antwortete er: „Nein, wenigstens habe er keinen bemerkt: und wenn ihm auch wirklich jemand aufgestoßen wäre, so glaube er nicht, daß er ihn würde gesehen haben; denn es wäre ihm in der Angst nicht anders vorgekommen, als wenn er über lauter Berge, Thäler, Moräste und Löcher gesetzt hätte."

Er kam nun, mit diesem dreifachen Verbrechen beladen: dem heimlichen Weggehn von der Wache, dem Diebstahl, und der durch die Umstände noch schwärzeren Ermordung desjenigen Junkers, bei dem er selbst diente, — ohne vermißt zu werden, kurz vor Verlesung der Wache, noch vor dreiviertel auf eilf Uhr an; und um eilf Uhr als Schildwache auf einem Posten, wo er das Gold (es waren eilf Friedrichsd'ore) in die beiden Klappen seiner Kartusche versteckte, und die Uhr so lange in der Rocktasche behielt, bis er von der Wache in sein Quartier zurückkam, wo er sie dann unter dem Heerde hinter einem Topf verbarg.

Den Morgen darauf wurde der Tod des Junkers von Lanken gleich ruchtbar, und Hiller ward, ungeachtet er auf der Wache sich befunden

hatte, doch, weil er noch den Nachmittag in dem Hause des Ermordeten gewesen war, wohin ihn der ältere Bruder von der Wache aus, um seinen Pfeifenkopf zu holen, geschickt hatte, arretirt und befragt. Anfänglich läugnete er alles standhaft; allein hernach gestand er freiwillig seinen Kameraden und seinen Richtern die ganze That mit der größten Freimüthigkeit und Reue.

Uebrigens hatte der Musketier Püttner den von Hillern verlornen unglücklichen Friedrichsd'or am Nachmittag desselben Tages auf dem Haberberge gefunden, als er gerade einen Unterofficier um die Erlaubniß bitten wollte, einige Stunden in der Stadt arbeiten zu dürfen; und meldete solches aus freien Stücken, als er den Abend um acht Uhr zu Hause kam, seinem Feldwebel. Zur Entschuldigung der späten Anzeige führte er an: daß er gleich zu seinem Verdienst in die Stadt gegangen sey, und gefürchtet habe, durch den Gang zum Feldwebel an seiner Zeit etwas zu verlieren. Aus dieser Besorgniß habe er auch nicht einmal ein Wort von seinem Funde dem Unterofficier gesagt.

Als Hillern das Goldstück gezeigt, und die dabei obwaltenden Umstände gesagt wurden, ward er sehr gerührt, bat, man möchte doch dies als eine Schickung Gottes ansehen, und ja diesen Umstand

bei seiner Verurtheilung bemerken: denn, wenn Püttner die Sache gleich angezeigt hätte, so würde es gewiß auf der Wache bekannt geworden seyn, und er zu allen seinen Verbrechen keine Versuchung gehabt haben.

Als Hiller befragt ward: warum er sein Verbrechen nicht gleich im ersten Verhör gestanden? sagte er: „Er habe es wohl anfänglich thun „wollen; allein eine gewisse Herzensangst habe „ihn davon abgehalten. Auch selbst an dem „Morgen, da der Tod des Verstorbenen ruchtbar „bar geworden, habe er immerfort mit sich gestritten, die ganze That anzuzeigen; allein die „entsetzliche Bangigkeit habe diesen Gedanken „wieder bei ihm erstickt, bis er zuletzt sich nicht „länger vor Unruhe des Gewissens bergen können, und alles freiwillig entdeckt habe."

Nachdem er alles eingestanden hatte, setzte er hinzu: „Aus diesen wahren Umständen wird „man wohl schon deutlich sehen, daß ich gar „nicht mit dem Vorsatz, den Verstorbenen zu „tödten, vielweniger ihn so zu bestehlen, wie „es itzt geschehen ist, in dessen Quartier ge-

„gangen bin; sondern daß ich nur lediglich die „Absicht hatte, ihm Einen Friedrichs„d'or zu entwenden. Dazu brachte mich die „entsetzliche Angst, worein ich durch den Ver„lust des Friedrichsd'ors gerathen war. Da „ich in der festen Meinung stand, daß man „mich als einen vermeintlichen Betrüger des„halb zur strengsten Rechenschaft ziehen würde."

„Als ich nun jenen Vorsatz auf der „Wache faßte, so blieb ich, ohne die Folgen „zu überlegen, bloß bei dem Gedanken ste„hen, daß der Verstorbene, vermöge seines „festen Schlafs, nicht aufwachen würde; mit„hin fiel es mir auch aus diesem Grunde „gar nicht ein, auf den Fall des Gegen„theils darüber einen ordentlichen Plan zu „machen; sondern ich ging bloß in der Vor„stellung, daß mir meine Absicht, den Ver„storbenen heimlich zu bestehlen, gelingen „würde, ganz blindlings in dessen Quartier."

„Ihn zu ermorden, hatte ich ja vorher „nicht die mindeste Ursache, weil er jederzeit „gut mit mir umgegangen war, und ich nichts „feindseliges wider ihn hatte. Da er aber,

„wider alle mein Vermuthen, unglücklicher=
„weise durch den Fall des Leuchters erwachte,
„und ich hierauf nicht allein entdeckt, son=
„dern auch für meine Vergehen als ein der
„vorherigen Diebstähle wegen schon sonst in
„schlechtem Kredit stehender Mensch, aufs
„schärfste bestraft zu werden, ganz gewiß
„glaubte; so überwog diese neue Angst alle
„weitere Ueberlegung: und in völliger Betäu=
„bung der Sinne gerieth ich jetzt erst auf
„den Vorsatz, eine That zu unternehmen,
„die ich nie in meinem Leben unternommen
„haben würde, wenn nicht der Verstorbene
„erwacht und auf mich losgegangen wäre. —
„Wie sehr ich mich durch diese Handlung ge=
„gen Gott und meine Nebenmenschen versün=
„digt habe, sehe ich jetzt zur Genüge ein,
„und bereue es herzlich und aufrichtigst. — Ju=
„gend, Dummheit, Furcht der Strafe, und
„der Umstand, daß der Friedrichsd'or so spät
„gefunden, und dessen Finden so spät ange=
„zeigt worden, — sind die einzigen Entschul=
„digungsgründe, die ich für mich anzuführen
„habe."

Das Kriegsrecht erkannte dahin, daß der Unglückliche von oben herab gerädert, und hernach sein Körper aufs Rad geflochten werden sollte; und diese Strafe wurde auch an ihm vollzogen.

IV.

Raub auf öffentlicher Landstraße aus Mangel an Unterhalt.

Johann Friedrich Meinke, lutherischer Religion, wurde 1752 in dem zu den Lenkenschen Gütern gehörigem Dorfe Mezen gebohren, woselbst sein Vater Kämmerer war. In seiner Jugend ernährte er sich dadurch, daß er sich bei Bauern als Knecht vermiethete.

Bei der Stiftung der Westpreußischen Regimenter wurde er auch mit zum Soldaten ausgehoben und an das damalige von Krokowsche, itzt von Hansteinsche Infanterieregiment abgegeben. Hier diente er bis zum Ausbruch des Baierschen Erbfolge-Krieges, wo er aber, als er mit dem Regiment durch Pohlen marschiren mußte, auf dem Marsch krank wurde und liegen blieb.

Nach seiner Genesung von dieser Krankheit, engagirte er sich bei dem damaligen Freistädt-

ſchen Freibataillon, und hier wurde er in einem Scharmützel bei Jägerndorf verwundet, wodurch er nachmals das Unglück hatte, epileptiſche Zufälle zu bekommen.

Als dies Freibataillon darauf reduzirt ward, wurden die darunter befindlichen zum Soldatendienſt noch tauglichen Leute unter die regulairen Truppen vertheilt, und Meinke kam zum damaligen von Natalieſchen Garniſonregiment. Bei ſelbigen diente er einige Jahre; da aber ſeine Epilepſie dergeſtalt zunahm, daß er monatlich davon wenigſtens zwei bis dreimal befallen wurde, ſo erhielt er den Abſchied, und nun konnte er laufen, wohin er wollte.

Ohne Brod, ohne Kenntniß von irgend einem nützlichen Gewerbe, (denn wo hätte er ſolches erlernen ſollen?) ohne Unterſtützung von irgend einem Menſchen, mit einer ſchauderhaften Krankheit behaftet, die ſeine körperlichen Kräfte erſchöpfen und ihn ſelbſt unfähig machen mußte, als Tagelöhner oder Knecht zu arbeiten, meldete ſich der Hülfloſe nun als Kantoniſt bei dem Dragonerregiment von Bork, (itzt von Bardeleben) erhielt aber, wegen ſeiner Krankheit den Laufpaß. Jetzt mußte er äußerſt kümmerlich ſein Brod durch Dienen zu erwerben ſuchen, wo er dann von einem Ort zum

ändern herumschweifte und fast täglich mit Nahrungssorgen und Elend zu kämpfen hatte *).

So trieb sich Meinke bis zum Jahr 1786 weit und breit umher und arbeitete um Tagelohn. Im Monat Juli dieses Jahrs hatte er etwa vierzehn Tage lang einem Bauer, Namens Piper, im Dorfe Gerwetter Heu harken helfen; als aber dieser keine Arbeit weiter für ihn hatte und ihn daher nicht länger behalten wollte, faßte er den Entschluß, wegen seines anderweitigen Unterkommens nach Balandszen zu gehn.

Unterwegs traf er den Schulzen aus dem Dorfe Schemer an, dem er die Absicht seiner Reise er-

---

*) Wem drängt sich nicht unwillkührlich der Gedanke auf, daß dieser arme [illegible] Mensch doch eigentlich durch die bei Jägerndorf erlittene Verwundung in diesen traurigen Zustand versetzt worden. — Wie, sollte es nicht die Pflicht des Staats seyn, seine Kinder, die für ihn geblutet, die um seinetwillen Krüppel geworden, vor Mangel und Hunger zu sichern? — Hätte man diesem Unglücklichen damals nur die Hälfte von dem gegeben, was er hernachmals dem Staat zur Verpflegung auf der Festung kosten mußte, er wäre vielleicht nie in die Hände der Justiz gefallen. Oder darf der Staat nur dann an seine hülflosen Kinder denken, wenn sie seine Aufmerksamkeit durch ein Verbrechen auf sich gezogen haben?

zählte, und dieser rieth ihm darauf, bei dem Schenkwirth Berger in Szellen, der viel Acker habe, Arbeit zu suchen.

Meinke folgte diesem Rath und ging nach Szellen. Hier kam er den 29sten Juli 1786 gegen Nachmittag in die Schenke des Berger an. Er traf den Wirth aber nicht zu Hause, sondern die Bedienten einer durchreisenden Herrschaft. Meinke ließ sich darauf für einen Groschen Brandwein geben, trank solchen aus, und als der Wirth noch nicht zu Hause gekommen war, ging er nach der zweiten Schenke des Dorfs. Auch hier ließ er sich ein Maaß Bier geben und bat darauf den Wirth um Arbeit. Da ihm dieser aber seine Bitte nicht gewähren konnte, so kehrte er in die erstre Schenke wieder zurück. — Bei seiner Ankunft daselbst traf er dort einen Schuster, mit Namen Edelhoff, an, der während seiner Abwesenheit daselbst abgetreten war; auch kam der Wirth selbst bald zu Hause.

Meinke ließ sich wiederum ein Maaß Bier geben und fragte darauf den Berger, ob er ihn nicht in Arbeit nehmen könne? Dieser erkundigte sich näher nach ihm und erwiederte: „Wer weiß,

„was

„was er für einer iſt; er mag wohl ein Pferde„dieb ſeyn, ich brauche ihn nicht.“

Ein Müller, Namens Elleben, welcher in der Stube gegenwärtig war und das Geſpräch des Meinke mit dem Wirth mit angehört hatte, bezeigte darauf Luſt, den armen beodloſen Menſchen bis Martini auf Tagelohn zu ſich zu nehmen, der Wirth warnte ihn aber mit den Worten: „Wenn „mir ein Pferd geſtohlen wird, ſo fordre ich's „von dir, wie kannſt du einen Menſchen neh„men, der kein Atteſt hat?“ worauf auch der Müller von ſeinem Vorhaben abſtand.

Mittlerweile hatte ſich der Schuſter Edelhoff mit dem Bedienten der durchreiſenden Herrſchaft in ein Geſpräch eingelaſſen, und unter andern mit ihm über den Werth und den Gehalt der Albertus- und preußiſchen Thalerſtücke geſprochen, auch hatten ſie ſich beide wechſelſeitig dieſe Münzſorten vorgewieſen. Itzt ließ ſich nun auch der Wirth mit dem Schuhmacher in ein Geſpräch ein, und letzterer erzählte ihm mit vieler Redſeligkeit, die wahrſcheinlich mit eine Folge eines kleinen Rauſches war, den er ſich auf ſeiner Reiſe getrunken hatte, daß er aus Inſterburg ſey, ſich heute früh auf den Weg nach Tilſe gemacht, um dort das Nöthige wegen Frei-

sprechung seines Sohns, der gleichfalls das Schuhmacher-Handwerk erlernet hätte, zu besorgen, wobei er mit vieler Gutmüthigkeit hinzusetzte: „Wenn „man einen guten Beutel mit Geld hat, so sind die „Kinder auch gut.“

Meinke hatte dies Gespräch in der Entfernung mit angehört, und kein Wort davon verloren. — Der Anblick des vorgezeigten Geldes, das ihm in seiner Lage ein unerschöpflicher Schatz schien, die Aeußerung des Schusters, der hülflose Zustand, in dem er sich befand, da er itzt ganz außer Brod war, die abschläglichen Antworten auf sein dringendes Bitten um Arbeit, die lieblose Aeußerung des Wirths, die die traurige Vorstellung bei ihm sehr lebhaft erwecken mußte, daß er schwerlich sein Unterkommen weiter finden würde, der Genuß des Brandweins und des Biers, der ihn erhitzt hatte, alles dies brachte den hülfsbedürftigen Menschen auf den unglücklichen Gedanken, den Schuster zu berauben.

Als dieser darauf über Müdigkeit klagte und äußerte, daß er gerne etwas dafür bezahlen wollte, wenn er ein Fuhrwerk oder ein Pferd bis Tilse bekommen könnte, erbot er sich sogleich, ihn ein Pferd zu verschaffen, und ihn bis Tilse zu begleiten, wenn er nur mit ihm bis zu dem nächsten

Dorfe gehen wollte. Er hoffte nehmlich, daß der Schuster bei seiner Trunkenheit, die ihm nicht unbemerkt geblieben war, sich auf diesem Wege ausruhen und einschlafen würde, und glaubte, ihm alsdann das Geld mit leichter Mühe entwenden zu können.

Der Schuster hingegen verlangte ausdrücklich, daß Meinke ihm das Fuhrwerk oder die Pferde vor der Schenke bringen sollte, und als dieser solches zu thun sich weigerte, begab sich der Schuster gegen Abend allein wieder auf den Weg und goß noch beim Weggehn sein übrig gebliebenes Bier in des Meinke Kanne.

Etwa eine Viertelstunde darauf verließ auch Meinke die Bauernschenke, um den Schuster wieder einzuholen.

Beim Weggehn erblickte er noch einen Schlafrock auf der Krippe liegen, und da er in der Meinung stand, daß solcher von dem fremden Bedienten vergessen worden, nahm er ihn mit.

Er ging in die Landstraße und von dort aus auf eine Anhöhe, um sich nach dem Schuhmacher umzusehn. Da er solchen aber nirgends mehr gewahr wurde, ließ er auch seinen vorher gefaßten unglücklichen Vorsatz fahren, stieg, da er sich von dem genoßenen starken Getränk etwas betrunken

fühlte, über einen Strauchzaun und legte ſich ſchlafen.

Nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden erwachte er wieder, und nun beſchloß er nach Ragnit zu gehn, weil er erfahren hatte, daß dort die Mauer eines alten Gebäudes niedergerißen werden ſollte, und er dabei Arbeit und Brod zu bekommen hoffte. In etwas getröſtet durch dieſen ſchwachen Schimmer von Hoffnung, verfolgte er nun die öffentliche Landſtraße und ging hiernächſt einen Nebenweg, den ihn ein Litthauer, der ihm unterwegs begegnet war, bezeichnet hatte. In einer beträchtlichen Entfernung hinter dem nächſten Dorfe zog endlich das Schluchzen und Schnarchen eines Schlafenden ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich, und er bemerkte auch bald einen ihm ganz unbekannt ſcheinenden Menſchen unter einem Weidenbaum liegen. Anfänglich hatte er nichts böſes wider ihn im Sinn, und er ging bis etwa zwanzig Schritt vor ihm vorbei; aber auf einmal erwachten nun aufs neue in ihm die traurigen Vorſtellungen ſeines unglücklichen Schickſals, ihm ward, wie er bei der Unterſuchung ſich ausdrückte: ganz wunderlich zu Muth, und als wenn ihn jemand mit Gewalt zurückgezogen und zu ihm geſagt hätte: du mußt den Menſchen todt ſchlagen!

Er kehrte um, bückte sich auf das Gesicht des Schlafenden nieder, und erkannte ihn jetzt erst für den Schuster, den er in der Szellenschen Schenke angetroffen hatte. Ihn ergriff ein unwillkührlicher Schauder.

Der Huth des Schlafenden war abgefallen und der Kopf entblößt, mit den Füßen lag er gegen einen Zaun und mit dem Kopfe nach der Landstraße.

Meinke sah ihn eine Weile an, zuckte mit den Schultern, als ob es ihm Leid um ihn sey, aber auf einmal überfiel ihm eine Art von Wuth *). Er ging zu dem Strauchzaun, zog einen Weidenast aus selbigem heraus, nahm ihn in beide Hände, und gab damit dem Schuster einen Schlag auf die bloße Seite des Kopfs. Nun warf er den Knittel von sich — griff mit der einen Hand nach der Hosentasche des Schusters, riß den Geldbeutel heraus und steckte ihn zu sich. Der Schuster warf sich auf die andre Seite, Meinke faßte ihn aber um den Leib und schleppte ihn, um nicht gleich bemerkt zu werden, nach dem ihm rechter Hand befindlichen Kornfelde.

*) In dem Verhöre drückt er sich darüber so aus: „er sey ganz bedöselt und erboßt worden.“

Der Verbrecher hatte noch von dem Abäſteln eines Stocks ſein Meſſer in der Hand. Itzt kniete er bei dem Beraubten nieder, und wollte ihn damit, zur Beſchleunignng ſeines Todes, in den Hals ſtechen; das Meſſer war aber alt und unbrauchbar und ſchlug halb zu. Meinke wollte es aufrichten, er ſetzte es alſo an den Hals des Schuſters und bog es zurück.

Er that darauf den zweiten Stich nach dem Halſe, es ſchlug aber wieder zuſammen. Er bog es von neuem wieder gegen den Hals oder das Kinn zurück; aber ob er dem Schuſter damit zum drittenmale einen Stich gegeben, kann er ſich nicht beſinnen, denn alles dies geſchah in der allergrößeſten Eil und Angſt.

Endlich ſprang Meinke auf, ging mit dem blutigen Meſſer in der Hand, etwa drei Schritte vorwärts und bemerkte beim Umſehen, daß der Schuſter noch den Kopf bewegte. — Nun überfiel ihn auf einmal Reue und Mitleid. Er ſtürzte aus dem Korn, ſank einige Schritte davon auf ſeine Knie, fing bitterlich an zu weinen und wollte auch ſchon dem Schuſter den geraubten Beutel mit dem Gelde wieder in die Taſche ſtecken. Er wurde aber einige Kinder gewahr, die auf dem Felde hüteten, und fürchtete ſich, entdeckt zu werden. Er warf

den entwendeten Schlafrock nach dem Verwundeten ins Korn und setzte mit unbeschreiblicher Angst und Beklemmung seinen Weg weiter fort. Von den übrigen Sachen des Schusters nahm er nichts mit, als deßen Rohrstock, den er hiernächst für 18 gr. verkaufte. Unterwegens zählte er das geraubte Geld, und fand, daß es 12 Rthl. und darunter 3 Preuß. Thalerstücke waren.

Mittlerweile war der unglückliche Verwundete, der nicht ermordet worden war, wieder in etwas zu sich gekommen, er raffte sich also mit Anstrengung aller seiner Kräfte wieder auf, nahm den in einem Bündel bei sich liegenden Schlafrock und kehrte, ohne Hut und Stock, das Gesicht von den erhaltenen Wunden ganz mit Blut bedeckt, nach der Schenke zu Szellen zurück. Ermattet und verblutet stürzte er hier in die Stube und auf wiederholtes Befragen des Wirths konnte er nichts herausbringen, als die unzusammenhängenden Worte: „Die Spitzbuben! — die Mörder! — in's Korn!“ — worauf er ohnmächtig niedersank. Man öffnete nun den Bündel des Schusters und fand darin den stark mit Blut besudelten Schlafrock des Wirths. Dieser schöpfte daraus sogleich Verdacht auf den Meinke und machte die That

mit Beſchreibung des Thäters ſchleunigſt in der Nachbarſchaft bekannt. Es wurden ſogleich Steckbriefe erlaßen, und dieſe ſchnellen Vorkehrungen zur Habhaftwerdung des Thäters bewirkten auch ſchon am dritten Tage nach dem unglücklichen Vorfall die Verhaftnehmung des Verbrechers. Man fand ihn bei einem beurlaubten Huſaren in Ayesgirren, mit welchem er gemeinſchaftlich von dem geraubten Gelde gezehrt hatte; 17 Fl. waren von ſelbigem noch übrig, und er geſtand ſogleich ohne alles Läugnen die verübte That ein.

Die Kriminal-Deputation des Königl. Preuß. Kammergerichts zu Berlin verurtheilte den Verbrecher zwar dahin, daß er, wenn er zum Sterben wohl bereitet worden, ohne Begleitung eines Geiſtlichen, zum Richtplatz geführt und daſelbſt mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, demnächſt aber ſein Körper auf das Rad geflochten werden ſollte, und der Staatsrath beſtätigte auch dieſes Urtheil den 22ſten Febr. 1788. Allein da der Unglückliche darauf um Begnadigung bat, ſo trug der Ober-Appellationsſenat bei dem König auf Milderung der erſten Sentenz in lebenswierige Feſtungsſtrafe an, weil der

Schuſter Edelhoff von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt ſey, auch ſelbſt um Begnadigung für den Verurtheilten bitte, von dieſem aber vorhero nicht das mindeſte ſtraffällige bekannt geworden, auch die heftigen Anfälle der Epilepſie ſeine Verſtandeskräfte ſehr geſchwächt haben könnten, und der König genehmigte dieſen Antrag.

V.

Ermordung einer Perſon aus verzweiflungsvoller Rachſucht gegen eine andere.

Martin Habermann, lutheriſcher Religion, war der Sohn eines Bauern zu Albrechtsbruch in der Neumark, und ward im 18ten Jahre ſeines Alters als Kantoniſt für das in Berlin garniſonirende Infanterieregiment, Herzog Friedrich von Braunſchweig, zum Kriegsdienſte ausgehoben, wo er bis gegen das Ende von 1786 neun Jahre über ſich ſo gut betragen, daß keine erhebliche Klage wider ihn eingelaufen, und er nur ein einzigesmal Regimentsſtrafe erlitten.

Während ſeiner Dienſtjahre war er Ehemann, Vater und Wittwer geworden. Um bei ſeiner geringen Löhnung ſich und ſeine Familie zu ernähren, ſuchte er, welches auch den Soldaten in Berlin immer leicht gelinget, auf andere Art etwas zu

verdienen. Sein vorzüglichstes Erwerbungsmittel bestand darin, daß er Holz aus den Kähnen auf die Holzplätze karrte; zu welchem Ende er auch einen Thorpaß bekam. Dies letztere ist zugleich ein Beweis, daß man sich beim Regimente auf seine Ehrlichkeit verließ.

Im November des Jahres 1786 zeigte ein anderer Musketier gleichen Regiments, Namens Sok, (zu welchem Habermann besonders Vertrauen und Zuneigung geäußert,) dem Feldwebel M., dessen Untergebner Habermann war, heimlich an: „wie Habermann seinen Thorpaß bei ihm (dem Sok) gegen vier Groschen versetzen wollen.“ In wie fern dies Vorgeben gegründet gewesen, ist nie völlig ausgemittelt worden; so viel ist gewiß, daß solches der unglückliche Habermann bei der Untersuchung und selbst bei der Konfrontation stets geläugnet, (obgleich er wußte, daß er sterben müsse, auch sonst durch gar kein Abläugnen seiner Strafe zu entgehen dachte,) Sok hingegen auch bei seiner Behauptung beständig geblieben. — Genug, auf diese Anzeige ward Habermann eines Morgens früh zum Feldwebel M. bestellt, der ihm gleich mit den Worten empfing: „er ist ein schlechter nie„derträchtiger Mensch; so lange ich Feldwebel

„bin, soll er keinen Paß wieder bekommen;“ zu gleicher Zeit vor ihm ausspie, ihm seinen Thorpaß abforderte, und solchen zerrissen ihm vor die Füße warf *). Habermann erfuhr endlich die Ursache dieses Zorns, nur als er Gegenvorstellungen machen wollte, erhielt er nichts zum Bescheid, als: „er sollte stille nach Hause gehen, wenn er nicht sechsmal Gassen laufen wolle.“

Hierüber äußerst traurig, verließ Habermann den Feldwebel, weinte zu Hause heftig; und gegen seinen Wirth, einem Soldaten gleichen Regiments, der ihn zu trösten suchte, äußerte er: „wer ihm seinen Thorpaß nähme, raube ihm sein Brod **), und es wäre schon gut!“ Zugleich sagte er dem Wirth: daß er gleich wieder umkehren wolle, um den Feldwebel zu befragen, wer ihm solche Nachrichten hinterbracht hätte. Sein Kamerad mußte alle Beredsamkeit aufbieten, ihn zu besänftigen, daß er wenigstens damit bis auf den

---

*) Eine ordentliche kaltblütige Untersuchung würde, wie es scheint, das Leben zweier Menschen gerettet haben.

**) Weil er ohne Thorpaß seine Handthierung nicht fortsetzen konnte.

folgenden Tag warte, wo sich wahrscheinlicher Weise der Zorn des Feldwebels gelegt haben würde.

Habermann ging auch wirklich den folgenden Morgen zum Feldwebel; erhielt aber — aus einem falschen Prinzip: dergleichen Angeber nicht zu verrathen — die unbefriedigende Antwort: „Er würde wohl wissen, zu wem er etwas vom Paßversetzen gesprochen.“

Itzt fiel Habermann auf den Verdacht, daß dies vielleicht sein Freund Sok gewesen; er lief also zu ihm, und fragte ihn durchs Fenster, ob er dergleichen zu dem Feldwebel gesprochen? Sok läugnete dies anfangs, und schob die Schuld auf seinen jüngern Bruder; gestand es aber endlich ein. Diese Verrätherei entflammte von Stund' an den Zorn des unglücklichen Brodberaubten dergestalt, daß er es fest bei sich beschloß, seinen Ankläger mit seinem zum Kommißbrod scharf gemachten Einlegemesser zu entleiben. Schon am 17ten November 1786 erwachte dieser Gedanke bei ihm, und zu diesem Ende besuchte er auch seinen Feind zu verschiednenmalen; aber glücklicherweise fand er nie Gelegenheit, seinen Vorsatz auszuführen. Dies Mißlingen brachte ihn einige Tage darauf

auf den Gedanken, seinem Feinde an einen Abend auf der Straße aufzulauren; aber auch diesmal erschien Sok nicht und entrann seiner Rache.

Am 21sten November ging Habermann des Morgens früh, da er seine Löhnung erhalten, aus seinem Quartier, in der Absicht, sich irgendwo etwas zu verdienen, und ob er gleich den Vorsatz, seinen Ankläger zu ermorden, nicht fahren lassen, so war er doch weit entfernt, itzt daran zu gedenken. Zufälligerweise begegnete ihm auf der Straße der Aufwärter eines Bordels, den er vor einigen Tagen dort kennen lernen, als er bei Aufsuchung eines Deserteurs auch dorthin gekommen; und wo er nach der Zeit, vorzüglich aus Liebe zu einem Mädchen, Namens Neubaurin *), verschiedenemale gewesen war. Auf dessen Zureden entschloß er sich, dort mit ihm hinzugehen und zu frühstücken. Als er hin-

*) Wie heftig diese Leidenschaft bei ihm gewesen, beweist folgende Aussage: „Ich gewann sie so außerordentlich lieb, daß ich unmöglich hätte zugeben können, daß sich ein andrer mit ihr hätte

kam, ließ er ſich eine Bouteille Bier geben, und fragte gleich nach ſeiner Geliebten. Die Neubaurin erſchien, er bewirthete ſie mit einem Glaſe Kirſchbrandwein und ſechs Pfennig Semmel, und nachdem ſie mit den übrigen Mädchen gefrühſtückt, ging ſie mit Habermann oben auf ihr Zimmer, deſſen Thüre er von inwendig verſchloß. Hier auf dem Bette erzählten ſie ſich wechſelsweiſe ihre Schickſale, und das Mädchen äußerte, bei Endigung ihres Lebenslaufs, den Wunſch: „daß ſie gern bald todt ſeyn mögte!“ Während dieſer Zeit wurden ſie von den übrigen Bewohnerinnen des Bordels zu verſchiedenenmalen geſtört, indem ſolche die Neubaurin riefen, herunter zu kommen.

Um halb zwölf Uhr kam endlich die Wirthin vom Markt zurück, und als der Friſeur ſich ein-

---

„abgeben dürfen; und deswegen war es mir un„möglich, ohne ſie aus der Welt zu gehen, und „ich wünſchte nichts ſehnlicher, als mit ihr auf „der Stelle zu ſterben. Ich wünſche auch noch „itzt, daß ich bei ihr zu liegen käme.“

stellte, ließ sie solche zu Frisiren herunter rufen. Bisher hatte sich die Neubaurin auf Habermanns Zureden immer zurückhalten lassen; itzt aber richtete sie sich im Bette auf, gab ihrem Liebhaber noch einen Kuß, und wollte aufstehen. Aber plötzlich lief nun dem Unglücklichen ein kalter Schauder, wie ein Fieber, über den ganzen Leib, er faßte das Mädchen mit der linken Hand ans Kinn, mit der rechten griff er in die Tasche nach dem Messer, machte es mit derselben Hand auf, und ohne daß das Mädchen nur das geringste gewahr ward, brachte er ihr eine tödtliche Wunde am Halse bei. Sie schrie auf, und nun gab er ihr noch einen Stich, daß sie verschied.

Auf das Geschrei des Mädchens eilten die Wirthin und der Aufwärter herbei; der Mörder öffnete selbst die Thür, und stand, ohne die geringste Spur von Rührung, bei dem blutigen Leichnam. Als ihm der Aufwärter zurief: „Bruder, was hast du gemacht? Wie hast du so was an einem unschuldigen Mädchen thun können! Wo hast du das Messer?“ erwiederte er: „Es „liegt hinter dem Ofen. Die Seele des Mädchens hab' ich auf mir; sie ist an nichts Schuld.

„Ich

„Ich bin einem Kerl schon drei bis vier Tage „nachgelaufen; nun hat das Unglück dies Mäd„chen getroffen. Ich nehme ihre Sünde auf „mich, sie wird nun gut ruhen.“ — Itzt wollte er fort, als ihn aber der Aufwärter bedeutete, daß er warten müsse, bis die Wache käme, blieb er ohne die geringste Weigerung oben, und sagte: „ich habe so was thun müssen, alle ihre Sün„den nehm' ich auf mich!“ *)

Die Wache kam, und als ihn dieselbe arretirte, bat er nur noch um Erlaubniß: sein unten in der Stube befindliches Bier austrinken zu dürfen, welches ihm auch gewährt ward. Bei der anatomischen Untersuchung des entseelten Körpers, sagte er noch beim Weggehen, indem er sich zu dem Leichnam wändte: „Ruhe sanft, liebe Seele! „deine Sünden nehme ich auf mich. Dir ist „wohl, mir wird auch bald wohl seyn!“

*) Als er bei der Untersuchung befragt ward, was er bei dem Worte müssen sich gedacht, gab er zur Antwort: „Daß, da er den Vorsatz gehabt, den Sok „zu ermorden, auch solchen nicht fahren lassen, „es für diese Neubaurin Bestimmung gewe„sen, da er zuvor gar nicht daran gedacht.“

Bei der Unterſuchung geſtand er alles freimüthig ein, war mit den Strafen, die auf einen Mord geſetzt ſind, ſehr wohl bekannt; und bat um nichts, als um die Zulaſſung eines Geiſtlichen und um die Hinrichtung durch ſeine Kameraden.

Das Kriegsgericht erkannte ihm die Todesſtrafe durchs Schwerdt, ohne Zulaſſung eines Geiſtlichen, zu, und daß nachmals ſein Körper aufs Rad geflechten würde.

VI.

Ermordung eines Knaben, aus Verzweiflung über verschmähte Liebe einer liederlichen Bettlerin.

Friedrich Jeremias wurde im Jahr 1760 zu Halberstadt geboren, woselbst sein Vater, Gottfried Jeremias, ein Leinweber war. In seiner Kindheit wurde er im Christenthum, nach dem lutherischen Lehrsystem, gehörig unterrichtet, und sein Vater zwang ihn, wider seinen Willen zur Erlernung der väterlichen Profession, zu der er ganz und gar keine Lust und Neigung hatte.

Aus Mißvergnügen über eine Lebensart, die er nicht lieben konnte, entlief er seinem Vater und ließ sich beim Ausbruch des Amerikanischen Krieges unter die Churfürstl. Braunschweigischen in Englischen Sold genommenen Truppen anwerben, und ging mit

ihnen nach Amerika. Aber alle seine chimärischen Träume von glänzendem Glück, von denen damals so mancher unerfahrne Jüngling bethört wurde, der Verwandte, Freunde und Vaterland verließ, um dort Tod oder Elend zu finden, wurden nicht erfüllt; Jeremias kam eben so arm und hülfsbedürftig wieder nach Europa zurück, als er es verlassen hatte, und erhielt hier, mit einem großen Theil seiner übrigen Kameraden, da man ihn nicht weiter gebrauchen konnte, seinen Abschied, um nun sein Heil weiter zu versuchen.

Die herumschweifende Lebensart, die er als Soldat bisher geführt hatte, war geradezu der stillen Eingezogenheit seines Metiers entgegen; zu dem er nun wieder seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war, wenn er Brod haben wollte. Er arbeitete zwar an verschiedenen Orten als Zeugmachergeselle, aber größtentheils suchte er sich doch vom Betteln zu nähren, und so schweifte er in seinem Vaterlande und in dessen Nachbarschaft bald hier bald dort herum, ohne sich an einen festen Wohnsitz zu binden.

Um Weihnachten im Jahr 1787 kehrte er auf einer seiner gewöhnlichen Streifereien zu Hedersleben, im Fürstenthum Halberstadt, in eine Bettlerherberge ein, die ein gewisser Gohrn daselbst hielt. Hier lernte er eine Bettlerin kennen,

die in der daſigen Gegend überall unter dem Namen Hanne bekannt war, und von der man keine näheren Umſtände hat ausmitteln können. Er gewann ſie augenblicklich ſo lieb, daß er nichts ſehnlicher wünſchte, als mit ihr in einer wilden Ehe zu leben und gemeinſchaftlich mit ihr das Land zu durchſtreichen.

Er zögerte nicht lange, ihr ſeine Geſinnungen zu entdecken; ſie, ihrer Seits, hatte nichts wider ſeinen Antrag einzuwenden, und er genoß nun, etwa drei Wochen lang, bei ihr alle Rechte eines Ehemannes.

Nach Verlauf dieſer Zeit aber trennten ſie ſich wieder; doch der zärtliche Liebhaber konnte ſeine ungetreue Liebſte nicht vergeſſen. Unaufhörlich ſchwebte ihr Bild vor ſeiner Phantaſie; er kannte kein größeres und wünſchenswertheres Glück, als mit ihr zu leben und zu ſterben.

Am 6ten Februar 1788 kam Jeremias zufälliger Weiſe in die Gohrniſche Herberge, wo er ſeine Liebſte zuerſt kennen lernen, zurück, und traf auch daſelbſt, unter andern Bettlern und Bettlerinnen, ſeine verlorne Hanne wieder an.

Bei ſeiner Ankunft in die Herberge, rief ihr die übrige Bettlergeſellſchaft hohnnäckend zu: „Da

kömmt euer Liebſter!“ „Was geht mich der an!“ verſetzte die Treuloſe, that ganz fremde gegen ihn, verſicherte ihn, daß aus ihnen beiden nichts werden könnte, und um ihm alle Hoffnung gänzlich zu benehmen, ſang ſie ihm ein Gaſſenlied, das ihre Verachtung gegen ihn und ſeine Liebe zum Gegenſtand hatte.

Dies Betragen brachte den verliebten Jeremias aus aller Faſſung; er riß ſich aus Aerger die Haare aus dem Kopf und konnte die ganze Nacht vor Unruhe und Gram kein Auge zuthun. Hier überdachte er nun, ſich ſelbſt überlaſſen, ſein elendes Schickſal; aber je mehr er dieſem Gedanken nachhing, deſto größer wurde ſein Kummer. Die Erinnerung der glücklichen Augenblicke, die er im Beſitz ſeiner treuloſen Liebſten verlebt hatte, und die Vorſtellung, nun auf immer von ihr getrennt zu ſeyn, brachte ihn zur Verzweiflung. — Lieb' und Rache kämpften in ſeiner Seele, aber endlich ſiegte die letztere, und er beſchloß, ſich an ſeiner Treuloſen für ihr ſchnödes Betragen durch Thätlichkeiten zu rächen; auch würde er dieſen Vorſatz gewiß zur Wirklichkeit gebracht haben, hätte ihm nicht eine andre Bettlerin, die eine dergleichen böſe Abſicht von ihm aus einigen ſeiner im Zorn ausgeſtoßenen Drohungen vermuthete, ſehr ernſtlich angedeutet,

daß sie ihn, wenn er der Hanne etwas Böses zufügen würde, gemeinschaftlich recht tüchtig ausprügeln wollten. Dies wirkte, er ließ seinen Vorsatz fahren, und machte nun den Plan zu einer weit schrecklichern That, bloß, weil ihm der Gedanke, ohne seine geliebte Hanne zu leben, unerträglich war, weil er seinen Tod wünschte, und damit der Schrecken über sein Verbrechen bei seiner Treulosen und die Vorstellung, daß ihr liebloses Betragen gegen ihn die Ursache davon sey, Reue erwecken und sie zum Mitleid gegen ihn bewegen möge.

Er faßte also den Entschluß, einen andern zu ermorden.

Da es ihm aber an Muth und Entschlossenheit fehlte, es mit einem erwachsenen Menschen aufzunehmen, so sah' er sich dazu einen eilfjährigen Knaben aus, der seinem Vater, dem Unterofficier Aue aus Quedlinburg entlaufen war, und nun in der Irre herumschweifte und bettelte.

Dieser Knabe befand sich gerade auch um diese Zeit in der Gohrnschen Herberge, und ließ sich den folgenden Morgen, den 7ten Februar, verlauten, daß er nach Dittfurth gehn und dort mitleidige Herzen um Allmosen ansprechen wolle.

Dieser Umstand kam dem verzweiflungsvollen Jeremias sehr erwünscht, und er bot sich ihm

ſogleich zum Begleiter an, in der Abſicht, ihn unterwegs zu erſchlagen. Zu dieſem Ende nahm er, als der Knabe fortging, eine zum Schlagen des Flachſes beſtimmte Handkeule, die auf des Wirths Schrank ſtand, verbarg ſie unter ſeinen Rock, ging dem Knaben ſogleich nach, und holte ihn auch bei dem Dittfurther Gehölze ein, wo er ſodann die Keule ſorgfältig verſteckte.

Nun gingen beide zuſammen nach Dittfurth. Hier trennten ſie ſich, um jeder beſonders zu betteln, verabredeten aber noch zuvor einen Ort vor Dittfurth, wo ſie ſich hernach wieder treffen und ihre Rückreiſe nach Hedersleben gemeinſchaftlich antreten wollten.

Der Knabe ſtellte ſich an dem beſtimmten Ort der Zuſammenkunft zur gehörigen Zeit ein, und Jeremias trat mit ihm den Weg nach Hedersleben an.

Itzt kamen beide an den Ort, wo Jeremias zuvor die Keule verſteckt hatte; nun ließ er den Knaben etwa funfzig Schritt voraus gehn, nahm ſolche auf, und verbarg ſie wieder, wie vorher, unter ſeinen Rock.

Als er ſeinen jungen Reiſegefährten wieder eingeholt hatte und eine Weile darauf mit ihm über den Steg des Seckelfluſſes kam, führte er ihn,

unter dem Vorwand, ihm nach seinem ausgeschlagenen Kopf zu sehn, in die am Wasser befindlichen Weiden. Auf sein Verlangen knicte hier der Knabe vor ihm nieder und nahm seine Mütze ab; und Jeremias zog in eben dem Augenblick, da er ihn mit der linken Hand in den Haaren kratzte, mit der rechten die Keule unter dem Rock hervor, und gab ihm damit in der größten Geschwindigkeit auf jede Seite des Kopfs einen so heftigen Schlag, daß das Blut von beiden Seiten gleich herunterströmte.

Der unglückliche Knabe hatte noch so viel Kraft, dem Mörder zuzurufen: „Leinweber! „was macht er denn? Ich thue ihm ja nichts!“ aber dieser antwortete ihm nicht, sondern versetzte ihm noch voll Wuth und in der größten Schnelligkeit zwei Schläge mit solcher Gewalt auf die linke Seite des Vorkopfs, daß dadurch der Hirnschädel ganz zerschmettert wurde.

Der Verwundete sank auf die Seite, der Mörder ließ ihn liegen, warf die Keule fort, und ging in die Hederslebensche Bettlerherberge zurück, um seine verübte Mordthat selbst anzuzeigen, die er bloß, wie er hernachmals sagte, um deswillen in der dortigen Gegend verübt hätte, da-

mit die Hanne ſie deſto früher erfahren und ſich in acht nehmen möge, in Zukunft andern, ſo wie ihm, zu begegnen.

Als dieſe That in der Herberge ruchtbar ward, gingen zwei Bettlerinnen mit dem Verbrecher vor das Dorf. Hier wieß er ihnen den Ort an, wo ſie den Knaben finden würden; die Weiber gingen darauf auch hin, er ſelbſt blieb in einiger Entfernung zurück. Sie fanden den verwundeten Knaben auch wirklich noch am Leben, aber, ob er ihnen gleich kläglich um Hülfe zurief, ſo ließen ihn doch dieſe verworfenen Geſchöpfe liegen und gingen weiter.

Bald darauf ging die Wirthin der Herberge mit zwei andern Frauensperſonen an den nehmlichen Ort, aber ſie fanden den Knaben nicht mehr, ſondern nur Blut und das Mordwerkzeug, die Keule.

Jeremias verlangte inzwiſchen wiederholentlich in Verhaft genommen zu werden. Die Ehefrau des Wirths ſahe ſich alſo genöthigt, den ganzen Vorfall dem Probſte zu Hedersleben anzuzeigen. Dieſer wieß ſie zum Amtsrichter und der Amtsrichter wieder an den Probſt, weil dem Kloſter zu Hedersleben die Gerichtsbarkeit über das Gohrnſche Haus zuſtände.

Weil der Körper des Erschlagenen aber nicht aufzufinden war, so vermuthete jedermann, daß die Wunden desselben nicht so beträchtlich gewesen wären, wie sie der Thäter selbst angegeben hatte, und daß der Knabe sich bald wieder erholt und seinen Weg weiter fortgesetzt haben würde; man trug daher auch Bedenken, den Jeremias zu arretiren.

Erst nach vier Tagen, als der Verbrecher schon wieder weiter gegangen war, geschah dem Justizamt zu Hedersleben durch dem Amtsrichter Stockmann Anzeige von diesem traurigen Vorfall; es ließ daher sogleich den Knaben durch die Dorfgerichte aufsuchen, und man fand ihn auch den 12ten Februar acht Schritte von dem Orte, wo er vorher gelegen hatte, in dem vorbeigehenden mit Wasser angefüllten Mühlengraben. *)

---

*) Wahrscheinlicherweise war der todte Körper von den Gohrnschen Eheleuten oder ihren Gästen, den Bettern, in den Graben geworfen worden, damit keine Spur des Mordes vorhanden seyn und der Jeremias desto sicherer der Strafe entgehen mögte; inzwischen hat dieser Umstand bei der Untersuchung nicht genau ausgemittelt werden können. Der Thäter hat es stets hartnäckig geläugnet, den Knaben in den Graben geworfen zu haben, und da er die That selbst nicht läugnete, auch

Nachdem man nun den Körper des Erschlagenen aufgefunden, wurde auch der Jeremias, der sich dazu sehr willig bezeigte, in Verhaft genommen. Er gestand die Mordthat mit allen kleinen Umständen ohne alle Weigerung und äußerte, während der ganzen Untersuchung, sehr oft den Wunsch, daß man ihn nur bald als einen Mörder hinrichten mögte; so wenig hatten sich seine Gesinnungen, nach vollbrachter That, geändert, und so heftig wirkte noch immer die Leidenschaft seiner verschmähten Liebe auf sein Herz.

Der Verbrecher wurde, nach der vom König bestätigten Sentenz, ohne Begleitung eines Geistlichen zum Richtplatz geführt, daselbst enthauptet und sein Körper unter dem Galgen verscharrt.

Uebrigens wurde der Einwohner Gohrn, wegen Beherbergung verschiedener fremder Bettler, zu vierwöchentlichem Gefängniß, die drei ersten und drei letzten Tage bei Wasser und Brod, verurtheilt.

---

sich freiwillig gefänglich einziehen ließ, und das Läugnen dieses Umstandes seine Strafe nicht mildern konnte, so ist es wohl außer Zweifel, daß seine Aussage der Wahrheit gemäß sey.

VII.

Intendirter Mord aus Lebensüberdruß.

Friedrich Wilhelm Meyer wurde im Jahr 1715 zu Dresden geboren, wo sein Vater ein nicht ganz unbemittelter Kaufmann war. In seiner Jugend erhielt er (seiner eigenen Angabe nach) eine christlich gute Erziehung und sein Vater ließ ihn die Orangeriegärtnerkunst erlernen.

Nach geendigten Lehrjahren verließ er seine Vaterstadt, um sein Glück weiter in der Welt zu versuchen, und seine Kenntnisse in seiner erlernten Kunst zu erweitern. Im Jahr 1737 kam er auf seiner Wanderung in Prag an. Hier wurden damals sehr häufig Ausländer, auf eine sehr ungerechte Weise, heimlich aufgegriffen und nach Ungern transportirt. Auch Meyern wiederfuhr dies harte Schicksal; man hob ihn auf, schickte ihn fort und zwang ihn, Soldat zu werden. Hier diente er nun

bis ins Jahr 1741, wo er endlich bei der merkwürdigen Schlacht bei Molwitz die günstige Gelegenheit zur Flucht wahrnahm und den Oesterreichern heimlich davon lief; worauf er sich sogleich unter die Preußischen Truppen anwerben ließ.

Doch auch hier blieb er nicht lange. Müde des unsteten Herumschwärmens, der blutigen Szenen des Krieges und überhaupt des Soldatendienstes, dem er sich anfänglich nur aus Zwang und nachmals aus Noth widmen müssen, faßte er bei sich den festen Entschluß, zu seinen Eltern nach Dresden zurückzukehren.

Ehe Meyer aber diesen guten Vorsatz ausführen konnte, traf er in Duderstadt einen Preußischen Werber in dem Wirthshause an, wo er abgetreten war. Der Werber machte bald nähere Bekanntschaft mit ihm, und seine verschmitzten Wendungen, die listigen Vorspiegelungen von zukünftigem Glück, und die heilige Versicherung, wenn diese Aussichten des Glücks, wider Vermuthen, fehlschlagen sollten, nach dreijähriger Kapitulation seines Eides und seiner Dienste unweigerlich entlassen zu werden, bewogen den bethörten und unerfahrnen Jüngling, aufs neue wieder in Preußische Dienste zu treten. Er wurde darauf an das damalige Infanterieregiment von Kleist (jetzt Jung

von Schwerin) zu Berlin abgegeben; allein nach Verlauf von drei Jahren wurde auf die in seiner Kapitulation ihm gemachte Versprechung nicht weiter geachtet *).

Der Unmuth über sein Schicksal, der Zwang, den er erleiden mußte, vorzüglich aber die beständige Weigerung, ihn nach seinen ausgedienten Kapitulationsjahren seiner Dienste zu entlassen, brachten ihn zur Verzweiflung, und waren, (seiner wiederholten Aussage nach) der Hauptgrund einer unordentlichen und zügellosen Lebensart, der er sich nun gänzlich überließ.

Aus Verzweiflung, und um seinen drückenden Zustand zu vergessen, ergab er sich nunmehr dem gefährlichen Laster des Trunks, und oft war er sogar seiner Sinne nicht mächtig, wenn er zum Exerziren beordert wurde; auch hielt er sich zuweilen ganze Tage über versteckt. Er wurde dann, wie natürlich, mit den darauf gesetzten Strafen gezüchtigt aber nicht gebessert.

---

*) Dieser ehemals auch bei Preußischen Werbern eingeführte Mißbrauch, durch Ertheilung von Kapitulationen, deren Bedingungen nachmals nicht erfüllt wurden, Rekruten zu bekommen, ist seit der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten, zur Ehre der Menschheit und der Preußischen Armee, gänzlich abgeschafft.

Durch dieſe unſelige Neigung zum Trunk, die gefährliche Zuflucht unglücklicher Perſonen aus den untern Klaſſen des Volks, wuchſen täglich ſeine Bedürfniſſe um ſo mehr, da ſein Nebenverdienſt, durch ſein unregelmäßiges Betragen, abnehmen mußte. Endlich verfiel er, zur Befriedigung dieſer Bedürfniſſe, auf den Gedanken, ſeinem Kameraden Wäſche und Kleidungsſtücke zu entwenden, zu verkaufen und ſich alsdann zu verbergen.

In dieſer Abſicht nahm er auch am 22ſten Januar 1743 des Morgens früh dieſe Sachen wirklich zu ſich und ging damit aus, um ſie zum Kauf auszubieten.

Eben war er im Begriff, ſie auf dem Neukölniſchen Markt an eine Fiſcherfrau zu verhandeln, als ein Unterofficier darüber zukam, und ihn, da ihm dieſer Handel verdächtig ſchien, dieſerhalb zur Rede ſtellte. — Meyer erſchrack, und wußte nichts zu ſeiner Entſchuldigung hervorzubringen. Durch dies ſcheue Weſen des Meyer wurde der Unterofficier in ſeiner erſtgefaßten Meinung noch mehr beſtärkt, und drohte, ihn ſogleich arretiren zu laſſen. Itzt blieb dem Unglücklichen nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen; er ließ die geſtohlnen Sachen liegen, lief davon und flüchtete ſich in das

Haus

Haus des Tobaksspinners Tonliers, wo er sich auf dem obersten Boden verbarg.

Nun zeigte der Unterofficier diesen Vorfall gehörig an, Meyer wurde sogleich vermißt, auch überall gesucht, aber nirgends gefunden. Der Flüchtling blieb also einen ganzen Tag und die darauf folgende Nacht unentdeckt in seinem Schlupfwinkel. Nun überfiel ihn aber der Hunger; er versuchte es, herunter zu steigen, aber zu seinem nicht geringen Schrecken, hatte man während der Zeit die Bodenthüre verschlossen.

Er wagte es nicht zu klopfen, und kehrte wieder auf den Boden zurück; doch dieser unglückliche Zufall setzte ihn in Verzweiflung. Ueberdruß des Lebens und die Furcht, wenn er sich wieder sehen ließe, als ein Deserteur bestraft zu werden, brachten ihn auf den Gedanken, den Hungertod zu sterben, weil er (wie er sagte,) gehört hätte, daß ein Mensch nicht über neun Tage hungern könne. Er blieb also auf dem Boden, und machte sich ein Lager von den darauf befindlichen Tobaksblättern.

Nach vierzehn Tagen kam der Tobaksspinner Tonliers auf den Boden und fand dort zu seiner großen Bestürzung einen fremden Menschen, der

ganz kraftlos auf den Tobaksblättern lag und dem Tode nahe zu seyn schien.

Seine Mondirung verrieth dem Tobakspinner, daß es ein Soldat des von Kleistschen Infanterieregiments sey; er machte also hievon sogleich gehörigen Orts die nöthige Anzeige, worauf auch augenblicklich die erforderlichen Veranstaltungen getroffen wurden, den schon Sterbenden durch erquickende Suppen wieder ins Leben zurück zu rufen; allein sein Magen war so erschlafft, daß es sehr schwer hielt, ihm nur einige wenige Speise aufzudringen.

Auf die Frage: wie es ihm möglich gewesen, so lange ohne die geringste Nahrung zu leben? erwiederte Meyer: „Die ersten acht Tage „hat mich sehr gehungert, zweimal habe ich, „um meinen Durst zu löschen, mein eigenes „Wasser getrunken, und einmal, als es et„was schneite, fing ich den Schnee auf und „genoß ihn; nach der Zeit aber war ich viel „zu kraftlos, um nur noch Gefühl für solche „Bedürfnisse zu haben."

Nachdem er in dem über ihn gehaltenen Verhören alles, es mogte nun zur Milderung seiner

Strafe gereichen oder nicht, mit vieler Freimüthigkeit gestanden hatte, wurde er, seiner äußerst schwächlichen Gesundheitsumstände wegen, die durch das lange Hungern ganz zerrüttet waren, ins Lazareth gebracht.

Hier hatte er bereits einen ganzen Monat verlebt und schien wieder ziemlich hergestellt zu seyn, als er von einigen seiner Kameraden erfuhr, daß er, seiner begangenen Verbrechen wegen, wohl schwerlich am Leben bestraft, sondern nur auf seine übrige Lebenszeit auf die Festung kommen würde.

Diese Nachricht erschütterte den Unglücklichen auf das heftigste. Sein Lebensüberdruß erwachte aufs neue in seiner ganzen Stärke, bei dem trostlosen Gedanken, nun sein ganzes Leben hindurch an der Karre geschmiedet, zu verschmachten. Er beschloß also, um sich der Todesstrafe schuldig zu machen, sein begangenes Verbrechen noch durch einen Mord zu vergrößern, wozu er sich, um zugleich seine Rachsucht zu befriedigen, die Krankenwärterin des Lazareths auswählte, weil sie ihm (seiner Angabe nach) sehr lieblos begegnet, auch geschimpft haben sollte, und auf die er in den Verhören äußerst aufgebracht war.

Des andern Tags früh zog er daher in dieſer Abſicht von den in dem Lazareth befindlichen Gewehren ein Bajonet ab und wartete nun auf die Ankunft der Wärterin.

Aber, wider ihre Gewohnheit, blieb ſie dieſen Tag gerade ſehr lange aus. Meyer wurde alſo ungeduldig und faßte den Vorſatz, dieſe Mordthat an ſeinem noch ſchlafenden Kameraden, dem Musketier Spannagel, zu verüben.

Er ſetzte ſich daher dem Bette des Schlafenden gegenüber und verſetzte dem Spannagel mit dem Bajonet einen Strich auf der rechten und zwei auf der linken Seite der Bruſt, und würde, wie er es ſelbſt nicht läugnet, den Mord unfehlbar vollführt haben, wenn nicht ſogleich, auf das Geſchrei des Verwundeten, Leute herbeigeſprungen wären und ihn zurückgehalten hätten.

Bei der Unterſuchung über dies neue Verbrechen, geſtand der Unglückliche ſogleich die ganze That mit allen ihren kleinſten Nebenumſtänden ein, und bereute es vielfältig, daß er das Leben einer unſchuldigen Perſon zum Opfer ſeines Lebensüberdruſſes hätte machen wollen.

Auf Befragen, wie ihm denn zu Muthe gewesen, als er diesen Mord begehen wollen? antwortete er: „Bei Verrichtung der That sey „ihm angst und bange geworden. Er wolle „gerne sterben, man solle ihm nur Zeit zur „Buße übrig lassen.“

Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zu dreißigmal Gassenlaufen und achtjähriger Festungsstrafe.

VIII.

Raub, von einem Juden verübt, um den Leibzoll bezahlen zu können.

Der Jude Nehemie Jehuda Leib oder Löbel wurde im Jahr 1759 zu Strykow in Großpolen geboren, woselbst sein Vater Hutmacher war. Seine Eltern ließen ihn von seiner frühsten Jugend an, bis nach seinem zwanzigsten Jahre die Schule unter den Rabinern besuchen. Nun sollte er aber die Früchte seines Fleißes einerndten, er mußte also die Schule verlassen und selbst Lehrer werden. Sechs bis sieben Jahre beschäftigte er sich damit, in der dortigen Gegend den Kindern seiner Glaubensgenossen Unterricht zu ertheilen, wodurch er sich indeß nur sehr kümmerlich ernähren konnte.

Der Wunsch, sein Schicksal zu verbessern, und die Hoffnung, daß er in der Fremde sein Glück eher machen würde, brachten ihn auf den Gedanken,

nach Przeworsk in dem österreichischen Antheile Polens zu gehen; hier konnte er aber nirgends unterkommen, bis ihn endlich einer seiner Glaubensgenossen (deßen Namen er aber vergeßen) und der Schaffner oder Lieferant in kaiserlichen Diensten war, als Pferdejunge zu sich nahm.

Bei diesem Lieferanten blieb er zwei Jahr. Während dieser Zeit lernte er dort einen katholischen Klostergeistlichen kennen, der sich mit ihm, wenn er in der Nähe des Klosters die Pferde zur Tränke führte, sehr oft aus dem Fenster in ein Gespräch einließ, auch ihm vielfältig, aber fruchtlos, zum Uebertritt zur christlichen Religion zu überreden suchte.

Im Anfange war er hier mit seinem Schicksal zufrieden, als ihm aber sein Herr, nach Verlauf von einem Jahre, seinen versprochenen Lohn, der nemlich jährlich in 8 Thaler Polnisch, und 12 Polnischen Groschen täglich zur Beköstigung bestand, bis auf das geringe Kostgeld schmälerte, und er auch nicht mehr, wie anfänglich, vom Tisch seiner Herrschaft gespeißt wurde, so wollte er schon damals diesen Dienst verlassen, und nur auf Zureden des Bruders seines Herrn ließ er seinen Vorsatz fahren, und kehrte wieder zurück. Itzt versprach man ihm zwar, mehr für ihn zu sorgen, aber dies Versprechen wurde nicht erfüllt; sein Schicksal änderte sich

in nichts, und da sein Kostgeld bei der zunehmenden Theuerung nicht hinreichte, sich davon die nothwendigsten Lebensbedürfnisse anzuschaffen, so gerieth er, nach Verlauf von einem Jahre zum zweitenmal auf den Einfall, heimlich davon zu gehen.

Kaum war er aber entwichen, so wurde er auch schon durch kaiserliche Soldaten aufgegriffen, und zur Strafe seines Weglaufens wurden ihm zweihundert Prügel zuerkannt.

Als er die Hälfte davon erhalten hatte, erschien auf einmal der katholische Geistliche bei ihm, dessen Bekanntschaft er vormals gemacht hatte, und versprach ihm, unter der Bedingung, daß er ein Christ würde, die Erlassung der übrigen hundert Schläge.

Was zuvor die beredtesten Vorstellungen des Geistlichen nicht bewirken konnten, wurde itzt durch die Furcht vor Prügel bewerkstelligt. Der unglückliche und hülflose Jude entschloß sich, zur christlichen Kirche überzugehen. Der Geistliche hielt sein Versprechen, seine Strafe wurde ihm erlassen, er wurde in ein Kloster zu Michow gebracht, getauft und in Freiheit gesetzt.

Hier blieb er darauf zwei Jahre, und ob es ihm gleich (seiner eigenen Angabe nach) im Kloster an nichts gebrach, so empfand er doch stets Gewiß-

sensbisse über seine Abtrünnigkeit von dem Glauben seiner Väter, und er suchte dahero nach einem Ort zu entfliehen, wo er ohne Gefahr und Furcht vor Mißhandlungen, zu seiner alten Religion zurückkehren könnte.

In dem Kloster zu Michow, wo er sich aufhielt, befand sich auch eine getaufte Jüdin, die gleichfalls Trieb in sich fühlte, zu ihrer väterlichen Religion wieder zurückzukehren. Mit dieser machte er sich also auf den Weg und ging mit ihr nach Breslau, wo er sie für seine Frau, und ihr einjähriges Kind für seinen Sohn ausgab. Von Breslau aus setzte er mit ihr seine Reise weiter bis Frankfurt an der Oder fort. Dort ließ er seine Reisegesellschafterin zurück und ging allein nach Berlin, um hier sein Unterkommen zu suchen. — Er vermiethete sich auch hier wirklich bei einem jüdischen Kaufmann, Moses Aaron, als Knecht bei den Pferden. Mit diesem reiste er darauf nach Schwerin in Mecklenburg. Zu Grewitz, zwei Meilen von Schwerin, verkaufte der Moses Aaron seine Pferde nebst Wagen, nahm des Nehémi Jehuda Leib wenige Habseligkeiten zu sich, setzte sich damit auf die Post, um nach Berlin zurückzureisen, und hieß letztern, zu Fuß nachkommen.

Der arme Nehemie Jehuda Leib kam wirklich nach Berlin zurück, und traf auch dort seinen Herrn wieder an; aber dieser verließ ihn bald darauf auf eine heimliche und betrügerische Weise und zahlte ihm nicht einmal seinen rückständigen Lohn vollständig aus, gab ihm auch seine wenigen Kleidungsstücke und Hemden nicht wieder zurück.

Von allem entblößt, faßte er nun den Entschluß, seinem Herrn, von dem er erfahren, daß er nach Hannover gegangen sey, nachzureisen und ihn dort aufzusuchen. Er machte sich auf den Weg und auf dieser Reise wurde er auch mit einem andern armen 83jährigen Juden aus Westpreußen, mit Namen Salomon Nathan, bekannt.

Nehemie Jehuda Leib traf seinen ehemaligen Herrn, den Moses Aaron, auch wirklich in Hannover an, und erhielt endlich von ihm, nach vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, durch einen Vergleich, für seinen ganzen rückständigen Lohn, der sich auf 20 Thaler belief, nicht mehr als drei Thaler.

Da er aber von dem Moses Aaron seine Kleidungsstücke nicht wieder zurück bekam, so mußte er dies Geld beinahe alles darauf verwenden, sich seinen in der dringendsten Noth versetzten Rock, zur Bedeckung seiner Blöße, wieder einzulösen,

und ihm blieb, nachdem er sein Schlafgeld bezahlt hatte, bei seiner Abreise aus Hannover, von den erhaltenen drei Thalern nichts übrig, als drei Groschen. Mit diesem wenigen Gelde wollte er nun zu seiner Schwester nach Strykow in Polen gehen, und trat zu diesem Ende seinen Weg durch das Sächsische und Brandenburgische an.

Auf dieser Wanderung begegnete er bei Wörlitz dem alten Juden Salomon Nathan wieder, den er zuvor kennen lernen, in dessen Gesellschaft er darauf seine Rückreise weiter fortsetzte.

In dem nachfolgenden eigenhändigen Aufsatz des Nehemie Jehuda Leib erzählt derselbe weitläuftiger, wie elend es ihm auf seinen Wanderungen sowohl allein, als nachmals in Gesellschaft des alten Salomon Nathan ergangen sey. Oft mußte er an einem Tage viermal Leibzoll bezahlen, oft befand er sich zwischen zwei Brücken, wo er weder vor- noch rückwärts konnte, ohne Leibzoll zu entrichten, und oft verkaufte er dann seine bei sich habenden wenigen Kleidungsstücke an den ersten, der ihm aufstieß, um nur weiter zu kommen.

Beide Juden setzten zusammen ihren Weg über Coswig und Treuenbrietzen nach Zelitz fort. Unterwegs behalf sich der alte Salomon Nathan immer sehr schlecht, worüber ihm auch sogar

der Nehemie Jehuda Leib Vorwürfe machte; der alte Mann entschuldigte sich aber mit seiner Armuth und seinem Unglück, und setzte dann hinzu: „Das Bischen, was ich habe, will ich meiner Frau und meinen Kindern mitbringen.“ Worauf denn auch wohl der Jude Nehemie Jehuda Leib antwortete: „Wenn der Mensch nicht ißt oder „trinkt, so holt das Geld der Teufel!“

Nur einmal zeigte der alte Jude seinem Reisegefährten sein Silbergeld, als er in Treuenbrietzen seinen Stock für 1 Rthlr. 9 gr. verkauft hatte, und dies Geld zu dem übrigen legte, das er in seinem Schnuptuch in einem Knoten gebunden, in der Hosentasche trug; und nur beiläufig erzählte er ihm, daß er auch, außer seinem Silbergelde, Dukaten bei sich habe.

In der Nacht zwischen den 23sten und 24sten Februar 1790 blieben beide Reisende in dem Dorfe Elchholz, eine Meile von Belitz. In Belitz hatte ein Schneiderbursche bemerkt, daß der Salomon Nathan viel Ungeziefer habe. Eben dies hatte auch der Nehemie Jehuda Leib wahrgenommen. Als sie daher am folgenden Tage bei einem Busche vorbei gingen, machte letzterer seinem Reisegefährten den Vorschlag, mit einander in das Ge-

büsch zu gehen, um sich von dem Ungeziefer zu reinigen. Sie begaben sich hierauf beide in ein nahes eben nicht dickes Gesträuch, und der Salomon Nathan ließ seine Beinkleider herunter, damit dies Geschäft desto besser von statten gehen mögte.

Die sichere Rechnung auf den unbehülflichen Zustand des alten Salomon Nathan und der Gedanke an seine eigene Armuth und an die zu entrichtenden Leibzölle, von deren Bezahlung sein Reisegefährte, als ein westpreußischer Schutzjude frei war, erweckten bei dem unglücklichen Nehemie Jehuda Lelö den Gedanken, ihm das Geld wegzunehmen, und dadurch der Noth, in welcher er durch Abforderung dieses Zolles gesetzt wurde, auf einmal ein Ende zu machen. Er faßte daher den alten Mann von hinten an, warf ihn zur Erde, und ergriff mit beiden Händen die linke Hosentasche, mit den Worten: „Gieb's Geld heraus!" Der alte Salomon Nathan hielt seine Tasche mit beiden Händen fest, und stellete ihm, da er nicht nachließ, daran zu reißen, mit weinenden Augen die Grausamkeit und Ungerechtigkeit seiner Handlung vor.

Diese Vorstellungen waren nicht ohne Wirkung. Von Mitleid durchdrungen, ließ der Räuber,

(nach des Salomon Nathan eigener Aussage) auch die eine Hand wirklich los, und wollte von seinem gefaßten grausamen Vorhaben abstehen; aber leider, währte dieser gute Vorsatz nicht lange. Der Gedanke an die Leibzölle erstickte alle andere gute Empfindungen. Er versuchte es nochmals, die Tasche abzureißen, und nahm, da dieses nicht gelingen wollte, sein Brodmesser zu Hülfe, mit welchem er auch die Tasche wirklich abschnitt und davon lief. Der Salomon Nathan behauptet, der Räuber sey gegen ihn in die Worte ausgebrochen: „Gieb's Geld heraus, „oder ich kriege das Messer!" Allein letzterer kann sich nicht mit Gewißheit dieser Worte erinnern, und versichert zugleich, daß er bei dem Gebrauche des Messers keine andere Absicht gehabt habe, als die Tasche auszuschneiden.

Nachdem er die Tasche losgeschnitten, ergriff er die Flucht, doch wurde er sehr bald von drei Husaren, welche in der dortigen Gegend auf Kommando standen, und das Geschrei des alten Juden gehört hatten, eingeholt. Die Husaren fragten ihn: warum er so liefe, und wer im Busche schrie? „Es ist mein Vater!" antwortete der Flüchtling, „er ist mir Geld schuldig, und hat

„es mir nicht geben wollen, daher habe ich „es ihm selbst genommen.“ *) Die Husaren nahmen ihn mit sich in den Busch, wo sie das Geschrei gehört hatten, und fanden den bis auf die Hosen entblößten Juden an einem der wenigen in dem Busche stehenden Bäume. Dort erfuhren sie die Umstände der That, fanden bei dem Nehemie Jehuda Leib den Lappen, in welchem das geraubte Geld eingewickelt war, und welches in 4 Rthlr 5 gr. Preuß. Courant, 2 Mariengroschen und 14 Stück Böhmen bestand, gaben es seinem Eigenthümer wieder zurück, dem Räuber aber ungefähr dreißig Prügel und nun ließen sie ihn laufen. Allein ein von Treuenbrietzen kommender Offizier, der den Vorfall von ihnen erfuhr, befahl ihnen, den Räuber anzuhalten und nach Belitz abzuliefern.

Die Untersuchung wurde von dem Justizamte Saarmund geführet, auf deßen Gebiet die That vorgefallen war, und nach dem unterm 16ten August 1790 vom Hofe bestätigten Erkennt-

*) Ein charakteristischer Zug. Schwerlich dürfte ein andrer Glaubensgenosse, in einer solchen Lage, an eine solche Entschuldigung denken.

niß des Königl. Preuß. Kammergerichts wurde der Nehemie Jehuda Leib mit Staupenschlag und lebenswieriger Festungsarbeit bestraft *).

*) Merkwürdig ist es, daß der Inquisit. bei der Untersuchung, so wenig den Umfang und die Strafbarkeit seines Verbrechens kannte, daß er in dem Wahne stand, er sey schon dafür durch die von den Husaren erhaltene Schläge hinlänglich bestraft.

Lebens-

Lebenslauf
des
Nehemie Jehuda Leib.

Von ihm selbst aufgesetzt.

Der Allmächtige Gott soll sich erbarmen, über mir armen Mensch, ich will überschreiben mein Leben, aus meiner jüdischen Schrift, auf teutsch, das Gericht soll es beßer verstehn, so soll mir Gott helfen in meiner Noth, als ich will, alles wahrhaftig in Gericht sprechen und schreiben, meine Sache, ich habe mir gar nicht abzugeben in meinem Leben, ich muß sterben, ich muß meine Gedanken haben, als ich muß haben jene Welt, und nicht diese Welt, denn ich will allein aufschreiben mein Leben, wie bin gekommen zu meine Gedanken, bis zu die Zeit, da ich bin in Arrest gekommen, nach Saarmund,

daß das Gericht soll hören, daß ich Nehimmie bin geboren in Strückhoff, ich bin alt 31 Jahr, mein Vater und Mutter weiß ich nicht, wie alt sie gewesen seyn, mein Vater ist gestorben, daß ist im Monath April seynd es 6 Jahr, und meine Mutter ist gestorben im 9ten Tage im Monath May, ist geworden 25 Jahr alt, mein Vater ist gewesen ein Huthmacher, sie haben ihr Leben verbracht in Strückhoff, und da seyn sie gestorben, ich habe eine Schwester in Klomnau, sie heißt Frimmet, die ist älter als ich, sie ist 3 Jahr älter als ich, ist sie alt 34 Jahr, die Mannesälter weiß ich nicht, er ist ein Schneider, er heißt Belsey, ich habe gehabt zwey Schwestern und ein Bruder, die seynd gestorben in Strückhoff, ich weiß nicht, wie alt sie gewesen seyn, mein Vater, wie er hat gelebt, hat er sich geschrieben Jude Leib, und ich schreibe mir Nehimmie, ich bin gegangen in Strückhoff in die Schule, und gelernt über 20 Jahr, das hat mein Vater und Mutter viel Geld gekost, da haben sie gesprochen, daß ich an sie gedenken soll, denn ich habe schon gute Gedanken gehabt, die habe ich gelernt mit die Kinder, um die Törffer herum bey Strückhoff, auf 6 bis 7 Jahr, ich habe hernach gedacht, daß ich bey Leüden besser krügen könnte, da bin ich ford gegangen, bis Schaffortz

das ist Kayserliches Landes, da hatte ich nichts gedroffen die Kinder zu lernen, da habe ich mich verdungen bey einem Juden; er ist gewesen Minister beym Kayser, der ist niemahls zu Hause gewesen, sondern immer bey dem Kayser in Wittna, ich habe ihn sonsten nicht gesehen, als da er mir hat angenommen bey die Pferde in Schafforts, er hat einen Bruder, dieser hat geheißen Kumpel, der hat von mir gewust, wie der Jude geheißen der mir angenommen hat, weiß ich nicht, Lohn hat er mir versprochen auf ein Jahr 8 Rthlr. pohlisch und Kost a Tag 12 pohlsche Groschen, das sind 1 Groschen 6 Pfennige auf teutsch, bey dem Juden bin ich beynahe 2 Jahr gewesen, das erste Jahr ist es gut gewesen, denn da habe ich mein Kostgeld und auch vom Tisch Essen erhalten, das andre Jahr habe ich müssen vor die 6 Dreyer leben, es war aber zu der Zeit zu theuer, als habe ich nicht leben können vor die 6 Dreyer, da bin ich aus dem Dienst gegangen, da mir aber der Bruder Kumpel versprach, daß ich es besser haben sollte, da bin ich wieder ins Dienst gegangen, es ist mir aber das Versprechen nicht gehalten worden, ging ich also zum zweitenmahle fort, in werent dieser Zeit, da ich bey dem Juden gewesen bin, habe ich bisweilen meine Pferde an einem Brunnen dicht am Kloster gedränkt,

wo allemahl ein katholischer Pfaffe am Fenster stand und mir zurufte, ob ich mich nicht taufen lassen wollte, meine Gedanken seynd es niemahls gewesen, mich taufen zu lassen, dann ich weiß, was in unsere jüdischen Gesetzen steht, du sollst wissen, von wannen du kommst, in seinen Gedanken sollen seyn als wird er gehen auf so einen Ort, daß ihm die Wirme werden essen in der Erd, von dem lieben Gott muß er sein Gericht abgeben, an die Zeit wird kommen wann er muß sterben, solche Gedanken habe ich gehabt alle Zeit, wie der Pfaffe mir gerufen hat, als ich bin gebohren als ein Jude, als muß ich auch sterben in meiner jüdischen Relion, denn heute gehe ich geschlossen in der Kärte, ist mir doch lieber, daß ich bin in meiner jüdischen Relion, wie ich bin zum zweytenmahl fortgegangen, hat er mir als mein Herr mir verklagt bey den General, welcher denn sogleich befohlen hat, mich zu hohlen, da bin ich geschlagen worden, und in Arrest genommen worden, die Soldaten sagten, ich sollte den dritten Tag auch Briegel bekommen, ich bin krank gewesen noch von die ersten Briegel, in der Zeit hat sich zugetroffen, daß der katholische Pfaffe in meinen Arrest kommt, und sprach zu mir, daß ich mir darauf verlassen sollte, und versprach mir, daß ich keine Briegel haben sollte, und sollte aus dem

Arrest rauß, da habe ich Forgt gehabt, hierauf versprach ich, daß ich mir wollte taufen lassen, meine Gedanken waren aber, daß ich bald wieder zu meiner Relion kommen könnte, es wäre aber besser gewessen, wenn ich wäre dieser Zeit um mein Leben gekommen, daß ich habe meine Relion abgetreden, meine Gedanken seyn, daß wird mir schwär und bütter seyn abzubeten meinen Glauben, das sehe ich schon vor mir, in dieser Zeit ich nehme aber alles verlieb von Gott, hierauf bin ich lohsgekommen, der Priester nahm mir mit nach Müllhoff und wurde gedauft den dritten Tag, nach dem Tauffen gaben sie mir den Schlüssel zum Speisehause, ich habe gehabt zu essen und zu trinken im Kloster, ich habe aber doch immer gedacht, daß ich wieder zu meiner Relion kommen könnte, im Herzen aber habe ich immer meinen Glauben gehabt, über die 2 Jahr habe ich meinen Gott gebeten, daß ich in meinen Glauben sterben möchte, wenn ich wäre stark reich gewessen, so wäre ich weg gelaufen, und hätte meine Sache da gelassen, wie auch dieses gethan habe, hierdurch bin ich mit der Frau, mit der ich bin fortgegangen, bekannt geworden, weil wir einen Glauben hatten, zu der Frau aber habe ich mir nichts verlauten lassen, daß ich will fortgehn, ich sorgte mich vor ihr, daß sie mir verrathen würde,

weil sie aber zu mir gesagt hat, daß sie gern förd wollte, da bin ich mit ihr fortgegangen, sie hatte auch das Kind bey sich, hierauf bin ich mit ihr zu Wasser gegangen 3 Meilen, wir kauften uns zwey Pferde und einen Wagen, wurde ich von einen Christen gefragt, ob es meine Frau wäre, so sagte ich ja, fragte mir ein Jude, so sagte ich ihm die Wahrheit, ich hatte mir Geld gespart im Kloster, davor habe ich mir Kleider geschafft, wie wir gekonnt haben, so sind wir aus KleinPohlen in GroßPohlen nach Ludemirckß so wir verkauften den Wagen und Pferd vor 4 Ducat weniger 6 Pohlsche Gilden, von da seynd wir gereißt bis Brèslau, da ich nach Breslau kam, an das Thor wurde ich gefragt, woher ich käme, und ob ich keinen Paß hätte, allein in Pohlen brauchte ich keinen, ich wurde also zum Magistrat gebracht, da habe ich gesagt, daß ich ein getaufter Jude wäre, der Magistrat lachte hierauf, sie gaben uns den Paß, wir haben alles ausgesagt, vor dem Magistrat, wir sind 5 Tage in Breslau geblieben, hierauf fuhren wir auf dem Wasser eine halbe Meile vor Franckfort, es war Messe allda, die Juden gaben mir einen Brief, daß mir alle die Judenschaften forthelfen sollten, die Frau blieb in Franckfort und ich ging mit einem guten Freund nach Berlin, wie ich nach Berlin kam, draf mir ein Kaufmann von

Prott, Mosis Arend an, bey denselben vermitte ich mir als Knecht, bey die Pferde, Lohn versprach er mir zwey einen halben Ducaten bis Ostern, und Kost alle Wochen 1 Rthlr., ich bin mit dem Juden rum gefahren einige Wochen bis ins Meckelburgsche in die Stadt Schwerin, in den Nachtquartier schmisch der Jude 1 Ducat in ein Beudel weg, in die Stube, um mir zu probiren, ob ich ehrlich wäre, allein da ich ihn fund, gab ich ihm denselben wieder, dieses kann mir der Wirth bezeugen, dann ich hatte keine Noth, von Schwerin fuhren wir fort bis Crewitz, hier verkaufte mein Herr den Wagen und Pferd, und seine Sache legte er in meinen Sack und schickte sie auf die Post, ich habe aber erfahren, daß er sie nicht fort geschickt hat, er setzte sich auf die Post und fuhr nach Berlin, ich ging aber zu Fuß nach Berlin, wie er nach Berlin kommt, geht er in der Nacht fort, und läßt mir allein in Berlin, nun war ich fremt und wuste nirgens hin, ich ging bey dem Wirth Leimbecker, der sagte, daß er in der Nacht fortgereist wäre, ich ging auf die Post, und fragte da wo er wäre hingereist, als hörte ich, daß er nach Potsdam wäre, ich ging bey den reichen Molß, das ist der Mann wo er seine Sache immer läßt, und weinde, dieser gab mir 6 Gr. und gab mir weider keinen Rath was ich thun sollte,

die Juden sagten ich sollte ihm nachgehen, ich ging also zum Thor heraus und muste sogleich 2 gr. Zoll geben, und gieng nach Potsdam, und wie ich wieder heraus gieng, muste ich wieder 2 gr. Zoll geben, ich gieng nach Brandenburg, muste ich wieder 2 gr. geben, ich gieng also nach Magdeburg, da hielten sie mir einen ganzen Tag auf, vor der Brücke, dem Thorschreiber sollte ich 4 gr. geben und hatte nicht mehr als 2 gr., wann ich habe mehr gehabt als 2 gr., das übrige habe ich müssen anwenden zu meinem Unterhalt, muste also mein Hembte da lassen bey dem Thorschreiber, und über der Brücke wieder Brückegelde, ich gieng bey die Juden, und sammlete die 4 gr. und hohlte die Hembter von den Thorschreiber, ich dachte also daß ich frey wäre, bin ich den Thor nach Halberstadt zu gegangen, in der Stadt begegnet mir ein Soldat, der fragte mir wo ich hin wollte, ich erzehlte ihm meinen Umstand, dieser gab mir 1 gr., wie ich aus der Stadt gieng, fragte mir der Thorschreiber nach ein Zollzettel, ich wies ihm den Zollzettel, er sagte aber es wäre der Zollzettel nicht, du must wieder in die Stadt gehen, du must vor noch ein Zoll bezahlen, ehnder kommst du nicht raus, ich wollte aber nicht gehn, hierauf wollte er mir schlagen, da habe ich müssen wieder bey den Thorschreiber gehn, und fragte ihm,

ob das nicht der rechte Zollzettel wäre, den er mir gegeben hat, er sagte aber zu mir, ich müste in die Stadt gehn in ein Haus als über die Brücke, da müste ich noch 4 gr. geben, da sie es mir so schwer machten mit dem Zoll, so hatte ich immer den Gedanken, daß ich wollte auf der Brücke ins Wasser springen, wie ich in das Haus kam, fragte ich, ob ich nochmahls Zoll geben müste, ja sagte der Mann, du must nochmahl Zoll geben, ich hatte nun nicht mehr als den Groschen, den mir der Soldat gegeben hatte; hierauf wollte ich meine Pfeife verkaufen bey dem Zoll, der Soldat wollte mir aber nicht mehr bezahlen davor als 1 gr. 6 Pf., ich verkaufte aber meine Pfeife nicht, wie ich nicht mehr erhalten konnte davor, ich wollte also meine Hembter da lassen zum zweitenmahl, er wollte sie aber nicht annehmen, ich weinde vor ihm, und bat ihn, daß ich nicht mehr als einen Groschen hätte, es half aber nicht, es kam aber ein Christ in die Stube, der bezahlte für mich den Zoll, und gab mir einen Groschen auf den Weg, ich kann das gar nicht sagen, wie schlimm es mir gegangen ist, in Magdeburg von wegen dem Zoll, von Magdeburg bin ich gegangen bis Halberstadt, da haben sie mir gar nicht rein gelassen in die Stadt, es hat mir aber getroffen, daß ich in einem Tage viermahl Zoll

bezahlen müssen, in Sachsen ist ein Torff, welches heißt Lobido, wollte der Thorschreiber 8 gr. Zoll von mir haben, aber durch das Weinen und Bitten nahm er nur 5 gr. 6 Pf. von mir, und sagt, das übrige müst er zulegen, es wäre viel zu schreiben, was ich habe ausgestanden; mit dem Zoll, dann ich habe mehr ausgegeben als 6 Rthlr. vor Zoll, der Weg ist mir sehr schwer geworden, dem Juden als meinem Herrn nachzugehn, eine Meile Weges vor Braunschweig auf ein Torff draf ich zum erstenmahl den alten Juden an, in ein Torff wo wir über Nacht waren, des Morgens bin ich nach Hannover zugegangen, und der alte Mann blieb im Krug, den Kaufmann als meinen Herrn, draf ich in Hannover an, ich hatte in Hannover nicht zu leben, mußte also meine Kleidungsstücken von meinem Leibe versetzen, an den Wirth, Zoll brauchte ich nichts zu geben, nur 2 gr. vor einen Nachtzettel, ich fragte also meinen Herrn aus, ich gieng mit ihm zum Rawiener vors Gericht, im Gericht sagte er aber, er kennte mir nicht, es wurde ihm aber gesagt, er sollte schwären, daß er von mir nichts wüste, dieses hat getaurt drey Tage, es wurde mir aber zu lange, alda zu warden, weil ich kein Geld hatte, so gaben mir die Juden den Rath, ich sollte bey dem Magistrat gehen, und sollte klagen, in Zossen habe

ich wohl gesagt, daß ich mir vertragen hätte, allein ich habe es aus Furcht gethan, da es hieße, ich hätte den Juden wollen umbringen, und in der Gerichtsstube muste ich den Rock ausziehen, ich tachte, ich würde wieder Brügel bekommen, da habe ich denn einige Punkte gesagt, die ich aus Angst gesagt habe, da ich mein Kleid versetzt gehabt habe, muste ich 15 gr. davon an den Magistrat bezahlen, ich konnte aber von dem Gericht nichts verstehn, weil sie teutsch sprachen, das habe ich wohl verstanden, daß ich sollte nach Berlin gehn, und sollte eine Schrift bringen von dem Rawiener, da ich nun nichts auf dem Leibe weil ich den Rock versetzt hatte, ich gieng also bey den Juden, und bat ihn um 1 Rthlr., allein mein Herr sagte, er wollte mir 3 Rthlr. geben, die 3 Rthl. muste ich aus Noth nehmen, da mir auf 20 Rthlr. zukamen, daß ich meinen Rock von dem Wirth wieder erhielte, die 3 Rthlr. seynd geblieben in Hannover vor Schlafgeld und Auslösung meines Rocks, hiervon hatte ich noch 3 gr., ich habe in meinem Leben noch keinem nichts genommen, der Punkt mit dem alten Juden, dies habe ich aus Noth gethan, von wegen den Zoll, weil ich bin zurückgegangen, kam ich in ein Torff, bat den Schulzen um ein Stückchen Brodt, weil ich Hunger hate, allein der Schulze wollte mir schlagen, und sagte, wir ha-

ben Christen zu geben, aber keinen Juden, ich gieng von Hannover nach Berlin zu, und wollte wieder bey meine Schwester nach Pohlen, das seynd 80 Meilen, im Dessauischen zwischen Oranienbaum und Wèrlitz traf ich den alten Juden an, das anderemahl, wir gaben uns einander die Hände, ich kannte ihn in der ersten nicht, weil er vor Braunschweig einen schwarzen Rock angehabt hatte, und anjetzo einen weißen, er sagte aber gleich zu mir, daß er mir kennte, weil wir uns gesehen hätten vor Braunschweig, und wollte mit gehen nach Berlin zu, er meinte aber, ich kann nicht gut gehn auf meine Füße, ich sagte, ich hätte meine Füße auch durchgelaufen, und wieß ihm meine Füße, und giengen mit einander nach Coswig zum Schawitz, der alte Mann sagte zu mir, auf den andern Schawitz wollen wir gehen nach Berlin, seyn wir gegangen von Coswig nach Treuenbrietzen, vor Thor gaben uns die Juden einen jeden 1 gr., ich wollte in die Stadt gehen, der Thorschreiber wollte aber 2 gr. haben, wegen diesen Zoll habe ich öfters Noth leiden müssen, der alte Mann verkaufte einen Stock vor 1 Rthlr. 9 gr. bey einem Juden, wir kamen hernach auf ein Torff, den Nahmen weiß ich nicht, der alte Mann gieng im Torffe betteln, und ich gieng in Krug, und wie er bey mir kam in Krug, sagte

er daß in Belitz Markt wäre, ich sagte zu ihm, ich habe es auch gehört, der alte sagte, wir hätten aber heute müssen in Belitz seyn, ich wollte mir gerne ein paar Schuhe kaufen, ich sagte zu ihm, daß wir gehen wollten, allein es war schon 4 Stunden nach Mittage da der Tag noch klein war, er hat zwar seinen Lebenslauf an mir erzehlt, ich habe aber keinen Gedanken gehabt, ihm was übels zu thun, lieber Gott ich nehme dir zum Zeigen, ich bin ihm den alten Mann immer gut gewesen, in Coswig bin ich mit ihm gegangen ein paar Schuhe zu kaufen, der Alte fragte mir, wie ich heusse, ich sagte, ich heusse Nehimmie, ich fragte ihn, wie er heusse, so sagte er, er heusse Leib, und morgen wollte er kaufen ein paar Schuhe, die Nacht gingen die Leude von Belitz vom Margt nach Hause, nun fragte der Alte, ob er noch ein paar Schuhe kriegen könnte, die Leude sagten, daß er noch welche haben könnte, zwey Juden aus Pohlen, und ein Schneider ein Christ, kamen auch von Treuenbrietzen in den Krug, wo wir waren, wie sich der alte Jude des Abends die Hosen auszog, so habe ich gesehen, daß ihm die Leuse raus gefallen seyn, der Schneider sagte, der alte Mann muß Leuse haben, weil er sich immer krazte, und sagte, ja er hat Leuse, ich sagte zu dem Alten, wann er wollte, so wollten wir morgen ein

wenig früh gehn, ein bischen vor Tag, so können wir noch ein paar Schuhe kaufen, in der Nacht konnte der alte Mann nicht schlafen, so sagte ich einmahl zu ihm, Vater warum kann er nicht schlafen, er gab mir aber zur Antwort, es wäre ihm zu kalt, er könnte nicht schlafen, ich hätte ihn gerne mit meinem Pelze zudecken wollen, allein er war unrein, er gieng aber des Morgens nicht früh nach Belitz, sondern wie wir Juden gebetet hatten, aßen wir unser Frieſtück, die zwey Juden giengen nach Belitz, der Schneider gieng auch fort, ich sagte zu dem alten Juden, die zwey Juden können beynahe schon in Belitz seyn, und wir waren noch nicht fort, den Tag vorher laufen wir uns zwischen Treuenbrietzen und das Torff, wo wir Nachtlager hatten, da gingen die Leude nach Holz, und lachten über uns, daß wir uns auslaufen, wenn man sich auslaufen will, so muß man außer den Weg, aber nicht in den Weg gehen, wo Leude gehn, dieses sagte ich zu dem Alten, in dem Laufen sagt der alte Mann zu mir, ich weiß nicht wo ich so viel Lenſe habe, ich sagte zu ihm, ihr wollt euch doch kein Hemt nicht kaufen, ihr müßt alle Schawaß ein Hembt anthun, ihr wartet, daß ſie euch ein Hembt schenken sollen, ihr eßet nichts und trinkt nichts, und der Teufel kann das Geld doch weghohlen, warum

es ist ein Sprüchwort, wir giengen also nach Belitz bis an die Mühle, der Alte ging nein und bettelte, und ich wardet auf ihn, da seyn wir gegangen auf eine Viertelmeile Weges, unterwegens sprachen wir, daß wir auf unsere Oster-Feiertage nach Hamburg gehn wollten, der alte Mann sagte zu mir, wenn wir nach Belitz kommen, wollen wir über Nacht bleiben, dieses war ungefehr Vormittags, um elf Uhr, als hat wir noch Zeit nach Belitz zu gehen, so sagte ich zu dem alten Mann, nun wollen wir auslaufen, aber nicht an dem Wege, sondern auf die Seite, wir giengen rechts weg, ungefehr bis vierzig Schritt weg, aber mein Gott weiß es, daß ich keine Gedanken gehabt habe, ihm was übels zu thun, der alte Mann sagte aber zu mir, wir wollen weiter gehn, dieses war ungefehr funfzehn bis zwanzig Schritte von dem Platze, giengen wir unter einen Baum, es war kein Busch, sondern wie eine Wiese, ich habe auf der rechten Seite des Baums gestanden, um mir zu laufen, der alte Mann stand auf der linken Seite des Baums, und ließ seine Hosen runder von seinen Leib, und lauste, dieses taurte beynah eine Viertelstunde, sterben soll ich, daß mir unter dem Baum die Gedanken eingekommen seyn, wie kann ich in Pohlen neinkommen, da ich nichts habe, dann ich muß allerwegens Zoll,

Nachtzetteis und Schlafgeld haben, und geben, hier-
auf seynd mir Gedanken eingekommen, und habe den
alten Mann auf die Erde geworfen, und habe ihm
die Hosen zerrissen, und habe gesprochen zu ihm,
gieb mir sogleich das Geld, oder ich nehme das Mes-
ser, aber meine Gedanken seyn nicht gewesen ihm
Schaden zu thun, sondern ihm das Geld nur weg-
zunehmen, wegen den Zoll, ich weiß aber nicht, ob
ich das gethan habe, daß ich zu ihm gesagt soll ha-
ben, gieb mir das Geld, oder ich griege das Mes-
ser, daß die Hosen zerißen seyn worden, weiß ich
nicht, ich habe ihm versprochen, wann ich aus dem
Arrest komme, will ich ihm meinen Rock geben, er
sagte zu mir. wie ich ihm das Geld nahm, er hätte
ein ganzes Jahr herumlaufen müßen, um dieses
Geld zusammen zu bringen, und du willst es mir weg-
nehmen, hierauf seyn mir meine Hände auf einmahl
abgefallen von die Hosen, und kam mir in Sinn,
ich sollte dem alten Mann das Geld lassen, es kam
mir aber von wegen den Zoll wieder ein, als begieng
ich diese That, denn es war auch kein rechtes Messer
nicht, dann in wie viel Städten haben sie mir nicht
um einen Paß gefragt, sondern gleich um Zoll, wie
ich dem Juden das Geld nahm, lief ich weg, und
rechter Hand lag ein Torff, wie ich hin wollte, da
kamen drey Husaren, welche hörden, daß der Alte
weinte,

weinte, und kamen auf mir zu, und fragten mir, was ist das, ich gab ihnen zur Antwort, der Vater ist mir Geld schuldig, und hat mir nicht wollen bezahlen, denn ich habe immer zu ihm gesagt Vater, weil er alt war, weil wir von Werlitz nach Coswig gingen, musten wir über Wasser, vor das Ueberfahren muste ich 1 gr. vor ihm bezahlen, vielmahls habe ich zu ihm gesagt, er soll mir es geben, allein er sagte immer, er wollte es mir geben, und gab mir es nicht, wir haben Bier zusammen getrunken, allein er hat nichts dazu gegeben, die Gedanken seynd aber doch nicht gewesen, wegen dem Groschen und 6 Pf. ihm das Geld deshalb wegzunehmen, nur über den Zoll, da haben mir die Husaren genommen bey den alten Juden, dieser Alte nahm mir gleich das Geld aus dem Busen, die Husaren haben mir 8 gr. weggenommen, da ich aber sagte, daß es mein Geld wäre, gaben sie es mir wieder, das Geld was ich dem Alten wegnahm, war ungefehr 4 Rthlr. oder 5 Rthlr., ich habe es gar nicht aufgehabt, der Alte sagte zu mir, wenn er Geld überlich behielte vor die Schuhe, so wollte er sich einen Ducaten einwechseln, wie der Alte mir das Geld abnahm, so gaben mir die Husaren auf dreißig Brügel, ich habe sie gefühlt acht Tage, sie liesen mir hernach laufen, es fuhr ein Herr in einen

Wagen vorbey, welcher die Husaren befehligte, mir wieder zu hohlen, nun wurde ich nach Bellh bey den Magistrat geführt, der Bürgemeister hat mir die Briefschaften abgenommen, und die 8 gr. den Boten der Wache gegeben, die Briefschaften bekam ich wieder und schickten uns mit einen Husaren nach Saarmund.

Auf mein Schreiben was ich geschrieben habe, das weiß mein Gott der mir erschaffen hat, daß alles wahr ist, und falls gar nichts, denn ich kann es beschweren in meinem jüdischen Glauben in der Schule, daß es alles wahr ist, so soll mir Gott helfen in meiner Noth.

Saarmund,
den 6ten Junii 1790.

Jüdische Unterschrift.

IX.

Ermordung eines Kindes, aus Schwermuth und religiöser Schwärmerei.

Dorothea Regina Radius war die Tochter eines Schulmeisters auf dem Vorwerke Rambow in Pommern.

Von ihrer ersten Kindheit an bezeigte sie vorzüglich viel Zärtlichkeit gegen ihre Mutter, und als ihr solche durch den Tod entrissen wurde, verfiel sie in einen herznagenden Trübsinn, der aller Wahrscheinlichkeit nach, mit den Hauptgrund zu allen ihren nachmaligen traurigen Geistesverwirrungen legte, deren letzte und schrecklichste die Ermordung ihres eigenen Kindes war.

Der tiefe Gram, der sich ihrer, gleich nach dem Tode ihrer Mutter, bemächtigt hatte, wurde noch durch angeerbte körperliche Schwächlichkeiten vermehrt. Die unglückliche Radius klagte oft

über Beängſtigung *), und ſie fand nur dann etwas Linderung ihres drückenden Zuſtandes, wenn ſie anhaltende und ſchwere Arbeiten verrichten mußte.

Als ſie herangewachſen war, ſtand ſie, unter der Aufſicht ihrer Mutter, und auch noch nachmals nach deren Tode, einige Zeit lang allein der Wirthſchaft ihres Vaters vor; in der Folge ging ſie aber als Magd in Dienſte bei fremden Leuten, bis ſie endlich an den Ackersmann Damaske verheirathet wurde.

Doch dieſe eheliche Verbindung war leider gar nicht geſchickt, ihren Hang zur Schwermuth zu mildern; ſie bewirkte, im Gegentheil, nur noch größern Trübſinn bei dem unglücklichen Weibe. Die Vermögensumſtände ihres Ehemanns waren äußerſt dürftig, und nun geſellte ſich noch zu ihrem geheimen Kummer die ſtete Beſorgniß baldiger Brodloſigkeit.

---

*) „Ihr ſey," ſagte ſie nachmals bei ihrer gerichtlichen Vernehmung aus: „von der Zeit an, da ſie ihre „Mutter verloren habe, der Kopf immer ſo „würrig und düslig geweſen, daß ſie ſelbſt „nicht gewußt, was ihr gefehlt habe."

Diese unabläßige Furcht, wozu noch außer ihrer körperlichen und Geistesdisposition zur Schwermuth mancher andre kränkende und niederschlagende Umstand hinzukam, raubte der Unglücklichen alle Heiterkeit des Gemüths und sogar die so nothwendige Ruhe der Nacht.

Sie hatte häufig fieberhafte Anfälle, in welchen ihrer kranken Seele die schrecklichsten Bilder von Mord und Blut vorschwebten; und wenn sie des Nachts aus einem unruhigen Schlummer auffuhr, (wie solches sehr oft geschah) so stieg allemal der unselige Gedanke in ihr auf: „Sie müßte eine böse That thun, um sich zu einem frommen und seligen Tode vorbereiten zu können.“

Ihre Gesundheit nahm bei dieser traurigen Stimmung ihrer Seele täglich ab, vergebens kämpfte sie mit sich selbst und diesem schrecklichen Wahn. Bereits zu sehr geschwächt an Körper und Geist, konnte sie diesem heftigen Triebe nicht länger Widerstand leisten, sie sann unabläßig auf eine Gelegenheit, ihn zu befriedigen.

In dieser Absicht faßte sie ums Jahr 1779 den Entschluß, in das Strohdach des Hauses, in welchem sie selbst mit ihrem Mann und ihren Schwiegereltern wohnte, zur Mittagszeit ein brennendes

Stück Kiehn zu ſtecken. Das Haus gerieth in Brand, und wurde mit all' ihrer eigenen und ihrer Schwiegereltern Habe ein Raub der wüthenden Flamme.

Während des Brandes ſaß die wahnſinnige Feuerſtifterin auf einem gerettetem Brette in ihrem Garten, rang die Hände und weinte laut und heftig.

Eine andre Bauerfrau trat zu ihr hin, und da ſie in der Meinung war, daß ſie über den Verluſt ihres Vermögens ſo heftig wehklagte und weinte, ſo ſuchte ſie ſie durch Troſtgründe der Religion und durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß dieſer heftige Schmerz ihrer ohnehin ſchon ſehr zerrütteten Geſundheit noch mehr ſchaden würde; die Unglückliche aber erwiederte unter heftigem Schluchzen: „Ach nein! Wenn ich nur Ruhe habe! — Mir „brennt es ſo ſehr auf dem Herzen!“

Und als dieſe Frau ſie nachmals befragte: auf welche Art dies Feuer wohl ausgekommen ſeyn mögte? geſtand ſie ihr ſogleich ohne allen Rückhalt, daß ſie das Feuer angelegt habe, und daß ſie ſich der That durchaus nicht hätte erwehren können. „Ich wollte mir,“ fuhr ſie fort: „erſt ſelbſt ein

„Leid anthun, denn wäre ich jetzt aber schon in „der Hölle, und nun kann ich mich doch noch „bekehren.“

Nachdem sie dies gesagt und darauf eine Weile geschwiegen hatte, blickte sie ihre Nachbarin abermals wehmüthig an und fragte dann: „Kann „mir diese Sünde wohl noch vergeben werden?“

Bestürzt sah die Bäuerin vor sich hin, und wußte nichts zu antworten. Die arme Wahnsinnige merkte ihre Verlegenheit, „sie kann es,“ setzte sie sogleich hinzu: „hört sie, sie kann es „immer nachsagen, daß ich das Feuer angelegt habe!“

Dies Geständniß kam dann auch sehr bald der Gutsherrschaft zu Ohren; aber, da man diese Aeußerung der Damaske bloß für eine Frucht ihres Wahnsinnes und sie einer solchen That nicht fähig hielt, so wurden darüber auch weiter keine nähern Untersuchungen angestellt, und die That blieb ungeahndet. Man rieth bloß ihrem Ehemann, sich von ihr scheiden zu lassen; aber, aus Liebe zu seiner Frau, konnte er sich nicht entschließen, sie zu verstoßen, ob sie ihm gleich, durch ihre an Wahnsinn gränzende Schwermuth oft sehr trübe Stun-

den machte, und es ihm selbst, da er sie am genauesten kannte, äußerst wahrscheinlich vorkam, daß sie die Anstifterin des unglücklichen Brandes gewesen seyn könnte, der ihm sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt hatte.

Da der Unglücklichen auf diese Weise ihre Absicht, sich durch eine todverwirkende That den Himmel zu verdienen, fehlgeschlagen war, so nahm auch ihre Melancholie mit jedem Tage zu, und folterte sie unaufhörlich mit den qualvollsten Gedanken.

Ihr Mann sahe sich, wegen des Brandes, genöthigt, seinen Wohnort zu verlassen, und er zog mit seiner schwermüthigen Frau zu einer von ihr geliebten Schwester.

Die Veränderung ihres Aufenthalts und der freundschaftliche Umgang mit dieser Schwester schienen itzt ihre Seele in etwas wieder aufzuheitern, und sie vermogte es sogar jetzt über sich, ihrem Mann, den sie sehr liebte, die zurückkehrenden Aufwallungen ihres Trübsinns zu verbergen, um ihn nicht zu kränken, und sich oft muntrer zu stellen, als sie es in der That war.

Aber bald wurden die Anfälle ihrer Krankheit zu mächtig und ihre Kräfte zu schwach.

Ein ganzes Jahr kämpfte sie so mit sich selbst, hoffte und flehte oft im Gesang und Gebet Besse-

rung ihres Seelenzustandes von Gott, bis endlich im Sommer des Jahrs 1782 ihre Schwermuth den höchsten Grad erreichte.

Am 28sten Juni dieses Jahres wurde sie wiederum von einer gewaltigen Angst und abwechselnd von Hitze und Frost befallen.

Sie warf sich aufs Bett und lag so die Nacht hindurch, ohne ein Auge zuzuthun.

Auf einmal trat der Gedanke, sich selbst oder ihr anderthalbjähriges Kind zu ermorden, mit der größten Lebhaftigkeit vor ihre Seele.

Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht kämpfte sie mit sich selbst, ob sie die That vollbringen sollte oder nicht, am andern Morgen war sie fest entschloßen, ihr Kind zu tödten.

Sie blieb diesen Morgen ungewöhnlich lange im Bette. Ihr Mann hatte sich den Tag vorher mit ihrem Schwager besprochen, eine Wiese zu mähen.

Sie wünschte itzt allein zu seyn; sie erinnerte daher ihren Mann an seinen Vorsatz, und er ging darauf mit seinem Bruder fort.

Jetzt war nur noch die Dienstmagd bei ihr, und gab dem Kinde zu eßen. Still und mit wehmüthigem Blick sah die Mutter dies eine Weile mit zu, endlich begehrte sie ihr Kind und trug

der Dienſtmagd ein unbedeutendes Geſchäft in dem Garten auf.

Nun war ſie allein und hielt das Kind in ihrem Arme. Wahnſinn und Mordluſt kämpften mit Mutterliebe und Zärtlichkeit in ihrer zerrütteten Seele. Mit wankenden Schritten irrte ſie in der Stube hin und her und ſuchte hier und dort und überall nach einem Werkzeuge des Todes.

Sie griff nach einem Meſſer, aber beim Anblick des ahndungsloſen Schlachtopfers entſank es ihrer ohnmächtigen Hand. Sie irrte aus der Stube in eine daran ſtoßende Kammer, und wieder in die Stube zurück.

Nun fiel es ihr auf einmal ein, dem Kinde das Halstuch abzulöſen und es damit zu erwürgen. Zitternd hielt ſie's in ihren Händen, aber es ſchien ihr zu ſtark; ſie blickte auf ihr Kind, und warf es von ſich.

Endlich fiel ihr Blick auf einen zugebundenen Sack, der in der Stube lag. Schnell trennte ſie mit einem Meſſer den Bindfaden los, ging mit dem Kinde in die Kammer zurück, legte es ſanft mit dem Geſicht auf die Erde, wandte ihm einigemal das Band um den Hals und ſchürzt den tödtenden Knoten.

Die Wahnsinnige hatte die That, sitzend auf einer Biertonne, vollbracht. Als das Kind todt war, blieb sie noch eine Weile, mit starren auf das Kind gehefteten Blicken, sitzen. Auf einmal glaubte sie, noch Spuren der Bewegung an dem Kinde zu bemerken, und, aus Mitleid mit seiner Qual, zog sie geschwinde das Band noch fester zu.

Als das Kind völlig todt war, löste sie das Band ab, legte das arme Schlachtopfer ihrer Verwirrung gelaßen und ruhig auf die Erde, kniete neben ihm hin, und betete ein stilles Vater Unser.

Kaum hatte sie ihr Gebet geendigt, als plötzlich der Nebel vor ihren Augen verschwand. Mit Schaudern und Entsetzen sah und fühlte sie, was sie so eben gethan hatte, und brach in das heftigste Jammergeschrei aus.

Die Dienstmagd kam in die Stube. Mit den Zeichen der tiefsten Reue und Verzweiflung erzählte sie dieser und gleich nachher einer hinzukommenden Nachbarin die That mit den kleinsten Umständen, und setzte hinzu: daß ihr Drang dazu unüberwindlich gewesen wäre.

Eben dies Bekenntniß wiederholte sie auch bei den gerichtlichen Verhören freimüthig und bei vollem

Verſtande; ſie erkannte vollkommen das Strafbare ihrer That, und wünſchte nichts als den Tod, den ſie als ihren Retter und Führer zur Glückſeligkeit anſah.

Da man bei der gerichtlichen Unterſuchung entdeckte, daß die unglückliche Damaske ſchon zuvor ähnliche Anfälle von Wahnſinn gehabt habe, denn einmal war ſie Willens geweſen, ſich die linke Hand mit einem Beil abzuhacken, ein andermal ſich in einen Brunnen zu ſtürzen, und ſich dort zu erſäufen; ſo wurde nur auf eine lebenswierige ſichere Verwahrung der wahnſinnigen Kindermörderin angetragen, und ſolche auch nachmals vom König genehmigt.

X.

Mord, verübt von einem siebenzigjährigen blinden Prediger an seiner eigenen Ehefrau.

Kaulwell wurde im Jahr 1694 zu Oehlitz geboren, woselbst sein Vater Prediger war. Seine Eltern bestimmten ihn den Wissenschaften und er widmete sich der Gottesgelahrtheit. Bald nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn erhielt er einen Ruf als Prediger nach Unterneße, in der Weißenfelsischen Inspektion.

Er nahm diese Stelle an, heirathete darauf die Tochter eines Superintendenten zu Weißenfels, mit der er vier Jahr in einer friedlichen und glücklichen Ehe lebte, und die ihm zwei Kinder hinterließ.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich 1732 zum zweitenmal mit einer Predi-

gertochter zu Wöbau, mit welcher er ebenfalls einige Kinder erzeugte.

Im Jahr 1737 wurde er als Prediger nach Rudersdorf berufen. Er zog also von seinem bisherigen Wohnort fort, und ließ sich dort mit seiner Familie nieder.

Nach dem Zeugniß aller seiner Bekannten, lebte Kaulwell auch mit dieser zweiten Gattin glücklich und zufrieden, so wie er denn überhaupt ein friedliebender und verträglicher Mann gewesen seyn soll.

Bei herannahendem Alter verspürte er aber mit einemmal eine überaus schnelle Abnahme seiner Kräfte; sein natürliches Feuer verlosch plötzlich, und er nahm nun, unglücklicher Weise, seine Zuflucht zu einem der gefährlichsten und schädlichsten Mittel, zu starkem Getränke; allein, da es ihm, bei seinen nur geringen Einkünften, an Mitteln gebrach, sich theure Weine zu kaufen, so bediente er sich des Brandweins *). Mit jedem Tage nahm nun diese

*) Der Genuß des Brandweins war seiner Natur so sehr zum Bedürfniß geworden, daß der Arzt, der ihn hernachmals in seinem Gefängniß besuchte, darauf ausdrücklich antrug, ihn täglich damit zu unterhalten, damit er nicht, wenn er solchen ganz entbehren müßte, noch vor beendigter Untersuchung sterben mögte.

rderbliche Neigung bei ihm zu, er betrank ſich, rwandte mehr auf die Befriedigung dieſer ſchäd- hen Leidenſchaft, als auf ſeine Kinder und ſein ausweſen. Seine Gattin machte ihm darüber orwürfe, er erwiederte ſie mit Unwillen, und eſe Zwiſtigkeiten ſtörten nun auf einmal den rieden einer einſt glücklichen Familie.

Durch den Genuß des vielen ſtarken Ge- änks zerrüttete Kaulwell gänzlich ſeine Ge- ndheit und ſchwächte ſeine Seelenkräfte. Es erfiel ihm zu verſchiednenmalen auf der Kanzel n Schwindel, der ſo heftig war, daß er ſich um halten konnte, auch wurde er in einem Zeit- um von ſieben Jahren, ſechs bis ſieben Mal m Schlage gerührt.

Aber alle dieſe unglücklichen Zufälle, die wahr- heinlicherweiſe mit eine Folge ſeiner böſen Nei- ng zum Trunk waren, konnten den ſchwachen reis nicht mehr von ſeiner Verirrung zurück- ingen. Stündlich nahm dieſe unſelige Leiden- haft zu; um ſie zu befriedigen, häufte er Schul- n auf Schulden, und als man ihm nicht mehr orgen wollte, vergriff er ſich ſogar einigemal an m Klingelbeutel.

Im Jahr 1763 hatten endlich ſeine Geiſtes- äfte ſo abgenommen, daß er nicht mehr im

Stande war, seinem Amt als Prediger vorstehn zu können. Es wurde ihm also ein Substitut gesetzt, wodurch er einen beträchtlichen Theil seiner ohnehin nur sehr geringen Einkünfte einbüßte; und kurze Zeit nach diesem Vorfall, hatte er auch noch das Unglück, blind zu werden.

Diese Umstände gaben nun neue Gelegenheit zu Zwistigkeiten mit seiner Gattin; täglich machte sie ihm Vorwürfe über seine Neigung zum Trunk, und quälte ihn mit der Besorgniß: daß sie noch am Ende mit ihren Kindern würde darben und hungern müßen.

Ihm selbst überfiel nun in dem darauf folgenden Jahre die nemliche Furcht, und zwar (wie er sagte) aus Mißtrauen gegen Gott und deßen Vorsorge, hauptsächlich weil er noch viele Schulden hatte, die er, bei seinem geringen Einkommen zu tilgen, keinen Ausweg sah, und weil kaum noch bis Weihnachten Korn zum Brod für ihn und sein Hauswesen vorräthig war.

Die üble Laune seiner Gattin nahm itzt fast stündlich zu, sie verfolgte ihn unaufhörlich mit dem kränkenden Vorwurfe: daß sie nach seinem Tode um ihren Unterhalt kommen würde; und setzte dann wohl noch mit vieler Heftigkeit hinzu:

„aber,

„aber, wenn du todt bist, will ich auf „dein Grab treten und ausrufen: hier liegt „der verfluchte Rabenvater, der weder für „sein Weib noch seine Kinder gesorgt hat! „und am jüngsten Tage will ich sagen: hier „ist der verfluchte Rabenvater! richte ihn, „Gott! auf das strengste, denn er hat die „Hölle an mir verdient! Es ist ein unver„ständiger alter Rabenvater, und werth, daß „man Leute kommen ließe, die ihn mit Steck„nadeln zerkratzten!“

Diese und andre ähnliche Reden beängstigten den blinden siebenzigjährigen und fast kindischen Greis dergestalt, daß er den Entschluß faßte, sein Weib ums Leben zu bringen, um sie dadurch von ihrer Besorgniß zu befreien, sich aber zugleich, da er schon so alt und überdem blind und seines kummervollen Lebens überdrüßig war, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Vierzehn Tage trug er diesen mörderischen Gedanken in seiner Seele mit sich herum, ehe er ihn zur Wirklichkeit brachte. Er kämpfte lange mit sich selbst, aber die letzten vier Tage vor der schrecklichen That wurde dieser Gedanke so lebhaft in ihm, daß er ihm nicht länger widerstehn konnte.

Am 15ten Oktober 1764 hatte Kaulwells Gattin einen Besuch bei einer verheiratheten Tochter gemacht, und als sie am Abend zu Hause kam, ging sie sogleich in ihr Zimmer und legte sich zu Bette. Kaulwell war ganz freundlich gegen seine Gattin, wünschte ihr noch eine gute Nacht und, nach der Aussage aller Hausgenoßen, war diesen Abend kein Streit zwischen den beiden Eheleuten vorgefallen.

Gegen Mitternacht nahm der blinde Greis ein Beil, schlich sich damit leise in die Stube seiner Frau, und horchte, ob sie noch wach sey. Als er sie nun schlafend fand, so fühlte er erst mit seiner Hand nach ihrem Kopf, und gab ihr dann mit dem Beil einen heftigen Schlag nach dem Orte, wo er vorher hingefühlt hatte. — Auf diesen ersten Schlag richtete sich die getroffene Frau im Bett in die Höhe und fing an zu reden, er aber fuhr fort, mit dem Beil ohne Unterlaß auf sie zuzuhauen. Sie wehrte sich nun mit den Füßen, worauf er sein Federmesser aus der Tasche zog, es aus der Scheide nahm, und ihr mit selbigem in die Kehle stach, nachdem er solche vorher ebenfalls durchs Gefühl aufgesucht hatte. Itzt kroch die Verwundete unter die Bettdecke, warf mit den Füßen die am Bette

stehenden Stühle um, hatte aber doch noch so viel Kraft, aus dem Bette zu springen und mit dem kläglichsten Geschrei die Magd zu rufen.

Auf dies Geschrei sprang die in der Nebenkammer schlafende Magd sogleich aus dem Bette, um ihrer Herrschaft zu Hülfe zu eilen. Sie fand aber die Thür verschloßen; worauf sie der Verwundeten zurief: die Thüre aufzumachen.

Die Kaulwell raffte itzt noch alle ihre Kräfte zusammen, öffnete die Thüre und trat vor das Bett der Magd. Diese fühlte gleich an den Händen ihrer Frau Blut; sie sprang also auf und lief zu dem Substituten, um Licht zu holen. Letzterer kam sogleich mit der Magd zurück, und fand die unglückliche Frau dergestalt gemißhandelt und verwundet, daß sie ohne Rettung verloren war, auch gab sie wirklich funfzehn Stunden darauf ihren Geist auf.

Mittlerweile war der Mörder durch die Kammerthüre aus der Pfarrwohnung durch den Garten zu seinem Schwiegersohn gegangen. Hier klopfte er sehr heftig an die Thüre, und als ihm dieser aufmachte und fragte: was er noch nach Mitternacht bei ihm wolle? sagte er ganz gelaßen: „Nun habe ich meiner Frau den „Kopf eingeschlagen!“

Merkwürdig ist es, daß die Ermordete diese Nacht das drittehalbjährige Kind ihres Schwiegersohns bei sich im Bette hatte, daß Kaulwell dies wußte, und demohnerachtet die schreckliche That vollführte, ob er gleich selbst gestand, daß er dies Kind in der Blindheit sehr leicht hätte erschlagen können, wenn es nicht, bei dem ersten Schlage nach dem Kopfe seiner Frau, sogleich der Wand zu unters Deckbett gekrochen wäre.

Kaulwell wurde darauf gefänglich eingezogen und über die That vernommen.

Er läugnete sie keinesweges, sondern erzählte sie mit allen vorhin angeführten Umständen, und fügte nur noch hinzu: „es sey diese That nicht aus Bosheit von ihm geschehen, indem er jederzeit und mit jedermann sehr friedlich gelebt habe. Er glaube auch daher, daß vom Satan, durch die Verleitung zu dieser That, alle der Ruhm, den er sonst gehabt, zu Schanden gemacht worden sey *).

---

*) Wenn selbst Lehrer der Religion dergleichen alle Moralität aufhebende Vorurtheile hegen, was kann man von dem gemeinen Mann erwarten, der von solchen Geistlichen seinen Unterricht und seine Belehrung erhält?

Ferner führte er an: „Es sey ihm hiernächst den ganzen Tag vorher immer gewesen, als wenn alle Teufel um ihn wären, und hätte ihm ordentlich der Kopf gebrauſt.“

Auf die Frage: warum er nach der That die Pfarrwohnung verlaßen, und ob er etwa entweichen wollen? erwiederte er: „Er sey darum weggegangen, damit er keinem hinderlich seyn möge und aus Furcht für den Substituten, wenn solcher, auf das erhobene Geschrei seiner Frau herbeikommen und seine That sehn würde; denn der Substitut wäre ein hitziger Mann, der ihn hätte hart anfahren oder sich wohl gar an ihm vergreifen können.“

Das erste, womit man nun wider den Mörder verfuhr, war die Degradation. Er wurde nemlich in seinem priesterlichen Ornate durch zwei Wächter, weil er wegen seiner Blindheit nicht allein gehen konnte, aus dem Arrest auf die Superintendenturwohnung gebracht. Hier sagte ihm nun der Superintendent, im Beiseyn der Gerichte (eines Amtmanns und Aktuarius) und andrer Zuschauer, daß er sich durch sein Verbrechen aller Ehre des geistlichen Standes gänzlich unwürdig gemacht, auch die härtesten Leibes- und Lebensstrafen verwirkt habe, und

daß er nunmehr der geistlichen Würde gänzlich beraubt seyn solle. Hierauf wurde ihm durch den Nachtwächter der Priesterrock und das Oberkleid ausgezogen, auch der Kragen abgenommen und alles neben ihm hingeworfen. Als dies geschehen war, wurde er für einen Layen erklärt und der weltlichen Obrigkeit zur weitern Bestrafung übergeben. Der Amtmann hielt hierauf eine kurze Rede, worin er versicherte, daß er nach seinem Gewißen und wie es die Rechte erfordern würden, wider den Degradirten verfahren wolle. Er befahl darauf dem Gerichtsdiener, den entkleideten Kaulwell wieder ins Gefängniß zurückzuführen und zu schließen.

Itzt wurde ihm der Prozeß gemacht, und er verurtheilt: „daß er, sammt einem Hunde und Hahne, imgleichen einer Schlange und Katze, anstatt eines Affen, in einen Sack gesteckt, ins Wasser geworfen und ertränkt werden sollte.“

Der unglückliche Kaulwell suchte durch seinen Defensor diese schreckliche Strafe abzuwenden, aber ein von einer andern Fakultät erfolgtes Urtheil sprach wieder auf die Säckung, und die Landesregierung bestätigte diesen Ausspruch mit der Abänderung: dem Verbrecher, weil in der Gegend, wo er die That verübt, kein Wasser vorhanden

sey, mit dem Rade vom Leben zum Tode zu richten.

Kaulwell appellirte wider diese Sentenz, aber auch hier erfolgte der Bescheid: daß die ihm zuerkannte Todesstrafe gebührend an ihm zu vollstrecken sey.

Itzt, da alles vergebens war, diesen schrecklichen Urtheilsspruch zu mildern, warfen sich die Söhne des unglücklichen Mörders zu den Füßen des Fürsten und flehten um Gnade für ihren Vater; und dieser verwandelte die Strafe des Rades und die damit verbundene Flechtung auf daßelbe in die Strafe des Schwerdts, worauf auch Kaulwell den 20sten Juni 1766 enthauptet wurde.

XI.

Mord aus Lebensüberdruß, nach neuntägigem Hunger.

Anton Leikowsky wurde im Jahr 1762 in Stolzenberg bei Danzig geboren, woselbst sein Vater ein Arbeitsmann war. In seiner frühern Jugend wurde er fleißig zur Schule angehalten, und in der katholischen Religion, zu der sich seine Eltern bekannten, gehörig unterrichtet. Nach dem Tode seines Vaters verehelichte sich seine Mutter zum zweitenmal und sein Stiefvater ließ ihn darauf die Zeugmacherprofeßion erlernen.

Schon in seinem achtzehnten Jahre verheirathete sich Leikowsky und arbeitete bei verschiedenen Meistern als Geselle, wodurch er sich sein Auskommen bis zum Jahr 1785 nothdürftig erwarb; um diese Zeit beging er aber leichtsinnigerweise den Fehler, den Zeugmachermeister Chinowsky,

von dem er Vorschuß auf seine Arbeit erhalten hatte, heimlich zu verlaßen. Hierdurch wurden alle übrige Meister in der dortigen Gegend gegen ihn so mißtrauisch, daß er, seiner vielfältigen Bemühungen und Bitten ungeachtet, von ihnen weiter keine Arbeit bekommen konnte.

Lange suchte er nun auf irgend eine oder die andre Art unterzukommen, aber vergebens, endlich zwangen ihn Noth und Hunger sich bei einem Maurer als Handlanger zu verdingen. Doch auch dieser sehr geringe Verdienst hörte sehr bald auf und beim herannahenden Winter des Jahrs 1786 blieb dem hülfsbedürftigen Lelkowsky nichts übrig, als Wolle zu spinnen, wodurch er sich, wie man leicht denken kann, äußerst kümmerlich ernähren mußte. Auch konnte er dabei, ungeachtet aller Sparsamkeit, nicht so viel zurücklegen, daß er im Stande gewesen wäre, in dem darauf folgenden Frühling seine äußerst geringe Hausmiethe zu bezahlen; worauf er von seinem hartherzigen Wirthe gezwungen wurde, seine Wohnung zu räumen, ohne daß er wußte, wo er für sich und seine Frau Dach und Fach finden sollte.

Von dieser Zeit an trennte sich seine Ehefrau von ihm, und er erfuhr nach der Zeit nichts weiter von ihrem Aufenthalt.

Die grausame Noth, die den verlaßnen Leikowsky itzt drückte, brachte ihn zu einem Entschluß, der ihm gewiß die größte Ueberwindung kosten mußte; er nahm bei dem Abdecker zu Stolzenberg Dienste.

Hier hielt er sich etwa acht Tage auf, aber der Wunsch, von diesem Dienst loszukommen, und sein trauriges Schicksal in etwas zu verbeßern, verleitete ihn zu einem Diebstahl. Er entwendete dem Eheweibe des Abdeckers einige Kleidungsstücke, ging damit nach Danzig, und verkaufte sie dort.

Der dasige Schließerknecht entdeckte Leikowskys Diebstahl; der Unglückliche wurde in Verhaft genommen, und nach der Abdeckerei zurückgebracht. Hier band man ihn, ohne weitere Untersuchung, sogleich an einen Baum, stellte ihn öffentlich zur Schau, und gab ihn dem Schimpf der neugierigen Zuschauer Preis.

Was blieb dem beschimpften und gemißhandelten Leikowsky nach dieser entehrenden Bestrafung noch übrig, als so weit zu flüchten, als möglich, um das Andenken seiner Schande zu tilgen. Auch noch an dem nemlichen Tage, wo er an dem Baum gebunden worden, fand er Gelegenheit, sich zu entfernen.

Nun ging er geradesweges nach Graudenz und arbeitete dort (seiner Angabe nach) zwölf bis funfzehn Wochen um Tagelohn beim dortigen Festungsbau.

Im Herbst 1786, da sein Verdienst in Graudenz aufhörte, kehrte er wieder zu seiner Mutter nach Stolzenberg zurück. Hier blieb er etwa vier Wochen bei ihr, worauf er aber (nach seines Bruders Aussage) seiner Mutter ein Pfund Wolle entwendete und heimlich davon ging.

Jetzt nahm Leikowsky seinen Weg nach Elbing, in der Absicht, dort einen Verwandten zu besuchen. Auf der Landstraße aber wurde er von drei unbekannten Leuten angefallen, welche ihm seines einzigen Rocks und seiner Stiefeln beraubten.

Von aller Kleidung entblößt, wußte der Hülflose nicht, wohin er sich wenden sollte. Alle seine Bemühungen, auf dem Lande irgendwo Dienste zu erhalten, waren vergebens; überall wieß man ihn verächtlich und lieblos zurück.

Während dieser Zeit hatte seine Mutter ihren Wohnort verändert und sich zu seinem ältern Bruder begeben, woselbst sie sehr krank darnieder lag.

Leikowsky, den alle Versuche, sich nur kümmerlich des Hungers zu erwehren, nicht glücken wollten, beschloß endlich, wieder nach seiner Heimath

zurückzukehren und seine letzte Zuflucht bei seinem Bruder zu suchen. Dieser wollte aber von ihm nichts wissen, und weigerte sich sogar auf eine sehr hartherzige Art, ihm in seiner verzweiflungsvollen Lage ein Obdach zu geben.

Wohin sollte sich nun der Elende wenden? selbst sein leiblicher Bruder versagte ihm grausam die kleinste Unterstützung. — Er verzweifelte an der Menschheit, er wagte es nicht, einen Fremden um Hülfe anzusprechen, da sein eigner Bruder ihn gefühllos verstoßen konnte.

Der Winter war inzwischen herangekommen, und Letkowsky hatte keinen Rock, sich nur im geringsten gegen die damals in der dortigen Gegend schon eingefallenen Kälte zu schützen.

Verzweiflungsvoll ging er an einem Nachmittage durch den Garten seines Bruders in die daran stoßenden Hofgebäude des Pächters Schulz, um sich dort auf dem Schoppen über dem Kuhstall zu verbergen.

In diesem Schoppen blieb er neun Tage im Stroh versteckt und nur zuweilen ging er des Abends auf den Hof, um aus dem daselbst befindlichen Wasserbehältniße seinen Durst zu löschen.

Nach seiner Versicherung hat er diese neun Tage über nicht das geringste gegeßen.

Anfänglich faßte er hier (nach seinem eigenen Geständniß) den Vorsatz, seinen Bruder zu ermorden, weil er sich seiner gar nicht hätte annehmen wollen, vorzüglich aber, weil er ihm, was ihm am tiefsten gekränkt, sogar den Zutritt zu seiner kranken Mutter versagt habe.

Inzwischen mußte er von diesem Morde (wie er selbst sagte) um deswillen abstehen, weil seine durch die Kälte ganz erfrornen Füße ihm nicht erlaubten, seinen Aufenthalt auf dem Schoppen zu verlaßen.

Als er so sechs Tage, ohne alle weitere Nahrung, als etwas Wasser, verlebt hatte, gerieth er aus Verzweiflung auf den Gedanken, den Viehjungen, der oft in dem unter dem Schoppen befindlichen Stall kam, um das Vieh zu füttern, todt zu schlagen, um seinem elenden Leben auf einmal ein Ende zu machen.

Lange war er unschlüßig, ob er die grausame That ausüben sollte oder nicht, aber die Vorstellung, daß er bei der immer anhaltenden Kälte und den heftigen Schmerzen an seinen erfrornen Füßen nicht im Stande sey, sein Unterkommen in der Ferne zu suchen, daß er aber in Stolzenberg, wegen der Ausstellung bei dem Abdecker, auf kein Mitleid und also auch auf keine Allmosen rechnen könne, und der nagende Hunger, den er mit nichts zu

ſtillen vermogte, beſtimmten ihn zur Ausführung dieſes Mordes *).

Zu dieſem Ende beſchloß er alſo, den Knaben den folgenden Tag, wenn er in den Stall kommen würde, zu erſchlagen. Er nahm auch dieſerhalb einen Zaunpfahl aus dem Kuhſtall mit ſich auf den Schoppen.

Nachdem er noch zwei Tage mit ſich ſelbſt geſtritten, ſtieg endlich, bei dem zunehmenden Hunger und Schmerz an ſeinen Füßen, die Verzweiflung aufs höchſte. Als darauf am 1ſten Dezember 1787 der Knabe des Nachmittags das Vieh im Stall fütterte, ſtieg Leikowsky von ſeinem Schlupf-

---

*) Wie ſehr der Unglückliche mit ſich ſelbſt gekämpft, bezeugt folgende Ausſage:

„Es war mir, als ich einige Tage auf dem „Boden gelegen hatte, immer ſo, als wenn ich „es thun müßte. Ich erwehrte mich einigemal „mit großer Mühe der Ausführung meines Vor„ſatzes, wenn der Burſche in den Stall kam, „welches doch mehr als einmal des Tages ge„ſchah. Wenn der Burſche aus dem Stall war, „ward der Gedanke, ihn zu tödten, wieder rege; „ich weiß nicht, der Satan ließ mir keine Ruhe, „bis ich die That ausgeführt hatte.“

winkel herunter, ging in den Kuhstall, und gab dem armen Burschen, welcher mit dem Rücken gegen die Thüre stand und eben im Begriff war, den Kühen Futter einzuschütten, von hinten zu mit dem Pfahl einen heftigen Schlag auf den Kopf. Der Knabe erhob sogleich ein ängstliches Geschrei und lief aus dem Stall, sank aber gleich darauf, von dem erhaltenen Schlage verwundet und betäubt zur Erde. Der verzweiflungsvolle Leikowsky verfolgte ihn sogleich, und gab ihm, als er schon auf der Erde lag, noch vier Schläge auf den Kopf, wodurch er den Knaben vollends tödtete.

Als darauf einige Dienstknechte hinzusprangen, warf der Mörder den Pfahl von sich und war gleich bereit, sich in Arrest bringen zu lassen, auch sah er die Strafbarkeit seines Verbrechens sehr deutlich ein *).

---

*) Bei der Untersuchung drückt er sich darüber auf folgende Art aus:

„Ob ich gleich in den vorigen Zeiten wohl „daran gedacht habe, und mir auch nach dem „empfangenen Unterricht in der Religion wohl „bekannt war, daß der Todschlag von Gott sehr „verboten ist, so fiel mir doch solches nicht eher

So groß indeß zuvor sein Lebensüberdruß gewesen war, so fand sich doch, nach seiner Verhaftnehmung, und nachdem er mit Speise erquickt worden, die Liebe zum Leben wieder bei ihm ein, und er versuchte es sogar, sich aus dem Gefängniß zu brechen; sein Vorhaben wurde aber bald entdeckt und verhindert. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Die Angst über die Schmerzen an „meinen Füßen brachten mich auf den Gedanken, und wenn der Satan sein Spiel „haben will, so kann man ihm nicht wi„derstehn."

Die Kriminaldeputation des Königl. Preuß. Kammergerichts erkannte zwar dahin: daß der Anton Leikowsky mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu bringen und sein Körper zu verscharren sey, trug aber doch zugleich darauf an, ihn aus Gnaden mit der Todesstrafe zu verschonen, weil es wenigstens zweifelhaft sey, ob ihm, in Rücksicht seiner

---

„ein, als wie ich die That vollbracht hatte. Da „gingen mir erst die Augen auf, und ich sehe jetzt „wohl ein, daß ich Gott dadurch sehr beleidigt „habe."

seiner Armuth, seiner körperlichen Gebrechen und des neuntägigen Hungers, welcher, nach Hallers Physiologie *) einen dem bitzigen Fieber ähnlichen Zustand hervorbringt, und bei der Wahrscheinlichkeit, daß es ihm wirklich an den erlaubten Ernährungsmitteln gemangelt habe, der Todschlag als eine ganz freie Handlung zuzurechnen seyn dürfte, und der König verwandelte die Todesstrafe in lebenswierige Festungsarbeit, mit Vorbehalt der Ehre.

---

*) Hallers Anfangsgründe der Physiologie. Berlin 1744. Band 6. Buch 19. S. 138. u. f.

XII.

Diebstahl aus kindlicher Liebe.

Der Schulze zu *** in der Mittelmark, ein wohlhabender Mann, brachte seinen siebenzehnjährigen Sohn nach Berlin in die Lehre bei einem Sattler.

Unglücklicherweise schnitt sich hier der junge Mensch bei der Arbeit mit einem Messer in einen Finger, und diese Wunde wurde nach einiger Zeit so schlimm, daß er Gefahr lief, den Finger zu verliehren.

Die Besorgniß, daß er in diesem Fall unfähig seyn würde, die Profeßion weiter fortzulernen, noch mehr aber der Gedanke, daß alsdann die von seinem Vater für ihn gezahlten zwanzig Thaler Lehrgeld und das mitgebrachte Bette, nach Handwerksgebrauch, verlohren wären, machten ihn sehr niedergeschlagen und betrübt, und da er überdem noch er-

fuhr, daß sein Vater in diesem Jahr gerade durch einen späten Frost an seinen Weinbergen einen beträchtlichen Schaden litten: so sann er Tag und Nacht auf ein Mittel, seinen Eltern, die er sehr liebte, den Verlust, den er ihnen durch seine unglückliche Wunde am Finger verursachen würde, wieder zu ersetzen.

Weil er von Natur ein sehr guter, stiller und ordentlicher Mensch war, so hatte er sich bei seinem Lehrherrn sehr beliebt gemacht, und dieser setzte nicht das geringste Mistrauen in seine Ehrlichkeit. Der junge Mensch hatte also oft Gelegenheit, zu bemerken, daß sein Herr sein Geld in einem in der Werkstätte befindlichen Schrank aufzubewahren pflegte.

Eines Sonntags, als der Sattler mit seiner Familie spatzieren gefahren war und der junge Lehrling sich allein in der Werkstätte befand, fiel es ihm auf einmal ein, daß sein Lehrherr vor einigen Tagen Geld in den Schrank gelegt, und daß er nun seinen seit einigen Tagen schon bei sich gefaßten Vorsatz, ihm so viel davon zu entwenden, als sein Vater Lehrgeld für ihn bezahlt habe, am sichersten und leichtesten ausführen könne. Er hatte zwar einige Gewissensunruhe über den Gedanken an diesen Diebstahl, aber er beruhigte sich bald dadurch, daß er es für minder strafbar hielt, diese Untreue zu begehn, wenn

er seinem Meister nur so viel entwendete, als er itzt ohne Erfüllung der Bedingung, als Lehrgeld von ihm behalten würde, weil ihm doch sein schadhafter Finger zur völligen Erlernung der Sattlerprofeßion untüchtig mache.

Nun untersuchte er den Schrank, in welchem das Geld befindlich war, und fand solchen sehr wohl verwahrt und verschloßen.

Ihm fiel aber ein, daß der Geselle ihm einst erzählt habe, wie sich Diebe, durch Bohrung verschiedener Löcher die Erbrechung von Schränken und Kasten sehr erleichtert hätten; er benutzte also diese Nachricht, und nahm auf diese Weise gegen achtzig Reichsthaler in Golde, in der Meinung, (weil er den Werth des Goldes nicht kannte,) daß es ungefähr den Betrag des Lehrgeldes und des Bettes ausmachen mögte, und ließ das übrige liegen.

Am Abend kam der Sattler mit seiner Familie wieder nach Hause, aber keiner bemerkte den Diebstahl.

Bis itzt hatte der junge Mensch noch an keine Beschönigung oder Entschuldigung der That gedacht, nur in der Nacht, wo er aus Unruhe nicht schlafen konnte, fiel es ihm ein, die Sache so ein-

zuleiten, als ob von außen Diebe ins Haus gekommen wären.

Zu diesem Ende schlich er sich aus seinem Bette in die Werkstätte, nahm einen Sattel, versteckte ihn unter einen Wagen unter dem Schoppen, öffnete den Thorweg auf den Hof, warf einen seiner Strümpfe auf den Flur, legte sich darauf wieder zu Bette, und fing, nach einer Weile, ein heftiges und klägliches Geschrei: „Diebe, Diebe!“ im Hause an.

Alle Bewohner des Hauses wurden darüber wach. Der Sattler sprang aus dem Bette; es wurde Licht angeschlagen, man bemerkte den Diebstahl, und der Bursche hatte seine Anstalten so gut getroffen, und spielte itzt seine Rolle so natürlich, daß jedermann auf den Verdacht gerieth, daß ein ehemaliger Hausknecht der Thäter gewesen sey.

Der Bursche schwieg, und der Hausknecht wurde zur Untersuchung gezogen.

Dies Verfahren jammerte ihn; er hielt es für seine Pflicht, den unschuldigen Menschen zu retten. Er setzte also die darauf folgende Nacht seine Spukerei unter fast ähnlichen Umständen fort; und er schnitt sich sogar des Abends vorher mit einem Messer sein Halstuch entzwei. In der Nacht fieng er nun ein ängstliches Geschrei an, daß man ihn er-

morden wolle, sagte zu dem Gesellen, es sey jemand bei seinem Koffer gewesen, und schnappte selbigen, den er vorher leise aufgemacht, mit solcher Gewalt zu, daß es der Geselle in der daran stoßenden Kammer sehr deutlich hören konnte, und selbst auf den Argwohn kam, daß fremde Diebe bei des Burschen Koffer gewesen wären.

Bei diesen Umständen konnte man auf dem ehemaligen Hausknecht nicht weiter Verdacht hegen, man setzte ihn also in Freiheit; aber nun fiel aller Argwohn auf den Gesellen. Er wurde also arretirt und wider ihn eine gerichtliche Untersuchung verhängt.

Was hatte nun der unglückliche Dieb mit seiner Spukerei gewonnen? Jetzt war ein andrer Unschuldiger durch ihn beschimpft und gefänglich eingezogen worden. Auch diesen mußte er retten. Er beschloß also, sein Spiel weiter fortzusetzen, ob er sich gleich zum Schein stellte, als fürchte er sich sehr, und wolle nun nicht mehr im Hause bleiben, sondern zu seinem Eltern zurückgehen.

In einer der folgenden Nächte wurde er aber an der Ausführung seines Vorsatzes dadurch gehindert, daß die Glasthüre zur Werkstätte verschlossen war, durch welche er in den Hof gehen wollte. Hier stieß er in der Unüberlegtheit das Fenster ein.

Das von ihm herausgestoßene Glas verrieth sogleich bei der Besichtigung, daß diese Spukerei von keinem außer dem Hause, sondern von dem Burschen selbst vorgenommen seyn müße. Er wurde darauf vernommen, läugnete aber alles, und wurde endlich, gegen eine gestellte Kaution seinem Vater überlaßen, der ihn mit sich nach Hause nahm.

Da ihn der Sattler inzwischen nach Verlauf von einiger Zeit demohnerachtet wieder annehmen wollte, so machte sich der Vater mit ihm auf den Weg nach Berlin. Der junge Bursche ging hinter dem Vater, und ließ nun, das seit der Zeit des Diebstahls beständig bei sich getragne Geld in den Weg fallen, und rief dann seinem Vater zu: „Vater, seht doch, was liegt da!"

Dieser hob das Geld auf, und als er es genauer betrachtete, kam er auf den Gedanken, daß dies wohl das dem Sattler entwendete Geld seyn mögte.

Er stellte seinen Sohn auf der Stelle sehr ernstlich darüber zur Rede, dieser läugnete aber die That standhaft, versicherte den Vater, daß es jemand verloren habe, und bat ihn dann, ihm zu erlauben, daß er es der Mutter nach Hause tragen könne, die Nachfrage darnach geschähe. „Wenn sich aber Jemand dazu meldet, Vater," setzte er hinzu: „so

„kann es ja einen kleinen Beitrag zu meiner Wan„derſchaft abgeben.“

Der Vater ließ ſich endlich überreden, und der Sohn brachte der Mutter das geſtohlne Geld.

Indeßen konnte der ehrliche Schulze dieſen Vorfall nicht verſchweigen, er entdeckte ſolchen dem Sattler, und als ihm dieſer die entwendeten Goldſtücke näher beſchrieb, und ſolche gerade von eben der Art waren, als dieſe von ſeinem Sohn in den Weg geworfenen Stücke, ſo brachte er ſie ſogleich dem Sattler zurück.

Nun wurde der Dieb abermals in Verhaft genommen, anfänglich läugnete er alles, bis man ihn endlich dadurch überführte, daß man den Lappen, in welchem das Geld gewickelt war, genau in den Abſchnitt eines Stücks Leinwand paßte, das man in ſeinem Koffer gefunden und welches ihm die Mutter zu Hemden gegeben hatte. Jtzt läugnete er nichts weiter, und erzählte den ganzen Diebſtahl mit allen Nebenumſtänden.

Er ward hierauf zu einjähriger Zuchthausſtrafe, jedoch ohne infamirende Umſtände, verurtheilt. Der Kriminalſenat ſchränkte die Strafe auf ein halb Jahr ein, und der Vater des Knaben erhielt, wegen ſeiner bekannten Rechtſchaffenheit und Brauchbarkeit bei Auseinanderſetzung der Gemeinheiten,

vom König auf eine unmittelbare Vorstellung, so viel, daß sein Sohn nach zweimonatlicher Zuchthausstrafe entlassen wurde.

Uebrigens gereicht es dem Sattlermeister zur Ehre, daß er dem jungen Menschen, nach überstandner Strafe, alles verzieh, und ihn sogar, da die Wunde seines Fingers völlig geheilt war, wieder zu sich in die Lehre nahm.

XIII.

Mord aus Rachsucht und Verzweiflung.

Am 20sten Juni 1786 stürzte der Musketier Trausch des Infanterieregiments von Erlach, (itzt Jung von Pfuhl,) zu Schweidnitz das etwas über drei Jahr alte Kind des Unteroffiziers Boße aus dem obersten Stock der Kaserne herunter, und lief darauf sogleich nach der Hauptwache, um sich selbst als Mörder anzugeben.

Hier ist die kurze Geschichte seines Lebens, wie er sie selbst zu den Akten gegeben hat.

„Ich heiße Johann Trausch, bin der katholischen Religion zugethan, zwei und dreißig „Jahr alt, aus Eschenbach in der Oberpfalz gebürtig, woselbst mein Vater ein armer Hirte war. „Ich war das einzige Kind meiner Eltern, aber „schon in meiner frühsten Jugend hatte ich das Un-

„glück, sie beide zu verlieren. Nach ihrem Tode „nahmen mich andre Bauersleute aus Mitleid zu „sich; aber da sie selbst sehr dürftig waren, so „konnten sie auch nichts an mich wenden, um mich „ein Handwerk oder dergleichen erlernen zu lassen, „wodurch ich mich in der Folge hätte ernähren „können. Ich mußte von meiner frühsten Ju„gend an das Vieh hüten, um ihnen in etwas mein „Brod zu verdienen, weshalb ich auch fast gar „nicht in die Schule gehalten wurde, und weder lesen „noch schreiben lernte, noch hinlänglichen Unterricht „in der Religion erhielt."

„Als ich mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, „gefiel es mir nicht mehr bei dem Vieh; ich faßte „daher den Entschluß, mein Glück weiter zu versu„chen. Ich ging also meinen Pflegeeltern heimlich „davon und ließ mich unter die Churfürstl. Vater„schen Truppen als Soldat anwerben."

„Nach einiger Zeit bekam ich hier beim Spiel „Händel mit einem meiner Kameraden, und da „mich dieser drohte, daß er sich schon rächen und „mich umbringen wolle, so lief ich aus Furcht da„von und kam glücklich nach Eger."

„In Eger machte ich die Bekanntschaft ei„nes Oesterreichischen Werbers, der mich aufs neue „unter die Kaiserlichen Truppen engagirte. Aber,

„da ich des Herumschwärmens einmal gewohnt, mir „auch meine erste Desertion geglückt war, und ich, „mit meinem geringen Traktament ohne Nebenver„dienst, wozu es mir an Gelegenheit fehlte, nicht „leben konnte, so suchte ich zum zweitenmal zu „desertiren."

„Kaum war ich auch diesmal glücklich bis ins „Eichstädtsche entkommen, so ging ich hier schon „wieder unter die Oesterreichischen Soldaten, und „wurde darauf zu einem Regiment nach Pleß in „Böhmen geschickt."

„Hier verliebte ich mich in ein armes Dienst„mädchen und suchte bei meinem Kompagniechef um „die Erlaubniß zur Heirath an. Dieser verweigerte „mir aber den Trauschein, weil meine Braut nichts „im Vermögen und ich selbst kein Metier erlernt „hatte, wodurch ich sie und mich in der Folge hätte „erhalten können."

„Diese fehlgeschlagne Hoffnung brachte mich zur „Verzweiflung, ich desertirte aufs neue und ließ mich „endlich, nach langem Herumschweifen vor etwa „dreizehn Monaten gegen 12 Gulden Handgeld un„ter das Königl. Preuß. Infanterieregiment von „Erlach zu Schweidnitz anwerben."

„Im Anfange ging es mir hier ziemlich gut, „und fand ich auch noch durch Tagelöhnerarbeit mein

„Brod, nachdem aber mein Handgeld verzehrt war,
„und mein Nebenverdienst abnahm, so wurde ich, —
„ich kann es nicht läugnen, — liederlich und ergab
„mich dem Trunk."

„Wenn ich trunken war, so gerieth ich sehr
„leicht in Zorn, und ich zankte mich dann sehr oft
„mit der Frau des Unterofficier Boße, bei welchem
„ich in Quartier lag. Diese Frau warf daher einen
„Haß auf mich und schwärzte mich bei ihrem Mann
„auf das schändlichste an, und dieser unterließ dann
„nicht, mich wieder bei dem Regiment als einen
„zanksüchtigen, unordentlichen und bösen Menschen
„zu schildern."

„Diese nachtheilige Aeußerungen über mich zogen
„mir natürlicherweise oft sehr harte Begegnungen
„von meinen Offizieren zu; ich wurde also täglich un-
„zufriedener mit meinem Schicksal, und um ihm ein
„Ende zu machen, beschloß ich, auch hier von der
„Wache zu desertiren."

„Mein Unternehmen wurde aber entdeckt und
„ich mußte dafür vier und zwanzigmal Gaßen
„laufen."

„Nach überstandner Strafe überließ ich mich
„mehr denn jemals dem Trunk; um diese Neigung
„zu befriedigen, verkaufte ich, da ich mit meinem
„geringen Traktament nicht auskommen konnte,

„meine alten Mondirungsstücke, ohne Erlaubniß „meiner Vorgesetzten, und betrank mich.“

„In der Trunkenheit legte ich mich zu Bette, „und da ich die Nacht sehr unruhig schlief, so be„schwerte sich mein Schlafkamerad darüber, und ich „erhielt dafür zehn Prügel, mein Kamerad wurde „aber von mir genommen.“

„Der Unterofficier Boße hatte indeßen in Er„fahrung gebracht, daß ich meine alten Mondi„rungsstücke verkauft hatte, solches meinen Kom„pagniechef angezeigt, und nun war von ihm bei „der Kompagnie befohlen worden, daß ein jeder am „Nachmittage seine alten Mondirungen zeigen sollte. „Beim Mittagseßen sprachen meine Kameraden da„von, und fragten nach der Veranlaßung dieses „Befehls: „Das habt ihr den Liederlichen zu „verdanken, die sie ohne Erlaubniß verkan„fen,“ sagte der Unterofficier Boße, und sahe mich „starr an.“

„Diese Aeußerung, und die kurz vorher erhal„tene zehn Prügel, welche ich nicht verdient zu ha„ben glaube, und ein Zank den ich den Abend vor„her mit der Ehefrau des Unterofficier Boße ge„habt, machten mich so desperat, daß ich meiner „Sinne nicht mächtig war.“

„Als ich daher vom Tisch aufstand, rief sich das „Kind des Unteroffizier Boße zu mir, und stürzte „es von dem obersten Stockwerk der Kaserne „herunter.“

„Der Knabe selbst hat mir nie etwas zu Leide „gethan, auch weiß ich nicht, warum ich eigentlich „das Kind umgebracht. Mir fiel die That auch nur „in dem Augenblick ein, da ich das Kind herunter„stürzte. Es überfiel mich auf einmal eine Art von „Wuth, auch dachte ich ganz und gar nicht an die „Folgen meines Mordes und was mir für ein Schick„sal bevorstände. — Nur war es mein ernstlicher „Wille zu sterben, aber es fehlte mir an Muth, „mich selbst zu tödten, ich wählte daher das Kind, „weil es noch unschuldig war, und keine Sünden „begangen, also gewiß selig werden würde.“

„Der Vorsatz zu sterben war mein Hauptbewe„gungsgrund zu diesem Mord, aber vielleicht auch „Rachsucht gegen die Boßeschen Eheleute, weil „es ihr Kind war; mir ging es so im Kopf herum, „daß ich es nicht mit Gewißheit bestimmen kann, „aber Desperation war die Haupttriebfeder meiner „That.“

„Itzt reut es mich freilich, aber mein Lebens„überdruß war zu groß; im Taumel meiner Ver„zweiflung und in der Wuth über die von dem Un-

„terofficier Boße erlittenen Bedrückungen, wußte „ich keine Rettung, als durch einen Mord meinem „Elend ein Ende zu machen. Ich bitte um einen „Defensor, ob ich gleich glaube, daß es mir nichts „helfen wird, und um Zeit zur Buße.“

Nach der kriegsrechtlichen Sentenz wurde der Mörder ohne Zulaßung eines Geistlichen auf den Richtplatz geführt, dort von oben herab gerädert und demnächst sein Körper aufs Rad geflochten.

XIV.

Dreifacher Mord aus Liebe zu Gott und den Ermordeten.

Adam Läder Christian Gädke wurde im Jahr 1742 zu Klein-Lückow in Pommern geboren, woselbst sein Vater ein Schäfer war. In seiner Jugend erhielt er eine nach seinem Stande verhältnißmäßig gute Erziehung von seinen Eltern; er wurde fleißig zur Schule und Kirche angehalten, und nicht allein in der lutherischen Religion sondern auch in den zur Schäferwirthschaft erforderlichen Kenntnißen unterwiesen.

Als er sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, nahm er als Knecht bei einem andern Schäfer Dienste, er mußte darauf Soldat werden, aber, wegen eines Schadens auf der Brust, erhielt er, nach Verlauf von sieben Monaten, seinen Abschied.

Nachdem er hierauf wieder verschiedentlich als Knecht gedienet hatte, verheirathete er sich im Jahr 1772 und nahm zu Turow in Pommern eine eigene Schäferei an.

Hier führte er nun eine sehr zufriedene Ehe und zeugte drei Kinder, die er mehr als gewöhnlich liebte. Er war aber nicht bloß liebreicher Vater und friedfertiger Ehegatte, sondern auch verträglicher Nachbar und guter Herr seines Gesindes. Er half jedem gern mit Rath und That, hielt die Seinigen mit liebreichem Eifer zur Kirche und zum Gebet, trieb seine Geschäfte mit Fleiß und Treue und trug überhaupt in seinem ganzen Wandel das Gepräge eines vernünftigen und rechtschaffenen Mannes.

Eine kleine Unannehmlichkeit, die Beschuldigung nehmlich, unreine Wolle nach Anklam zum Verkauf gebracht zu haben, verursachte, daß Gädke sich entschloß, seinen bisherigen Wohnort Turow zu verlaßen, weil er glaubte, daß sein guter Name durch diesen Vorfall gelitten, und man es nun recht eigentlich darauf anlegr, ihn zu kränken. In diesem Wahn bestärkten ihn selbst die unschuldigsten Ereigniße. So glaubte er z. B. als einst ein Kind mit einer Haasenscharte an seiner Thüre saß, daß solches vorsetzlich dahin gesetzt sey, damit seine eben schwangere Frau sich daran verse-

hen solle. Ein andermal, als er auf seinen Tristen einige Knochen fand, bildete er sich ein, daß sie mit Vorbedacht dahin geworfen wären, und daß mit Gottes Erdboden ein Spott getrieben würde. Fand er etwa ein Gesang- oder Gebethuch nicht an seiner gewöhnlichen Stelle; so war ihm nichts gewißer, als daß es bloß ihm zum Verdruße verlegt sey; und als die zu Turow am Michaelistage gewöhnliche Predigt auf einen andern Tag verlegt wurde, war er fest überzeugt, daß es lediglich ihm zur Kränkung geschehen sey.

Dieser unglückliche Hang, alles argwöhnisch auf sich zu deuten, nahm täglich bei ihm zu. Sein Wohnort schien ihm ein wahres Sodom, und nichts beängstigte ihn so sehr, als die Furcht, daß was ihm auf der Welt am liebsten war, seine drei Kinder der Verführung ausgesetzt zu sehn, weil er mit aller Sorgfalt nicht verhindern zu können glaubte, daß sie täglich Aergerniß nähmen.

In der Angst seines Herzens nahm er dann seine Zuflucht zu Erbauungsbüchern, welche sie aber nur vermehrten und seiner Schwermuth neue Nahrung gaben; so daß er endlich im Frühling des Jahrs 1778 auf die Gedanken verfiel, seine drei Kinder, um sie der Verführung der Welt zu entreißen, und

zugleich sein gefoltertes Gewißen zu beruhigen, Gott freiwillig zum Opfer darzubringen.

Vier Wochen rang er mit diesem Gedanken unter Gebet und Thränen, und in der Hoffnung, daß ihm Gott andere eingeben und die Menschen leiten würde, ihm weniger zuzusetzen.

Endlich aber ward ihm, wie er sagte, so zu Muthe, daß er die That vollbringen mußte, wozu hauptsächlich auch noch ein Gespräch mit dem Schulmeister Papelbaum über die biblische Geschichte beitrug. Gädke kam nehmlich auf dem Glauben Abrahams zu reden, und obgleich der Schulmeister die Meinung äußerte, daß dergleichen Glauben nicht mehr auf Erden zu finden wäre, und niemand mehr sein Kind Gott opfern würde, so bestritt doch dieses der Schäfer mit den Worten: „O ja! „und wenn es auch ihrer drei wären."

Am Tage der Vollziehung stand er vergnügt auf, unterhielt sich heiter und gutes Muthes mit Frau und Kindern, und trieb seine Heerde aus. Als er mit dieser auf dem Felde war, drangen Ströme von Thränen aus seinen Augen und er empfand Folterschmerzen. Indeßen ermannte er sich und ging nach Hause zum Frühstücke. Er fand nie-

wand daselbst als seinen jüngsten Sohn, ein Kind von anderthalb Jahren. Diesen nahm er auf den Schoos, und las im Gesangbuche. Bald darauf kam die Frau; es ward gefrühstückt, und Gädke ging wieder zu seiner Heerde, wo ihn der vorige Gedanke verfolgte, und, des Betens auf den Knien ungeachtet, zum festen Entschluß ward.

Gegen Mittag trieb er, wie gewöhnlich, nach der Schäferei; und, da der Weg vor seinem Hause vorbei führte, ging er hinein, um den Milcheimer zu holen. Sein jüngstes Kind sprang ihm entgegen, er nahm es auf den Arm, küßte es, setzte es in den Eimer und trug es spielend und liebkosend mit zur Heerde; die Mutter und die beiden andern Kinder folgten, und die Schaafe wurden gemolken. Nach geendigtem Geschäfte ging alles ruhig und still der Wohnung zu; die Frau blieb in der Küche um die Milch abzusieden, Gädke ging in die Stube, setzte sich an den Tisch, las im Kalender und spielte abwechselnd mit seinen Kindern. Die Frau rief ihm zu, einige Maulwurfshaufen bei den Kohlpflanzen zu ebnen, er aber achtete nicht darauf und blieb bei den Kindern sitzen.

Nachdem er noch eine Weile gesessen, trieb ihn der lange herumgetragene Vorsatz plötzlich zur That.

Er ſprang auf, lief in die Küche, holte ein ſtarkes Tragholz, krammte aus Furcht vor Störung die Stubenthüre zu, und gab ſeinem zweiten ſpielend auf der Erde ſitzendem Kinde einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß es, ohne einen Laut von ſich zu geben, ſogleich ſinnlos da lag. Das älteſte Kind, ein Mädchen von fünft-halb Jahren, fing an zu zittern und zu weinen; er aber endete bald ihre Furcht durch einen Schlag, von dem ſie zu Boden ſtürzte. Ein gleiches wiederfuhr in eben dem Augenblick ſeinem Lieblinge, dem jüngſten anderthalbjährigen Sohne.

Nach vollbrachter That nahm er langſam bedächtig die blutigen Kinder von der Erde auf, legte das älteſte und jüngſte zuſammen in eine Wiege, das mittelſte in das Bett, worin es gewöhnlich zu ſchlafen pflegte. Noch regten ſich ſämmtliche Kinder convulſiviſch, am ſtärkſten der ins Bett gelegte jüngſte Sohn, welcher ſchlecht getroffen war, und nicht gleich ſterben konnte. Dies jammerte den Vater, und um des Kindes Qual zu enden, verſetzte er ihm noch einige Schläge.

Ueber dieſen Vorfall kam die Frau aus dem Garten, und wollte in die Stube, die ſie aber verſchloßen fand. Beſtürzt hierüber eilte ſie in den

Garten zurück, um durchs Fenster zu sehen. Hier sah sie zwar beim ersten Blicke zwei ihrer Kinder in der Wiege, das dritte im Bette liegen, aber den Vater mit dem Tragholze auf letzteres einschlagen. Aengstlich schrie sie ihm zu, ihr die Thüre zu öffnen, und erhielt zur Antwort: sie ist offen. Nun lief sie hinein und riß das noch lebende mit Blut bedeckte Kind, auf welches der Vater noch immer zuschlug, aus dem Bette. Indem sie es in ihren Armen hielt, hörte sie in der Wiege röcheln; sie eilte hinzu, welch ein Anblick! — ihre beiden andern Kinder rangen blutig mit dem Tode. Itzt fragte sie nach der Ursache dieses gräßlichen Trauerspiels, und erhielt kaltblütig zur Antwort: „Ich weiß „nun gewiß, daß die Kinder zu Gnaden an„genommen und selig werden.“

Indem hörte der Mörder das Röcheln der Kinder und sah ihre Zuckungen. Schnell ergriff er das auf der Erde liegende Tragholz aufs neue und wollte mit den Worten: „Ich kann die Qual „nicht ansehen, ich muß sie nur völlig tödten“ von neuem auf die Sterbenden einschlagen, die Frau entriß es ihm, er aber ergriff den Stiefelknecht, und schlug dem auf dem Bette liegenden Kinde den Kopf vollends ein.

Schreiend und heulend lief die Frau nun zum Hause hinaus; er aber nahm sein Strickzeug und trieb die Heerde aus, und ließ sich, als das Volk häufig herzustürzte, willig gefangen nehmen.

Der Gedanke, daß seine Kinder der argen Welt entrißen und nun bei Gott wären, machte, daß er die verübte That als eine verdienstliche Handlung ansah. Selbst, wann richterliche Vorstellungen seinem Munde das Geständniß abdrangen, daß er gesündigt habe, bemerkte man nur zu deutlich, daß sein Herz dem widersprach, was sein Mund sagte. Wirkliche Reue und Gewißensangst blieben daher auch in der Einsamkeit des Kerkers von ihm fern. Die Ruhe des Gemüths, die aus seinem Gesicht und seinen Reden hervorleuchtete, setzten jedem, der ihn sah, in Erstaunen, und niemand ging ungerührt von ihm.

Gefaßt und ruhig sah er seinem Tode entgegen; ja er wünschte ihn oft mit Inbrunst, und nichts konnte ihn aus der Fassung bringen, als der Gedanke einer lebenslänglichen Gefangenschaft, denn er war völlig überzeugt, daß Wahnsinn und Verlust der Seligkeit alsdann sein unvermeidliches Loos seyn würde.

Er ward vor Gericht aller Strafe entbunden, bloß der allgemeinen Sicherheit wegen fand man nöthig, ihn in Verwahrung zu bringen. Das Pommersche Kriminalgericht schlug dazu eine Festung, der Kriminalsenat zu Berlin ein Zuchthaus vor; der König aber schrieb mit eigener Hand auf den Rand des Urtheils: Tollhaus; und dahin ward der Unglückliche dann auch gebracht.

XV.

Raub, verübt von einem siebenzehnjährigen Bauerburschen.

Schindler war von Ellerbach, einem Lützner Amtsdorfe, gebürtig. Seine Eltern waren mehr wohlhabend als arm, aber demohnerachtet wurde er in seiner Jugend so wenig unterrichtet und durch Erziehung gebildet, daß er nicht einmal die gehörige Unterweisung in den Lehren des Christenthums erhielt. Schon sehr früh nahmen ihn seine Eltern, zur Ersparung des Schulgeldes, aus der Schule, damit er im Hause zu kleinen Handdiensten gebraucht werden könnte; und als nachmals seine Mutter blind wurde, die ihn noch bei seinem äußerst geitzigen Vater zuweilen vertreten hatte, sah er sich schon als Knabe genöthigt, sein väterliches Haus zu verlaßen, um sich selbst sein Brod mit Mühe und Kummer zu verdienen oder zu erbetteln.

Als er kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte, raubte ihm der Tod seinen Vater und nun kam er unter das drückende Joch einer sehr tätigen Vormundschaft, indem sein Vormund, statt für sein Bestes zu wachen, ihm bei jeder Gelegenheit durch Trägheit, unnütze Weitläuftigkeiten und Chikanen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte.

Zu Hause seufzte seine blinde Mutter in ihrem verlaßnen Wittwenstande nach einem arbeitsamen, treuen und erfahrnen Gehülfen, der ihre ländliche Wirthschaft zu führen im Stande seyn mögte, weil solche, bei ihrer Blindheit nothwendig zu Grunde gehen mußte, und sie von ihren beiden Stiefsöhnen keine Unterstützung hoffen konnte, denn der älteste war seit vielen Jahren als Soldat nach Polen gekommen, und man hatte ganz und gar keine Nachricht von seinen Leben oder Tod, und der jüngste war erst sieben Jahr alt.

Bei diesen Umständen hielt es Schindler für eine Pflicht der Liebe und kindlichen Dankbarkeit, seiner Mutter mit allen seinen Kräften beizuspringen.

Er verließ also seinen bisherigen Dienstherrn mit dem besten Zeugniß seines Wohlverhaltens; eilte zu seiner verlaßnen Mutter, und übernahm ihre Wirthschaft.

Aber kaum hatte er eine kurze Zeit alle die Beschwerlichkeiten, die mit einem solchen Geschäft verknüpft sind, geduldig ertragen, als er nur zu lebhaft inne ward, daß seine noch kraftlose Jugend und der Mangel an praktischer Erfahrung in dergleichen häuslichen Angelegenheiten aller Art es ihm unmöglich machten, dieser Wirthschaft mit gutem Erfolg vorzustehn.

Er fühlte es nun sehr tief und mit inniger Kränkung, daß alle sein Fleiß nicht hinreichte, sich und seine Mutter vor Hunger zu schützen; daß alle seine Anstrengung vergeblich sey, ihren und seinen traurigen Zustand zu verbeßern und daß er, bei allen seinen Arbeiten im Schweiße seines Angesichts in kurzer Zeit von allen Kleidungsstücken völlig entblößt und mit seiner blinden Mutter endlich gar noch um Allmosen würde bitten müßen.

Ueberall sah er nichts als Elend und Mangel, und Noth und Verzweiflung für die Zukunft.

Diese äußerste Noth trieb ihn also im größten Taumel aus seiner Mutter Hause, und voll von solchen quälenden Betrachtungen, wankend zwischen Furcht und Hoffnung, verließ er seinen Geburtsort, und vermiethete sich wieder bei einem Anspänner in einem benachbarten Dorfe als Knecht.

Doch auch hier fühlte er, bereits von der unentbehrlichsten Kleidung entblößt, Mangel und Elend, die ihn beständig als treue Gefährten von seiner frühsten Kindheit an, begleitet hatten. Er verlor allen Muth und alle Hoffnung zu einer bessern Zukunft. Zaghaftigkeit und Schwermuth ergriffen seinen düstern Geist, und brachten ihn zur Verzweiflung.

Zu Schindlers Unglück hielt sich aber auch in dem Dorfe, wo er sich itzt vermiethet hatte, ein in jeder Rücksicht äußerst verächtlicher und lächerlicher Mensch auf, der näher beschrieben zu werden verdient.

Weiske, so hieß dieser Mensch, war eins der wunderlichsten und abentheuerlichsten Geschöpfe unter der Sonne, selbst sein leiblicher Bruder bestätigte dies nachmals in den Akten. Allein, bei aller seiner fast thierischen Dummheit hatte er sich, durch seinen äußerst niederträchtigen Geiz von seiner beschwerlichen Tagelöhnerarbeit nach und nach ein für seinen Stand ansehnliches Kapital an Gelde gesammlet; und sowohl seine Einfalt und abentheuerliche Aufführung als seine Reichthümer waren in der hasigen Gegend fast jedermann sprichwörtlich bekannt.

Es war bereits, nach seiner eigenen Aussage, so weit mit ihm gekommen, daß man ihm fast nir-

gends einige Arbeit mehr geben wollte, weil ihn jedermann für reich hielt, und es lieber einem Hülfsbedürftigen zuwendete. Weiskes Geiz war aber unersättlich. Wo er nur irgend unterkommen konnte, arbeitete er mit dem größten Eifer und der ununterbrochendsten Anstrengung, um immer mehr zusammen zu scharren, ob er gleich (nach seiner eigenen Aussage) es nicht nöthig hatte und bereits funfzig Jahr alt war.

So viel Geld er indeßen auch besaß, so war doch seine Kleidung so schlecht und zerlumpt, daß man ihn für einen der ärmsten Tagelöhner oder Bettler halten mußte. Ueberdieß war er noch, — eine natürliche Folge seiner Dummheit und seines Geizes, — gegen jedermann äußerst mißtrauisch, und daher konnte er sich auch nie entschließen, seine gesammelten Schätze einem Fremden anzuvertrauen. Sein Argwohn ging so weit, daß er sogar seinem leiblichen Bruder nicht ein einzigesmal sein Geld gewiesen, noch ihm gesagt hat, wie hoch sich die Summe deßelben belaufen. Aber, diesem allen ohnerachtet, beging er auf der andern Seite eine Unbesonnenheit, die jenem Mißtrauen geradezu zu widersprechen schien. Er hatte nehmlich stets sein ganzes Vermögen in größern oder kleinern Beuteln bei sich, die er theils auf seine Schultern packte, theils um

seine Hüften schnallte, und sein ganzer Leib hatte an dem beträchtlichen Gewicht dieser Geldsäcke, oder der in alte Lumpen gewickelten Bündel, die überall um ihn herumhingen, nicht wenig zu tragen.

Wenn er arbeitete, die Arbeit mogte bestehn worin sie wollte, so legte er diese Geldbündel wieder ab, und während der Arbeit bei Seite, oder um und neben sich herum, wodurch er in der ganzen umliegenden Gegend den Landleuten zum Gespötte wurde.

Sein Bruder hatte ihm schon zuvor wegen dieses wahnsinnigen Betragens die sehr natürliche Prophezeihung gethan: „daß man ihn gewiß noch mit seinem eigenen Stocke todtschlagen und ihm sein Geld abnehmen würde;“ er hatte aber nie darauf geachtet.

Diesen halb blödsinnigen Menschen lernte Schindler in seinem neuen Dienst kennen, und es entstand, bei seiner drückenden Armuth und bei der Vorstellung an den hülfsbedürftigen Zustand seiner verlaßnen Mutter, sehr bald der Wunsch in seinem Herzen, im Besitz von Weskes Reichthümern zu seyn, und nun dachte er unaufhörlich daran, wie er sie seinem einfältigen Besitzer abnehmen könnte.

Endlich führte Schindler, als er noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war, im Jahr 1770 diesen unglücklichen Vorsatz wirklich aus.

Weiske war einst in seines Herrn Hofe in einer Arbeit begriffen, und weil Schindler bei dem neben an wohnenden Nachbar diente, so konnte er über eine eingefallene Gartenmauer seiner Arbeit zusehn.

Schindler hatte Weisken schon vorher, um sich bei ihm einzuschmeicheln, und um gelegentlich seine Absicht beßer ausführen zu können; einen vortheilhaften Dienst zu verschaffen versprochen; er rief ihm daher zu: daß er itzt Wort halten und ihm zu dem versprochnen Dienst verhelfen könne.

Der geldbegierige Weiske nahm dieses Anerbieten mit Freuden an, und sie verabredeten beide, den darauf folgenden Sonntag nach diesem Dienste zu gehn.

Kaum war der bestimmte Tag angebrochen, so stellte sich Weiske auch schon bei Schindlern ein, und beide machten sich nun auf den Weg nach einem andern Dorfe, wo Weiske den Dienst erhalten sollte.

Als sie ohngefähr eine Viertelmeile gewandert waren, äußerte Schindler, daß er nicht nach dem gedachten Dorfe, sondern zu seinem Vetter nach R · · · zu gehen gesonnen sey. Bei dieser Aeußerung änderte auch Weiske seinen Entschluß, und bot sich ihm zum Begleiter an, um zu sehn, ob er vielleicht dort einen Dienst bekommen könnte.

Unterweges fiel das Gespräch aufs Heirathen, und Weiske ließ sich unter andern aus: daß er freilich lieber heirathen als dienen möchte.

Sogleich erbot sich Schindler, ihn zu seines Vaters Brudertochter in R · · · auf die Heirath zu führen; ein Beweis, wie sehr sich dieser arme M nisch alle Mühe gab, etwas von diesem Halbmenschen für seine Gefälligkeiten zu erhalten, und daß es ihm noch gar nicht in den Sinn kam, ihn zu berauben. Doch alle diese Bemühungen waren vergeblich, Weiske war ein viel zu gefühlloses und undankbares Geschöpf, als daß er nur im mindesten an irgend ein kleines Geschenk für seinen Freund und Brautwerber hätte denken sollen, er gab vielmehr gleich darauf einen sehr sprechenden Beweis seines schmutzigen Geizes.

Als er nehmlich den Vorschlag zur Heirath genehmigt hatte, so gingen beide Wanderer nach R · · ·

zu, setzten über die Saale und kehrten in die Schenke eines gleich an der Saale liegenden Dorfes ein.

Hier ließ sich nun Schindler nebst etwas Brod, erstlich für einen und dann noch für einen Groschen Brandwein geben.

Ob nun gleich Welske, seiner bekannten Gewohnheit nach, alle sein Geld bei sich trug, so ließ er sich doch, aus Kargheit, nichts zu trinken oder zu eßen reichen, sondern wartete auf die Anfrage der Wirthin, und bis ihm Schindler von seinen Brandwein zu trinken anbot. Er hielt es auf jeden Fall für zuträglicher, wenn sein Freiwerber, den er eigentlich hätte freihalten sollen, für ihn die Zeche bezahlte.

Bei dieser niederträchtigen Aufführung verwandelte sich Schindlers Freundschaft plötzlich in heimlichen Groll, und seine Geldbegierde erwachte aufs neue. Seine Hoffnung, von Welsken für seine Dienstleistungen eine Belohnung zu erhalten, verschwand itzt gänzlich, und an ihrer Stelle trat eine Art von Verzweiflung über diese fehlgeschlagene Aussichten; er gerieth nun auf den unseligen Gedanken, dasjenige mit Gewalt zu nehmen, was er im Guten nicht erlangen konnte.

Kaum hatten sie sich beide wieder auf den Weg gemacht, so kommte Schindler diesem Gedanken, seinen kargen Reisegefährten zu berauben, nicht länger widerstehn.

Beide waren indeßen zu einer über dem Dorfe gelegenen Leimgrube gekommen, und Schindler versicherte seinem Kameraden itzt, daß der Weg eigentlich durch diese Leimgrube gehe, und hieß ihn, wie immer, vorauszugehn.

Der einfältige und unvorsichtige Weiske that dies ohne allen Argwohn und ging wirklich einige Schritte voraus. Schindler ergriff nun augenblicklich diese vortheilhafte Gelegenheit, seinen gefaßten schrecklichen Vorsatz zur Wirklichkeit zu bringen, und versetzte ihm mit dem Stock, den er vorher gegen den seinigen ausgetauscht hatte, einige Hiebe über den Kopf, daß er, durch die Gewalt dieser Schläge unter der Last der vielen bei sich habenden Geldsäcke, zu stolpern anfing, und auf die Knie sank. Er ermannte sich zwar sehr bald, sprang von der Erde auf, und ob er nun gleich seinem Räuber sehr leicht kräftig hätte Widerstand thun können, so warf er nicht nur den in der Hand habenden Stock, sondern auch sogar den bisher auf der Schulter getragenen Geldsack, die darüber gehängten

Stiefeln und die an ihnen gebundenen zwei Geldsäcke sogleich weg, und ergriff die Flucht.

Schindler benutzte diesen günstigen Umstand; er nahm die von dem Flüchtling weggeworfenenen Sachen auf, schnitt die beiden Geldsäcke los, steckte sie zu sich, ließ die übrigen Sachen liegen, und machte sich auf, um davon zu gehn.

Weiske zeigte sogleich den ganzen Vorfall gehörig an, und bestimmte seinen Verlust auf acht und funfzig Reichsthaler an Ephraimiten, vierzig Thaler an Leipziger Groschen, zwanzig Thaler an Zwei- und Viergroschenstücken, und fünf und zwanzig bis dreißig Thaler an Eilfpfenniggroschenstücken.

Bei der Untersuchung der Wunden, die Weiske erhalten, fand man, daß zwar bei selbigen keine Todesgefahr zu vermuthen sey, daß aber der Verwundete demohnerachtet eine geraume Zeit, wegen der großen Erschütterung des Gehirns, einige Beschwerlichkeit, besonders bei Veränderung der Witterung, empfinden würde.

Es wurden sogleich Steckbriefe erlaßen, und Schindler kannte so wenig die Strafbarkeit seines

Verbrechens, daß er mit dem geraubten Gelde überall in der dortigen Gegend herumschweifte, sich sogar auf öffentlichen Markte zu W··· verschiedene Sachen kaufte, ohne Scheu seinem Dienstherrn unter die Augen trat, und nach Verlauf von acht Tagen des Nachts in R··· zu seinem Vetter ging; da ihm dieser aber nicht einlaßen wollte, sondern mit den härtesten Drohungen wieder fortschickte, so verbarg er sich auf einen Baum, wo man ihn hernachmals entdeckte, herunterzog und gefangen nahm.

Er gestand bei seiner ersten summarischen Vernehmung: „daß er schon einige Tage zuvor, ehe er mit Weiskeu gegangen sey, den Entschluß gefaßt habe, ihn todt zu schlagen, und ihm sein Geld zu rauben, daß er um deswillen den Weiske mit auf R··· zuzugehn überredet, und daß er sich von ihm seinen Haselstock lediglich in der Absicht habe geben lassen, um ihn damit zu ermorden, weil er geglaubt, daß sein eigener Stock zerspringen würde; daß er den Beraubten durch den ihm in der Schenke gegebenen Brandwein trunken zu machen gesucht, um den Todtschlag desto leichter an ihm ausführen zu können; daß er ihn in der Absicht durch die Leimgrube geführt und voraus zu gehn geheißen, um

ihn von hintenzu erschlagen zu können, und daß er ihm aus Mitleid das Leben geschenkt habe.

Der Unglückliche wurde nun in Ketten gelegt und in ein Gefängniß gesetzt. Hier beweinte und berente er seine That auf das aufrichtigste. Er bat, daß man ihm statt einen, zwei Groschen täglich zum Brod geben mögte, weil er wegen der damaligen Theurung des Korns, für einen Groschen sich nicht so viel kaufen könnte, sich satt zu eßen; auch bat er noch, ihm aus Barmherzigkeit ein Hemde, ein Paar Beinkleider und ein Paar Strümpfe zu schenken, womit er sich bei der eintretenden rauhen Witterung, vor Kälte schützen und seine Blöße bedecken könnte. Beides wurde ihm bewilligt.

Da sich aber itzt seine Furcht vermindert hatte, so widerrief er seine erste Aussage gänzlich, und betheuerte: daß seine Angabe, den Weiske einen Dienst zu verschaffen, keine Erdichtung von ihm sondern sein wirklicher ernstlicher Vorsatz gewesen sey, ob er gleich nicht gewußt hätte, ob dieser Dienst in dem Dorfe noch wirklich offen sey oder nicht. Er hätte gar nicht daran gedacht, den Weiske todt zu schlagen, und dieser Gedanke sey ihm erst unterwegs eingefallen, weil es ihm da nicht anders vorgekommen sey, als wenn einer vor-

herginge und ihn zu der That aufmunterte. Seine erste Aussage habe er in voller Angst abgelegt, und nicht darauf acht gegeben, als ihm solche vorgelesen worden. Auch habe er den Weiske nicht ermorden wollen, ihm auch keinen Brandwein gegeben, um ihn betrunken zu machen, denn der Beraubte hätte nur für einige Pfennige getrunken. Ihm selbst könnte der Brandwein wohl in den Kopf gestiegen seyn. Den Raub aber habe er um deswillen verübt, weil er keine Kleider gehabt, und sich solche gerne habe kaufen wollen. Uebrigens sey ihm erst itzt gesagt worden, was ein Straßenraub auf sich habe, und welche Strafe darauf stehe, vorher habe er es nicht gewußt.

Auf die Frage: ob er schon mehr geraubt und gestohlen habe? antwortete er: „Nein! da soll „mich Gott vor bewahren, diese That muß „mir der Teufel eingegeben haben."

Ihm wurde nun der Prozeß gemacht und ein Defensor von Gerichts wegen zugeordnet; aber dem allen ohnerachtet erkannte der Schöppenstuhl zu L··· Schindlern mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode zu richten und seinen Körper hernachmals aufs Rad zu legen.

Der bedauerungswürdigen siebenzehnjährige Verbrecher appellirte zwar und obgleich sein Defensor alles hervorsuchte, ein gelinder Urtheil für ihn zu bewirken, so wurde doch die erste Sentenz von dem Schöppenstuhl zu W.. bestätigt, und der unglückliche Schindler enthauptet.

XVI.

Mord aus religiöser Schwärmerei.

Daniel Völckner war der Sohn eines Bürger und Riemermeister zu Friedland, einem Städtchen, sechs Meilen von Königsberg in Preußen. Seinen Vater verlohr er schon in seinem vierzehnten Jahre; worauf er von seiner Mutter in seinem Geburtsorte bei einem Schuhmacher in die Lehre gethan wurde. Nach geendigten Lehrjahren ging er, um sein Handwerk in der Fremde zu treiben, nach Danzig. Aber ehe er hier noch Arbeit bekommen konnte, ward ihm sein Felleisen, und mit diesem sein Handwerkszeug und seine Kundschaft gestohlen. Weil er nun ohne letztere keine Arbeit erhalten konnte, so ließ er sich in Danzig unter der Major Augustin Kompagnie, Dänischen Seeländischen Regiments, auf sechszehn Jahr

anwerben, und nach Kopenhagen transportiren. Hier wurde er nun zwar von seinen Officieren sehr hart begegnet, indeß hielt er doch seine sechszehn Kapitulationsjahre ehrlich aus. Nun foderte er seinen Abschied, und als er diesen erhalten, beschloß er, nach seiner Heimath zurückzugehen. Unterwegs begegnete er einen beurlaubten Soldaten, mit Namen Börmann. Mit diesem ging er nach Meyburg, einen Flecken an der Mecklenburgischen Gränze, wo derselbe Bürger und Schuhmacher war, und Börmann nahm ihn in seine Werkstatt auf. Allein Volkmern gefiel diese Werkstatt nicht, er verließ sie noch an demselben Tage, ging in ein Bierhaus, und ließ sich gegen 5 Thaler Handgeld von einem Reiter anwerben, der ihn den 11ten März 1753 an das Infanterieregiment von Wintersheim (itzt Graf von Herzberg) in Burg ablieferte.

Nach seiner Aussage erwachten gleich bei seiner Ankunft in Burg Mordgedanken in seiner Seele; denn die Vorstellungen von der Glückseligkeit eines künftigen Lebens erweckte bei ihm den höchsten Grad von Unmuth und Lebensüberdruß. Er wünschte nichts mehr, als die Bürde seines Lebens abzuwerfen, um desto früher der Seligkeit theilhaftig zu werden. Hierzu erwählte er nun, aus irrigen Religionsbegriffen, den ihm einzig möglichen Weg, sein

eigenes Leben durch einen Mord zu verwirken, nach deren Vollbringung er immer noch Zeit behalten würde, sich wieder zu Gott zu bekehren.

Nach der Aussage seines Schlafkameraden, des Füselier Thomas Gelmroth, lebte er beständig sehr gottesfürchtig, sang alle Morgen einige geistliche Lieder, las fleißig in geistlichen Büchern, wovon er unter andern das Hallische goldne Schatzkästlein seinem Schlafkameraden zu deßen Erbauung anbot. Er ermunterte denselben oft zur Frömmigkeit, und erzählte ihm, wie er in seiner Jugend auch ein wilder Mensch gewesen, nunmehro aber auf den rechten Weg gekommen sey. Weil er weder Brandwein trank, noch mit andern Burschen umging, so hielt ihn sein Schlafkamerad für einen Pietisten.

Einmal fügte es sich, daß letzterer Gesellschaft bei sich hatte, wo man lustig und guter Dinge war, und er dem Völckner Brüderschaft zutrinken wollte; dieser aber nahm an der allgemeinen Freude nicht Theil, und ging mit den Worten aus der Stube: er habe keinen Durst, kam auch den ganzen Tag nicht wieder zurück. Des Tages darauf stellte Völckner seinen Schlafkameraden hierüber sehr ernsthaft zur Rede, der nun auch anfing alle Gesellschaft zu vermeiden, um nur mit ihm in Ei-

nigkeit zu leben, weswegen ihn Völckner sehr lieb gewann.

Als sie einmahl zusammen schliefen, fiel es dem Helmroth ein, seinen Schlafkameraden wegen seiner zu hochgetriebenen Heiligkeit aufzuziehen, indem er zu ihm sagte: es sey doch unrecht, daß einige Leute so ganz auszeichnend fromm seyn, und dadurch anzeigen wollten, als wenn sie allein nur der Seligkeit theilhaftig werden könnten. Völckner antwortete darauf, das sey von ihm sehr unrecht gedacht, man müße seelig werden, und kurz darauf rief er heftig aus: „ich will, ich muß selig wer„den!“ Diese Worte wiederholte er einigemal mit wildem Ton, wobei er stark mit den Händen focht, und sich im Bette herumwarf Nachdem er sich nun noch eine Weile mit dem Gedanken, daß er mit aller Gewalt selig werden wolle, beschäftiget hatte, brach er in bittre Klagen über sein ehemaliges gottloses Leben aus, und fing auf einmal an: „da bin „ich so dabei gekommen!“ welche Worte er wohl drei bis viermal hintereinander wiederholte, und wenn sein Schlafkamerad ihn fragte: wobei denn? so antwortete er eben daßelbe. Nachher wurde er im Verhör über diese Worte vernommen, ob er irgend vor seiner Mordthat in seinem Leben sonst

noch ein großes Verbrechen begangen habe, worauf er aber erwiederte: daß er sich keines vor dem menschlichen Richterstuhle strafbaren Verbrechens schuldig wisse. Hieraus läßt sich vermuthen, daß die obigen Worte sich vielleicht auf seine schon im Sinne habende Mordthat beziehen mogten, die er sich schon so gut als geschehen dachte.

Einige Tage vor dem verübten Morde traf ihn einer seiner Kameraden, Namens Kendler, auf dem Kirchhofe an, und ging mit ihm spatieren. Völkner unterhielt, dieses Kendlers Aussage nach, lauter geistliche und gute Gespräche mit ihm, wo er auch unter andern sagte: daß Gott den Menschen so viel Gutes erzeige, und diese demohngeachtet so sehr zum Bösen geneigt wären. Als unter diesen Gesprächen der Abend herauf kam, und die Sterne etwas sichtbar wurden, fing Völkner an: „diese „Sterne sind unsere Vorboten, man muß sich be„fleißen, bald dorthin zu kommen!“

Seiner Aussage nach, hatte Völkner schon lange den Gedanken mit sich herumgetragen, einmal ein Kind zu ermorden; (um auf die Weise, wenn er sich nach vollbrachter Mordthat bekehret hätte, desto eher dorthin zu kommen, in jenes bessere Leben, wohin er sich sehnte,) drei Wochen

aber vor ſeiner That hatte er eine beſondere Angſt und Bangigkeit, es war ihm immer, als ob er jemanden umbringen müßte. Zuweilen ſchlief er ruhig, zuweilen aber nicht, und gleich beim Anbruch des Tages erwachten mit ihm die Gedanken zu morden. Als man ihn im Verhör fragte: warum er dieſe Aengſtlichkeit nicht dem Feldwebel oder ſeinen Kameraden, oder dem Feldprediger entdeckt habe? gab er höniſchlächelnd zur Antwort: „weil ich es nicht „gewollt, und der Prediger hätte mir doch „nicht helfen können!“

Drei Tage vorher, ehe er den Mord beging, ſpielte er auf eben dem Kirchhofe, wo er zuvor die geiſtlichen und guten Geſpräche geführt hatte, mit den kleinen Kindern, in der Abſicht, eins davon zu tödten, aber die Menge der Menſchen hinderte ihn, ſeinen Vorſatz auszuführen.

Endlich am 23ſten Mai 1753 gegen Abend hielt ihn nichts mehr ab, ſein ſchreckliches Vorhaben ins Werk zu richten. Ein kleines Mädchen, das zuweilen mit des Feldwebels Tochter ſpielte, und deſſen Eltern er nicht kannte, kam auch dieſen Abend in das Haus, wo Völckner im Quartier lag. Sein Wirth und ſeine Kameraden waren ohngefähr eine Stunde vorher ausgegangen. Er rief alſo

die beiden Mädchen zu ſich in die Stube. Hier theilte er erſt ſeine Abendmahlzeit mit ihnen, dann bog er dem einen Mädchen die Stirne über, und durchſchnitt ihr mit einem Meſſer, das er, (ſeiner eigenen Ausſage nach,) ſchon einige Tage vorher hierzu geweht hatte, die Gurgel. Das andere Mädchen, welches noch etwas erwachſener war, ſagte während der That zu ihm: „was machſt du da?“ er bedrohete es aber und es ſchwieg. Nach verrichteter That ging er ſogleich auf die Hauptwache, gab ſich ſelbſt als Mörder an, und geſtand, daß ihm nun ſeine That leid ſey. Er ward ſogleich in Verhaft genommen, ſchlief aber die Nacht ganz ruhig: denn nach ſeiner Ausſage war gleich nach vollbrachtem Morde die Aengſtlichkeit, die ihn ſeit drei Wochen beunruhigt hatte, verſchwunden.

Den Tag darauf verhörte man ihn nebſt ſeinen Officiers und um ihn geweſenen Soldaten. Erſtere ſagten aus, er ſey ſehr leicht mit Worten zu ziehen geweſen, und letztere behaupteten einſtimmig, daß ſie niemals äußere Zeichen von Tiefſinn oder Schwermuth bei ihm bemerkt hätten, er ſey zwar nicht ſehr luſtig, und ausſchweifend, aber doch auch nicht gänzlich ein Kopfhänger geweſen.

Er ſelbſt antwortete bei der Unterſuchung vernünftig und mit vieler Präziſion und bezeigte gegen

seine Vorgesetzten sowohl in Worten als Geberden viele Ehrfurcht. Er erzählte auf Befragen seinen Lebenslauf, gestand sein Verbrechen mit allen Nebenumständen, und setzte hinzu: er habe wohl gewußt, was eine solche That für Folgen habe, und daß er sie mit seinem Blute würde büßen müssen, indessen wäre ihm dieser Gedanke, zu der Zeit da ihm sein Leben zur Last gewesen, gar nicht schreckend vorgekommen, jetzt wünsche er, daß es nicht geschehen wäre. Insbesondere merkwürdig sind folgende Aeußerungen von ihm, welche nur zu deutlich zeigen, wie viel, durch Vorstellung einer höheren Glückseligkeit erzeugter Lebensüberdruß, und falsche religiöse Begriffe von einer nach vollbrachter Mordthat noch anzustellender Bekehrung, zu der Ausführung seines Entschlußes mögen beigetragen haben.

Er habe anfänglich Vertrauen auf Gott gehabt, allein dies sey nachher, da sich die bösen Gedanken erst seiner bemächtiget, geschwächt, und er dadurch verleitet worden, von Kirchen und Abendmahl, welches er sonst fleißig genoßen, zurückzubleiben. Jetzt wolle er lieber sterben, jedoch selig sterben, als leben. Jonas habe solches auch gewollt. Zwar wäre dieser nicht auf solche

Art

Art gestorben, dieses habe er auch vorher so genau nicht überdacht. Er glaube noch immer, es habe zu seinem Besten gereicht, daß er damals, als ihm in Danzig sein Felleisen gestohlen, zu den Dänen geführet worden sey. Hier sey er rechtschaffen bekehret worden, habe einen guten Wandel geführt, und bloß auf seiner Reise nach Burg habe sein Christenthum gelitten (vermuthlich, da er sich mit den Reitern einließ). Jetzt sey er nun zwar gänzlich von Gott abgefallen, indeß wiße er doch, wie er es anzufangen habe, wenn er sich wieder bekehren wolle.

Niemals wurde er in größere Verlegenheit gesetzt, als wenn man ihm die Frage vorlegte: warum er diese abscheuliche That gerade an einem unschuldigen Kinde, welches ihn nie beleidiget, verübt hätte? Alsdann rieb er sich die Stirne, blieb lange ängstlich stehen, als sinne er auf einen Grund, und wiße ihn selber nicht zu finden, bis er sich endlich blos auf ein dunkles Gefühl berief, daß ihn dazu angetrieben hätte.

Als man ihn beim Schluß der Untersuchung fragte: ob er einen Defensor verlange? antwortete er: „er wiße wohl, daß er sein Leben verwirkt habe, er verlange also auch keinen Defensor;“ und als man ihn darauf wieder in die Wachtstube führte, sagte er zu

dem Officier: „Gelt, Herr Lieutenant, das war „kurz resolvirt!“ An diesem Tage, als dem andern nach seiner Gefangennehmung, mußte ihm sein Schlafkamerad seine Bücher bringen; diese waren:

Arends wahres Christenthum,
das Paradieß-Gärtlein,
Freylingshausens Gesangbuch, und
das Hallische goldne Schatzkästlein.

Das Kriegsgericht verurtheilte ihn, daß er ohne Zulaßung eines Geistlichen, durch das Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, sein Körper aber demnächst unter den Galgen verscharrt werden sollte.

XVII.

Mord aus Zorn und Rachsucht.

Der Prediger L... zu H** hatte einen hoffnungsvollen Sohn und eine kranke äußerst gebrechliche Tochter. Sein vorzüglichster fast einziger Umgang war mit einem seiner ältesten Jugendfreunde, dem Kaufmann B..., dessen ganze Famile nur aus einer liebenswürdigen Tochter bestand.

Karl L..., der Sohn des Predigers, war täglich in dem Hause des Kaufmanns, und faßte daher schon von Kindheit auf eine Neigung zu Karolinen B..., die frühzeitig Liebe wurde. Beide Eltern sahn diese Neigung ihrer Kinder nicht ungern; denn der Prediger L... glaubte, daß sein Sohn sich dereinst durch das Vermögen seiner künftigen Gattin, (der Kaufmann B... war ein sehr wohlhabender Mann,) einen bequemern Weg zu seinem Glücke bahnen könnte, und der Kaufmann B... hoffte von den Talenten seines künftigen

Schwiegersohns, daß er das an Ehre ersetzen würde, was ihm an Reichthum abginge. Karl L... verlobte sich dahero auch schon wirklich mit Karolinen B..., ehe er die Universität bezog, woselbst er die Rechte studieren sollte.

Hier war er kaum anderthalb Jahr gewesen, als er die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters erhielt. Die Betrübniß über diesen Verlust machte den verlaßnen Jüngling um so mehr niedergeschlagen, da er aus Leichtsinn und einem ihm angebohrnen Hang zum Großthun, einige Schulden gemacht hatte, und er würde ganz trostlos gewesen seyn, hätte ihm nicht Karolinens Vater die Versicherung gegeben, nunmehro für ihn und seine hülfsbedürftige Schwester zu sorgen.

Er beschloß, von nun an sehr eingezogen und sparsam zu leben, und er würde auch, bei der Unterstützung des Kaufmann B... im Stande gewesen seyn, seine nicht beträchtlichen Schulden zu tilgen, hätte er nicht, durch eine Vereinigung unglücklicher Vorfälle, auch diese letzte Hülfe verlohren.

Er bekam nehmlich bald darauf, zu seiner größten Bestürzung von einem Geistlichen seiner Vaterstadt die traurige Nachricht, daß sein künftiger Schwiegervater theils durch einen treulosen Ban-

kerott, theils durch einen unglücklichen Brand um sein ganzes Vermögen gekommen sey.

Der Schreck über dies unerwartete Unglück seines Wohlthäters stürzte ihn in eine heftige Krankheit.

Kaum hatte er sich wieder in etwas erholt, so erhielt er einen Brief von seiner Geliebten, mit der dringenden Bitte, sogleich die Akademie zu verlaßen, und zu ihr zurückzukehren, um ihrer unglücklichen Familie Beistand zu leisten.

Seine Krankheit hatte seine Schulden wieder vermehrt; er sah keinen Ausweg, sie itzt zu tilgen, und die Noth zwang ihn, im Stillen davon zu gehn; doch hinterließ er seinen Gläubigern die heiligsten Versicherungen, daß er ihnen gewiß, sobald es ihm nur irgend möglich wäre, bezahlen würde.

Bleich und von Kummer abgezehrt kam er in seine Vaterstadt an; seine erste Frage war nach dem Kaufmann B.... Man zeigte ihm in einem engen Gäschen ein elendes Haus, wo er drei Treppen hoch wohnen sollte. Welch ein neuer unerwarteter Schlag des Schicksals! auch sein einziger Wohlthäter war nicht mehr, der Kummer über seinen Verlust hatte ihn ins Grab geworfen.

Jetzt mußte der verlaßne Jüngling und seine kranke Schwester von der wenigen Unterstützung leben, die ihnen die Wittwe des Kaufmann B... von dem geringen Ueberrest ihres ehemaligen Vermögens zuwenden konnte. Alle seine Bemühungen gingen dahin, bald auf irgend eine Art befördert zu werden, aber alle — waren fruchtlos. Wer ihm noch dazu hätte behülflich seyn können, war mißtrauisch in seinem Charakter geworden; man schrieb die bleiche Farbe seines sonst blühenden Gesichts nicht dem Kummer über sein Schicksal sondern jugendlichen Ausschweifungen zu, und wurde dadurch noch mehr in diesem Wahn bestärkt, da seine Gläubiger von der Universität her ihn itzt von Zeit zu Zeit, wegen der Bezahlung seiner Schulden, gerichtlich belangten.

Endlich, nach einem halben Jahre, erhielt er durch Empfehlung des Geistlichen, der ihm von dem Unglück des Kaufmanns B... die erste Nachricht ertheilt hatte, eine Justiziariatsstelle auf den Gütern des Baron von P...

Nun schien sich sein Schicksal zu seinem Vortheil zu ändern. Er machte hier die Bekanntschaft einer wohlhabenden hoch bejahrten Amtmannswittwe, die ihn und seine Schwester, welche er

nun zu sich genommen hatte, so lieb gewann, daß sie ihn zu ihrem Universalerben einsetzte; wodurch er sich nach dem Tode dieser Wittwe, etwa nach Verlauf von anderthalb Jahren, in dem Besitz eines Vermögens von 9000 Gulden sah.

Diese Erbschaft, verbunden mit den Einkünften seines Amts, setzten ihn endlich in den Stand, seinen so lange genährten Wunsch durch Karolinens Hand zu befriedigen.

Er ging also nach seiner Vaterstadt, um dort seine Hochzeit zu vollziehen. Am Morgen dieses festlichen Tages lockte ihn ein Zufall ans Fenster. Hier sah er ein Mädchen mit einem Korb künstlicher Blumen vorbeigehn. In der Voraussetzung, daß seine Braut vielleicht noch etwas davon gebrauchen könnte, rief er das Mädchen herauf, kaufte ein kleines Bouquett, und eilte damit zu Karolinen.

Im Weggehn begegnete er seinem Barbier, den er grade um diese Zeit bestellt hatte. Er hieß ihn etwas warten, weil er gleich wieder zurückkommen würde. Der Barbier wandte zwar ängstlich ein, daß seine Zeit heute sehr kurz sey, versprach indeßen doch eine kleine Weile zu warten.

Der glückliche Bräutigam flog zu seiner Geliebten, und überreichte ihr das Bouquett. Ka-

Karoline war eben mit ihrem Anzuge beschäftigt, und dies veranlaßte ihren Liebhaber zu einem weitläuftigen Gespräch über die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts, das auch an seinem wichtigsten Tage immer vor allen andern Dingen für seinen Putz zu sorgen pflege. Unterdeßen kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Barbier nicht länger warten wolle. Karl griff nach seinem Huth, und riß seiner Braut, als er ihr zum Abschiede die Hand küßte, eine Näharbeit, womit sie beschäftigt war, aus den Händen, mit den Worten: „Weg doch für heute, „mit der Arbeit!“

„Aber diese Arbeit gehört zu meinem Brautkleide, und für wem zieh' ich es an?“ versetzte sie, indem sie das Nähzeug wieder aufnahm. „Schön, „sehr schön,“ fuhr sie fort, als sie die Nähnadel darin vermißte: „wo ihr Männer euch doch nur „blicken laßt, ist gleich Verlust; meine schöne Nähnadel, die einzige, die ich habe.“

„Oho, der Verlust ist mit einen krummen „Rücken zu ersetzen,“ antwortete Karl und bückte sich nieder, um die Nadel zu suchen.

Er suchte lange, fand sie aber nicht und Karoline spötteite über seinen scharfen Blick; durch

dieſe kleine Neckerei noch mehr gereizt, gab er ihr halb unwillig zur Antwort: „Durch mich ſollen „Sie nichts verliehren, ſey's auch nur eine „Nähnadel," und ſetzte ſeine Nachſuchung eifrig fort. Karoline ließ ihn noch eine Weile in Verlegenheit, als er aber gar kein Ende machte, bat ſie ihn, das fernere Suchen aufzugeben, weil ſein Barbier ohnehin ſchon ſehr lange auf ihn warte.,

Karl meinte zwar, dieſer könne noch länger warten, gab aber doch endlich den Bitten ſeiner Braut nach, und ging, mit etwas übler Laune über dieſen unbedeutenden Vorfall, in ſeine Wohnung zurück.

Seine erſte Frage beim Eintritt ins Haus war nach dem Barbier. Sein Bediente antwortete ihm: daß dieſer Menſch mit heftigem Murren über das lange Warten, fortgegangen ſey. War Karl ſchon etwas verſtimmt, ſo wurde er es jetzt noch mehr. Er hatte dieſen Vormittag noch einige nothwendige Geſchäfte und mußte ſchlechterdings ausgehn. Der Bediente mußte alſo gleich fort, den Barbier aufzuſuchen, der auch bald mit ihm zurück kam.

Karl fuhr den Barbier etwas hart an, bekam aber von ihm, da er diesmal das Recht auf

seiner Seite zu haben glaubte, eben nicht die bescheidenste Antwort. Der Wortwechsel wurde ziemlich heftig. Karl gab seinem Bedienten einen Brief und befahl ihm, damit sogleich zu einem Beamten in der Nachbarschaft, der etwa eine kleine Viertelmeile davon wohnte, zu reiten. Als dieser fort war, warf sich Karl, noch zornig auf einen Stuhl und der Barbier fing an, ihn zu rasiren.

Sey es nun daß der aufgebrachte junge Mann nicht ruhig saß, oder wallte auch dem Barbier das Blut: genug, dieser versetzte ihn einen kleinen Schnitt am Munde.

Karl sprang auf, und glaubte die Wunde größer, als sie wirklich war. Ein kleiner Zug von Eitelkeit gehörte mit in seinem Charakter, eine solche Verunstaltung an diesem feierlichen Tage, und die dringende Nothwendigkeit, gleich auszugehn; dies alles brachte ihn so sehr auf, daß er, in der ersten Hitze, dem Barbier eine Maulschelle gab.

Dieser knirschte mit den Zähnen und schwieg: Karl befahl ihm in gebieterischem Tone, sein Geschäft zu enden, er setzte also sein Messer wieder

an und — — schnitt dem unglücklichen jungen Mann die Gurgel ab.

Von Blut überströmt sank dieser zu Boden.

Karls Geldschrank stand offen, der Mörder durchsuchte es, fand, außer einigen hundert Thalern in Golde, des Ermordeten geerbte Obligationen, steckte solche zu sich, verschloß das Zimmer, nahm den Schlüssel mit sich, und machte sich auf die Flucht.

Gegen Mittag kam der Bediente mit der Antwort von dem Beamten zurück; fand die Thüre verschloßen, und fragte beim Wirth, ob sein Herr ausgegangen sey? Man verneinte es, er pochte, erhielt aber keine Antwort. Er wurde unruhig, man öffnete endlich die Thüre, und erblickte den Ermordeten, schwimmend in seinem Blute.

Der Bediente eilte nach Karolinens Wohnung, und hinterbrachte der unglücklichen Braut die schreckliche Nachricht.

Der Mörder wurde sechs Meilen von H.. auf geschehene Nachforschung, in dem Flecken G...l, an seinem verstörten Wesen, vorzüglich aber an den Blutflecken auf seinen Kleidern ent-

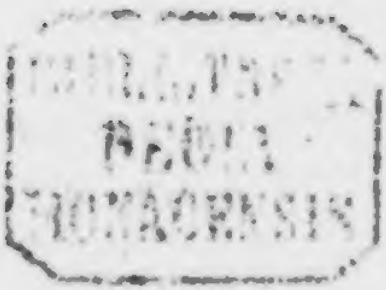
deckt und der Gerechtigkeit überliefert. Beim Verhör sagte er aus: „Er habe bereits seit einiger Zeit ein heimliches Liebesverständniß mit der Kammerjungfer einer alten katholischen Gräfin unterhalten. Weil diese Dame aber sehr eingezogen gelebt habe, und nur selten ausgegangen sey, seine Geliebte auch nur selten zu sehen bekommen. Nach einer achtwöchentlichen Krankheit der Gräfin, während welcher er das Kammermädchen gar nicht gesehen, habe diese ihn den Abend vor der unglücklichen That benachrichtigen laßen, daß ihre Herrschaft morgen in die Frühmesse gehen würde und ihn eingeladen, diesen Zeitpunkt durch einen Besuch zu benutzen. Dies wäre nun gerade eben die Stunde gewesen, auf welche der unglückliche Entleibte ihn zu sich hinbestellt hätte. Er wäre, in der Hoffnung, bald fertig zu werden, auch erschienen. Verdrießlich habe er lange gewartet, und wäre endlich, als auf seine wiederholte Erinnerung, der junge Bräutigam von seiner Braut nicht zurückgekommen, zur Wohnung der Gräfin gegangen. Als er aber in die Straße gekommen, wo diese wohnte, habe er bereits ihre Kutsche vor der Thüre halten sehen. Das Kammermädchen, die eben beschäftigt gewesen, ihrer Herrschaft aus dem Wagen zu helfen, habe ihm,

als sie ihm gewahr geworden, einen drohenden Blick zugeworfen. Ueber diese Vereitelung seiner gehofften Freuden, und durch die Besorgniß, vielleicht hierdurch die Gunst des Kammermädchens ganz verscherzt zu haben, sey er, in den heftigsten Unmuth versetzt und nachmals, durch die erlittene Beleidigung und Maulschelle, aus Rachsucht und Wuth zu dem schrecklichen Morde verleitet worden."

Dieser Verlust stürzte Karolinen in eine schwere hitzige Krankheit. Ihre Jugendkräfte siegten zwar, aber ihr Verstand hatte gelitten; sie verfiel in Schwermuth, die bald darauf in Wahnsinn überging und ihr das Leben raubte. Ihre Mutter überlebte diesen Verlust noch ein halbes Jahr; und nun blieb von dieser unglücklichen Familie nichts übrig, als Karls gebrechliche Schwester. Das Schicksal dieser an sich schon unglücklichen Person war noch dadurch verschlimmert worden, daß der Mörder ihres Bruders auf seiner Flucht, die zu sich gesteckten Obligationen, und das Geld, um nicht daran entdeckt zu werden, ins Wasser geworfen hatte. Karolinens Mutter war auch durch die vielen traurigen Vorfälle in so dürftige Umstände gebracht, daß sie jener

wenig Unterſtützung reichen konnte. In dieſem Elende überlebte Karls unglückliche Schweſter die andern alle; ſie mußte zuletzt zu einer öffentlichen Verſorgungsanſtalt ihre Zuflucht nehmen, worin ſie auch geſtorben iſt.

Dem Mörder wurde die Strafe des Schwerdts zuerkannt.



Inhalt.

Einleitung. Seite 3.

I. Mord aus Liebe. 21.

II. Mord aus Verzweiflung über die Untreue einer Geliebten an einer dritten Person. 31.

III. Vielfaches Verbrechen aus geringer Ursache. 44.

IV. Raub auf öffentlicher Landstraße aus Mangel an Unterhalt 61.

V. Ermordung einer Person aus verzweiflungsvoller Rachsucht gegen eine andere. 74.

VI. Ermordung eines Knaben, aus Verzweiflung über verschmähte Liebe einer liederlichen Bettlerin. 83.

VII. Intendirter Mord aus Lebensüberdruß. 93.

VIII. Raub von einem Juden verübt, um den Leibzoll bezahlen zu können. 102.

Lebenslauf des Nehemie Jehuda Leib. Von ihm selbst aufgesetzt. Seite 113.

IX. Ermordung eines Kindes, aus Schwermuth und religiöser Schwärmerei. 131.

X. Mord, von einem siebenzigjährigen blinden Prediger an seiner eigenen Ehefrau verübt. 141.

XI. Mord aus Lebensüberdruß, nach neuntägigem Hunger. 152.

XII. Diebstahl aus kindlicher Liebe. 162.

XIII. Mord aus Rachsucht und Verzweiflung. 170.

XIV. Dreifacher Mord aus Liebe zu Gott und den Ermordeten. 177.

XV. Raub, verübt von einem siebenzehnjährigen Bauerburschen. 186.

XVI. Mord aus religiöser Schwärmerei. 201.

XVII. Mord aus Zorn und Rachsucht. 211.

Gedichte.

Niedergelegt

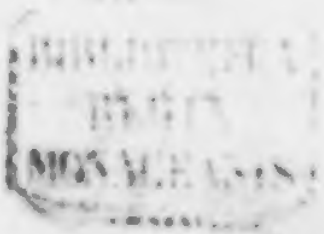
auf dem

Altar des Vaterlandes

von

Karl Müchler.

Berlin,
bei C. Salfeld.
1813.



Prolog

zur

Vorfeier

des

Geburtstages

der

Königin von Preufsen, Luise.

Den 9. März, 1809.

Vorwort.

Die vier ersten Bogen dieser Gedichte waren bereits im Jahr 1806 abgedruckt, um, mit einigen andern vermehrt, öffentlich zu erscheinen; die unglücklichen Ereignisse in den letzten Monaten dieses Jahres nöthigten mich aber, da mehrere davon schon einzeln oder in Zeitschriften gedruckt worden, ich auch bei dem Ausbruch des Krieges im Jahr 1806 eine kleine Sammlung Kriegslieder herausgege-

ben hatte,*) meiner persönlichen Sicherheit wegen, Berlin zu verlaſsen, und ein Asyl in meinem Vaterlande Pommern zu suchen, wo ich auch eine gastfreundliche Aufnahme bei meinen biedren Landsleute und eine stille Freistatt fand.

Hier verfertigte ich darauf das Seite 67 68 und 69 abgedruckte Gedicht: der Eroberer; wovon einige Abschriften in meinem Vaterlande gemacht und auch darauf, ohne meine Mitwirkung, weiter verbreitet wurden.

Nach dem Tilsiter Frieden kehrte ich, in der irrigen Meinung, nun nichts weiter für meine Person befürchten zu dürfen, nach meinem Wohnort Berlin zurück, obgleich dieser noch von französischen Truppen besetzt war.

*) Kriegslieder. Dem Preuſsischen Heere gewidmet. Berlin, bei Johann Wilhelm Schmidt. 1806.

Nach einem langen ungestörten Aufenthalt daselbst, erhielt ich einst spät des Abends von einem Freunde die unerwartete Nachricht, wie man mein Gedicht: der Eroberer, der französischen Polizei als gefährlich, vorgelegt, sie solches in's Französische habe übersetzen lafsen, und ich aller Wahrscheinlichkeit nach, noch in der nämlichen Nacht arretirt werden würde. Mir blieb damals nichts übrig, als dieses mit Gefafstheit abzuwarten. Es erfolgte aber keine Verhaftung, vielmehr verstrichen mehrere Wochen und ich glaubte daher, dafs diese mir mit getheilte Nachricht nur ein leeres Gerücht gewesen sey.

Aber vier Wochen darauf wurde ein junger Mann, mit Namen M . . ., in Berlin, angeblich wegen zu freimüthigen Aeufserungen, von französischen Gensd'armes arretirt. Da er jedoch auf die Confron-

nation des Denuncianten oder anderer Zeugen standhaft beharrte, so konnte man ihm nichts erweisen, man liefs also diesen Umstand fahren, und legte ihm nun eine Abschrift des Gedichts: der Eroberer, vor, das er vor einigen Monaten einem Bekannten gegeben hatte, und behaupteten: er sey der Verfafser defselben. Als er auch dies verneinte, und dabei versicherte, er könne den Verfafser nicht mit Gewifsheit angeben, wurde er in ein enges Kriminalgefängnifs gesetzt. Alles dieses blieb mir nicht verborgen und auf den Rath wohlmeinender Freunde, auf meiner Huth zu seyn, zog ich nach dem nahe bei Berlin gelegenen Dorfe Lichtenberg, zu einem Freunde, der mir ein freundliches Obdach gern gewährte; doch kam ich noch ab und zu nach Berlin.

Inzwischen hatte der Verhaftete, um aus seinem harten seine Gesundheit zerstörenden Gefängnifs befreit zu werden, in einem sich aufs neue erbetenen Verhör ausgesagt: er habe das Gedicht von einem Diener der Nicolaischen Buchhandlung, mit Namen Mefserschmidt erhalten, und dieser ihm gesagt: dafs ich der Verfafser seyn solle. Auf diese Aussage wurden sogleich einige Gensd'armes in die Nicolaische Buchhandlung geschickt, um den letztern abzuholen, sie erhielten aber dort den Bescheid, dafs er nicht mehr in Berlin, sondern nach Königsberg in Preufsen gereiset sey, und sich dort in der Nicolowischen Buchhandlung aufhalte.

Mitlerweile hatte die französische Behörde noch genauer ausgemittelt, dafs ich

wirklich der Verfaſser dieses ihnen so verhaſsten Gedichts sey, und beschloſsen, mich deshalb arretiren zu laſsen. Spione hatten schon verrathen, daſs ich in Lichtenberg wohne. Es kamen also einst bei Tagesanbruch zwei Offiziere und vier Gensd'armes nach Lichtenberg und besetzten die Wohnung meines Freundes, bei welchem ich mich aufhielt. Zufällig war ich den Tag vorher nach Berlin gekommen und hatte, da ich dort noch spät nöthige Verrichtungen hatte, die Nacht in meinem Quartiere geschlafen. Durch einen reitenden Boten aus Lichtenberg wurde ich sogleich von der mir drohenden Gefahr benachrichtigt; ich verliefs also eiligst meine Wohnung und begegnete auch noch, nicht weit von derselben, auf der Straſse ein Paar Gens'darmes, die eben

im Begriff waren, zu mir zu gehen. Unangefochten ging ich an ihnen vorüber, da sie mich nicht persönlich kannten, und suchte einen sichern Zufluchtsort auf dem Lande mehrere Meilen von Berlin bei einem treuen und edlen Freund, bei dem ich diesen auch auf die liebevollste Art fand und von wo ich erst wieder nach Berlin zurückkehrte, als solches von den Franzosen gänzlich geräumt worden war.

Ich übergebe nun alle diese, in den verhängnifsvollen Jahren eines harten fremden Drucks, und bei dem neu begonnenen Kampf für die unveräufserlichen Rechte der Menschheit, und der Selbstständigkeit meines geliebten Vaterlandes, aus der Fülle meines Herzens geflofsene Gedichte dem Publikum, in der trostvollen Hoffnung, dafs zum Heil der Welt und Nachwelt bald

das in Erfüllung gehen werde, was ich, in dem festen Glauben an eine allwaltende göttliche Gerechtigkeit, schon im Jahr 1806 niederschrieb, und wodurch ich mir den ehrenvollen Haſs der Feinde der Wahrheit und meines theuern Vaterlandes zugezogen habe.

Berlin, im October, 1813.

Karl Müchler.

Inhalt.

Seite

An die Deutschen 1

Die wahre Größe.

An den geheimen Staats- und Kabinets-Minister Karl August von Hardenberg. Den 31. Mai, 1806. . 7

Luther.

An meine Zeitgenossen. 15

Sonett. 17

Aufruf an die Deutschen. 21

Kriegslied. 27

Der Invalide an seinen Sohn. 33

Zum Erndtefeste. 39

An das preußische Heer.

Den 29 August, 1806. 43

Nachruf an den König.
Den 21. September, 1806. 49
An die Sachsen. 55
An mein Vaterland. 61
Der Eroberer. Im Dezember, 1806. 67
An Lycas, 1807. 71
Friedrich der Grofse an sein Volk.
Am dritten August, 1807. Eine Geisterstimme. 77
Aufmunterung. An einen Freund. 83
Alexander der Grofse. (Nach einer alten Sage.) . 89
Prolog und Chöre für das Konzert am 10. März, 1808. Zum Besten des Friedrichsstiftes. . 95
An die Germanen. 103
An den regierenden Herzog zu Anhalt Dessau, Leopold Friedrich Franz zur fünfzigjährigen Regierungsfeier, Den 29. October, 1808. 107
Trost. 113
Prolog zur Vorfeier des Geburtstages der Königin von Preufsen, Luise, Den 9. März, 1809. 119
Schrift, Eine Geisterstimme. Im Juny, 1809. . . . 125
Dem Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm III. Am 3. August, 1809. 131
Prolog, zur Feier des Geburtstages des Königs, Gesprochen in dem Konzerte zum Besten des Friedrichsstifts, Am 3. August, 1809. . . . 137
Kurtius. 143

Elegie, bei der feierlichen Beisetzung der irdischen Ueberreste des im 10. October 1806 in der Schlacht bei Saalfeld ruhmvoll gefallenen Prinzen Ludwig von Preußen. 149

Das Unvergängliche. 153

Luise. Eine Geisterstimme. Am 3. August 1813. . . 159

An den Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm. Den 15. October. 1813. 165

An die Jäger der freiwilligen Jägerdivisionen. 169

An das russische Heer.

Beim Einzuge des Graf von Wittgensteinschen Corps in Berlin, am 11. März. 1813. 175

An die Töchter des Vaterlandes. Im April. 1813. 181

Abschied eines Freiwilligen. An seine Geliebte. 185

Antwort. 189

Wehrmannslied. 1813. 195

An die Streiter im heiligen Kriege.

Nach dem am 4. Junius 1813 abgeschlossenen Waffenstillstand. 199

Todtenopfer.

Den Manen der im Kriege 1813 gebliebenen Freiwilligen gewidmet. 205

An Se. Königl. Hoheit, den Herzog von Cumberland.

Bei seiner Ankunft in Berlin. Den 20. Julius. 1813. 211

Beim Ausmarsch der Truppen aus Berlin.

Am 7. August. 1813. 217

Gesellschaftslied. 321

Nachruf an Theodor Körner. Geblieben bei Gadebusch den 29. August. 1813. 325

Schlachtgesang. 329

Vergeltung.

Nach den Tagesnachrichten im September. 1813. . 333

Klage bei Moreau's Grabe. 1813. 339

Zwei Jägerlieder. 1813.

Jägers Morgenlied. 347

Jägers Abendlied. 349

Anhang.

Dem dritten August 1808 gewidmet. 353

An die Deutschen.

Kennt Ihr das Volk, das, fest wie seine Eichen ·

und feurig, wie sein Rebensaft,

im blut'gen Kampf, kühn mit Heroënkraft,

den Römer zwang aus fremdem Gau zu weichen?

Wie heifst der Held, der Varus Legionen,

ein Vaterland'serretter, schlug? —

sein Name lebt in Klopstock's ·Odenflug,

und ewig blüh'n des Siegers Lorbeerkronen!

Es ist das Volk, dem die Natur den Stempel
des Biedersinn's tief eingedrückt,
das nie sich unter fremdes Joch gebückt,
hellschimmernd in der Weltgeschichte Tempel.

Es ist das Volk der Helden und der Weisen,
das kein zweideutig Gold bethört,
das seinen Schwur mehr als sein Leben ehrt,
so unbiegsam wie seiner Lanzen Eisen!

Frei wie die Luft und keines Lasters Sclave!
so pries es einst ein Tacitus:
dir, stolzes Rom! ein strenger Genius,
und dem verderbten Zeitgeist Rach' und Strafe!

Es ist das Volk, das seiner Kräfte Meister,
entsagend der Eroberung,
sich frei erhob mit kühnem Adlerschwung,
und Sieg erfocht in dem Gebiet der Geister.

Ein Luther war's, der unter ihm erstanden,
der mit dem Schwerdt der Rede schlug,
sein kühner Geist, entschleiernd Mönchsbetrug,
riſs Deutschland aus des Aberglaubens Banden.

Ein Friedrich ward aus Herrmann's Volk geboren,
das Wunder jeder Folgezeit;
vor seinem Ruhm sinkt in Vergessenheit,
was Schmeichelei zum Götzen sich erkoren.

Ihr Söhne Teuts, erkennet Eure Ahnen,

die Erben der Unsterblichkeit!

Seid Ihrer werth! — Lafst die Vergangenheit

nicht fruchtlos Euch zu gleichen Thaten mahnen!

Die wahre Gröfse.

An den
Geheimen Staats- und Kabinets-Minister
Karl August von Hardenberg.

Den 31. Mai, 1796.

Dem still bescheidenen Verdienst zum Hohn,
giebt oft das Volk, von falschem Glanz bethöret,
den Namen grofs Fortuna's Lieblingssohn,
der, gleich dem Attila, die Welt zerstöret.

Nur auf Ruinen blutbespritzt, erbau't
der Schreckliche das Denkmal seiner Gröfse,
die Menge staunt und preist den Frevler laut,
der Weise nur sieht seine stolze Blöfse.

Doch ihn ereilt die heil'ge Nemesis,
sie mahnet ihn zum ernsten Strafgerichte,
wenn er sich auch der Rache Arm entrifs,
ihn züchtigt einst die späte Weltgeschichte.

Sie stellt ihn dar als Geifsel seiner Zeit,
und hat sich auch kein Brutus noch gefunden,
der muthig ihn des Todes Göttern weiht,
verblutet er an des Gewissens Wunden.

Grofs ist nur der, den das Gebot der Pflicht,
den die Begeisterung der Tugend leitet,
kühn wie Alcid, erbebt der Heros nicht,
der für das Glück der Menschheit wirkt und streitet.

Erliegt er auch; — sich innern Werths bewufst,
wird seine Ruh der Schmähsucht nie zum Raube,
der Himmel wohnt in seiner stillen Brust,
ihm bleibt ein Trost, der befsern Zukunft Glaube.

Wie Aristid', Herr jeder Leidenschaft,
schreibt er sich selbst mit Lächeln in die Scherben,
wie Sokrates trinkt er den Schierlingsfaft,
und lehrt Athen die schwere Kunst — zu sterben.

Sich selbst genug, zieht er sich gern zurück,
wie Cincinnatus seine Flur zu bauen;
doch lebt sein Geist fort in der Nachwelt Glück,
und nie erstirbt sein edles Selbstvertrauen.

Ihm lächelt stets mit Liebe die Natur,
kein Zartgefühl erstirbt in seinem Busen,
er folgt getreu der Wahrheit heil'gen Spur,
sein Leben ist ein Opferdienst der Musen.

O schönes Loos! — So huldigen Dir heut
im engsten Bund die Wahrheit mit dem Schönen,
so huldigen Dir Zeit und Folgezeit,
um Tugend mit Verhängniſs zu versöhnen.

Luther.

An

meine Zeitgenossen.

So lohnt Ihr, was Er Euch errang? —

Sein Monument wollt Ihr zusammen betteln;

sein Name steht auf Euren Schauspielzetteln.

Unwürdige! ist dies ein Dank?

O! er begehrt nicht Euren Stein,

den Flitterprunk nicht Eurer Gaukelbühnen,

Ihr solltet seines Kampfes Frucht verdienen,

den Tod selbst nicht für Wahrheit scheun.

Einst habt Ihr Euch nach Ihm genannt.
Wollt Ihr mit Recht des Edlen Namen tragen,
mufst alles Ihr, wie Euer Meister wagen,
für das, was Ihr als wahr erkannt.

Dann darf für einen Luther nicht
auf deutscher Flur ein Denkmal sich erheben,
er wird nicht blofs im Trug der Bühne leben,
er lebt dann in der Wahrheit Licht.

Sonett.

Jung, frei und froh, so trat ich in das Leben,
umleuchtet von der Hoffnung mildem Stral;
vor meinem Blick' ein gottlich Ideal,
und Muth in meiner Brust, es zu erstreben.

Mein Herz ergriff ein wunderbares Beben
und eine Zahre sich dem Aug' entstahl;
ich sah im Geist der Vorwelt Heldenzahl,
gleich Schatten, der geweihten Gruft entschweben.

„O!" rief ich aus: „kehrt einmal noch zuruck,
„Ihr, die Ihr einst für Tugend, Wahrheit, Recht,
„und Vaterland im blut'gen Kampf gerungen,
„verlohren ist der gold'nen Freiheit Glück,
„des kühnen Deutschen Enkel seufz't als Knecht,
„die schöne Zeit der Helden ist verklungen!"

Aufruf an die Deutschen.

Ist Kraft und Stolz aus Eurer Brust verschwunden,

rinnt denn kein Blut in Euren Adern mehr?

Erstarb der Geist, der einst zur Gegenwehr,

Germania! Dein kühnes Volk verbunden?

Soll es entnervt in's Sclavenjoch sich schmiegen,
und schmählich knie'n an eines Korsen Thron;
soll Herrmann's freigeborner Enkelsohn
dem blinden Glück des Frevels unterliegen?

Ersteht kein Held im heil'gen Bund mit Göttern,
dich zu befrei'n, zerfleischtes Vaterland,
erhebt kein Gotz die schwere Eisenhand,
Alciden gleich, die Hyder zu zerschmettern?

Droht ew'ge Schmach dem Ursohn der Germanen,
die glorreich Rom und Gallien bekriegt,
weh'n da, wo einst Thuiskons Macht gesiegt,
nun weit umher der Räuber Miethlingsfahnen?

Entsprieſst nicht mehr zu frischen Siegeskränzen
dem deutschen Haupt ein heil'ger Eichenhain,
und rauscht nicht mehr voll Majestät der Rhein
in stolzer Ruh' an Deutschlands sichern Gränzen?

O steigt herab, ihr Geister höh'rer Sphären,
als Opfer flofs einst Euer Heldenblut,
der Enkel Brust entflammt mit Löwenmuth,
durch gleichen Kampf Euch und sich selbst zu ehren!

Verlosch denn ganz die reine Götterflamme,
die Tausende zu grofser That beseelt?
Steht keiner auf, durch Rach' und Muth gestählt,
kein Freiheitsheld aus Eures Luthers Stamme?

Er wird ersteh'n! — Mir sagt's ein ahnend Beben,

wie Herrmann tilgt er uns'rer Feigheit Schmach,

begeistert folgt ein edles Volk ihm nach,

denn Freiheit gilt's, und Vaterland und Leben!

K r i e g s l i e d.

Endlich tönt der Ruf der Lust:

Zu den Waffen! zu den Waffen!

der gepreſsten Heldenbrust

tapfrer Krieger Luſt zu ſchaffen.

Auf! ist unser Losungswort,
auf! nach unsers Königs Willen,
unaufhaltsam zieht's uns fort,
den verhalt'nen Groll zu stillen.

Allzulang hat sie gewahrt,
diese Ruhe, die nur lastet,
allzulang das gute Schwerdt
in der Scheide schon gerastet.

Nicht um Miethlingssold und Tand
kämpfen Preufsens Männerheere,
es gilt König, Vaterland,
Freiheit, eig'nen Heerd und Ehre!

Uns'rer Väter reines Blut
ist in uns noch nicht verdorben,
und der Alten Heldenmuth
in den Enkeln nicht erstorben.

So wie sie in blut'ger Schlacht,
aller Feinde Sieger waren,
schlagen wir mit stolzer Macht
uns're Widersacher Schaaren.

Uns beseelet Friedrichs Geist,
wir sind seine echten Erben;
unser aller Wahlspruch heißt:
Brüder, siegen oder sterben.

Unser König ist voran.

Heil Ihm, Heil! und seinem Heere!

sieggekrönt ist Seine Bahn,

über Ihm strahlt Friedrichs Ehre!

Der Invalide an seinen Sohn.

Hörst du der Kriegstrompete Ton?

Sie weckt der Brennen tapf're Heere;

auf! greif' zu den Waffen, Sohn!

denn es gilt Vaterland und Ehre.

Gern zog' ich selbst mit in den Streit,

liefs' Ackerfeld und Hütte liegen;

das Herz ist noch zum Kampf bereit;

mich lehrte Vater Friedrich siegen.

Doch Winterreif bedeckt dies Haupt,
zum Sieg ist dieser Arm verdorben,
ein Fufs ward mir bei Prag geraubt,
wo einst Schwerin so grofs gestorben.

Sieh, alle diese Narben, Sohn,
erkauft' ich mir bei Feindesleichen,
sie sind mein Stolz, mein schönster Lohn
und wackrer Krieger Ehrenzeichen.

Ich bin gelahmt, drum send' ich dich,
den Feind, statt meiner zu bekriegen,
mein Wahlspruch war: Gott! — Friederich!
und dieser Wahlspruch liefs mich siegen.

Wir hatten manchen harten Stand,
doch trotzten wir des Feindes Blitze,
denn es galt Recht und Vaterland,
Und Friedrich war an unsrer Spitze.

Oft litten Mangel wir und Noth,
vom Feind' umringt von allen Seiten,
und um uns her war blut'ger Tod,
und doch — es waren schöne Zeiten!

Zwar mancher starb den Tod, als Held,
auf blutgefärbten Siegesbahnen,
ein Kleist, ein Keith, ein Winterfeld! —
doch leben tapfre Veteranen.

Sie werden unbesiegbar stehn,
wie Felsen unter Ungewittern,
wenn halbe Welten untergehn,
kann Preufsens Krieger nichts erschüttern.

Nun geh' mit Gott in Tod und Schlacht!
wann tausend Schwerdter dich umblitzen,
Karthaunendonner dich umkracht,
wird seine Rechte dich beschützen.

Und kehrst du heim, welch Wiedersehn!
wenn dich der Siegerkranz umstrahlet,
und sinkest du, so sinkst du schön,
du hast die grofse Schuld bezahlet.

Zum Erndtefeste.

Stimmt ein Danklied an! — Die Erde
haben wir mit Fleifs gebaut,
ihrem Schoofs' die Saat vertraut,
dafs sie uns zum Segen werde;
Regen, Thau und Sonnenschein
schenkten glückliches Gedeihn.

Fröhlich band'en wir die Garben,
unsre Scheunen sind gefüllt;
lafst nun, nach der Gottheit Bild,
auch den Dürftigen nicht darben!
Was man armen Brüdern leiht,
wuchert für die Ewigkeit.

Lafst uns hoch die Sensen schwingen,
unser Werk ist nun vollbracht;
muthig geht es in die Schlacht,
wo die ehr'nen Waffen klingen;
jede Sense werd' ein Schwerdt,
schutzend Vaterland und Heerd!

An das preufsische Heer.

Den 20. August 1806.

Am 29. August 1756 rückte die Berlinische Garnison ins Feld zu dem glorreichen Kampf von sieben Jahren. M. s. von Tempelhoffs Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Dem ist die Gegenwart nicht wunderbar,

der prüfend überschaut, was einst geschehen,

der Zukunft Bild wird er entschleiert sehen,

ihm stellt es die Geschichte dar.

Wahrsagend zeigt sie seinem Forscherblick,
wie alles sich in ew'gem Wechsel drehet,
ein Thron hier stürzt, ein Thron dort neu entstehet,
als Weltbeherrscher das Geschick.

Nichts überall des rohen Zufalls Raub,
die Tugend trotzt der Zeit empörten Fluthen,
der Frevler muſs sein Leben feig' verbluten,
des Unterjochers Pracht wird Staub.

Nur ewig wirkt, was herrliches geschehn,
des Edlen Müh trägt Früchte nach Aeonen,
der Wahrheit Licht glänzt spät den fernsten Zonen,
ihr kleinster Strahl kann nie vergehn.

Und grofse That regt grofse Thaten auf,
die Griechen, die den Tod für Freiheit fanden,
Thermopilä's erschlag'ne Helden standen
in Sempachs Schweizern wieder auf.

Es rächet stets ein heil'ges Weltgericht
den Uebermuth blutdürstiger Tyrannen,
Karthago sank; Thuiskon zu entmannen,
gelang dem stolzen Römer nicht.

Verschwunden ist ein halb Jahrhundert heut,
da zog zum Kampf das Heer mit stolzen Fahnen.
und Friedrich ging auf blutgefärbten Bahnen
zum Tempel der Unsterblichkeit.

So zieht auch Ihr, Euch inn'rer Kraft bewufst,
heut in die Schlacht zum blut'gen Strafgerichte,
und feurig gräbt des Vaterlands Geschichte
Unsterblichkeit in Eure Brust!

Nachruf an den König.

Den 21. September 1906.

Schönes Loos, das wenigen gefallen,

Herrscher eines braven Volks zu seyn,

aber auch das schwerste Loos von allen,

wenn des Krieges Ungewitter drau'n.

Götterwonne ist es, zu erschaffen,

zu vernichten ist der Hölle Ruhm;

milde Weisheit greift nur zu den Waffen,

gilt es Wahrheit, Recht und Eigenthum.

So von Mitleid tief Dein Herz durchdrungen,
war, o König! Friede nur Dein Ziel,
und Du brachtest willig Opferungen;
hoh're Pflicht besiegte das Gefühl.

Wir erkannten diese frommen Triebe, —
fühlend Deines Opfers heil'gen Werth,
und es ward mit kindlich treuer Liebe
laut der Vater Seines Volks verehrt.

Doch der Uebermuth kennt keine Schranken,
und das Volkerrecht wird frech zerstört,
eines halben Welttheils Festen wanken,
führt der Edle nicht beherzt das Schwerdt.

Drum ergreift Dein starker Arm das Eisen,
und ein Gott von Ewig und von nun
treibt Dich an, die Ketten zu zerreifsen,
die auf edlen Volkern lastend ruh'n.

Zieh denn aus mit Deinem tapfern Heere,
thu', was Dir ein Gott geheifsen hat,
schütz' der Tugend wankende Altäre,
und den Frevler straf' an seiner Statt.

Heil Dir, Heil! Du bist nur ausgezogen,
Recht zu schaffen ohne Gunst und Lohn,
und zu hemmen die empörten Wogen,
die den Erdkreis zu verschlingen droh'n.

In dem Schutz der Allmacht wirst du enden,
was Du ernst und kühn begonnen hast,
Hohn und Schmach und Weh von Völkern wenden,
und des fremden Joches blut'ge Last.

Unsre Wünsche sind empor gestiegen,
zu dem Gott der Macht und Herrlichkeit;
bald kehrst Du zurück, geschmückt mit Siegen,
und der Unterdrückte ist befreit.

An die Sachsen.

Wo Uebermuth den freien Willen lahmt,

kann nicht ein dauernder Verein bestehen,

des Zwanges Bund mufs durch sich selbst vergehen,

wenn sich der Schwächre seiner Ohnmacht schämt.

Nur dort besteht ein glücklicher Verein,

wo eig'ne Wahl die Herzen fest verbindet;

das Bundnifs nur, das sich auf Tugend gründet,

darf, wie sein Ursprung, kein Vernichten scheu'n.

So, brave Sachsen, knüpft ein heil'ges Band

euch innig jetzt an nachbarliche Brennen.

in Eurer Brust mufs gleiche Glut entbrennen,

Germania heifst Euer Vaterland!

Herbei zu unsers Herrmanns Opferheerd,

den Bund für Recht und Freiheit zu beschwören!

Hier eine sich der Kern von Deutschlands Heeren,

des Preufsen und des Sachsen tapfres Schwerdt.

Der Kühne zwingt das ungetreue Glück,

gehorsam mufs es seine Fefseln tragen,

jenseit des Rheins lafst die Besiegten klagen:

gebt meine Legionen mir zurück!

Dann tönt Triumph! — O seliger Verein,

den Volker für das Vaterland geschlofsen,

Sieg Preufsens Herr und seinen Bundsgenofsen,

und Deutschlands Gränze bleibt der Rhein.

An mein Vaterland.

O süfser Name: Vaterland!

Du heil'ger Boden, weichen Seelen theuer,

Du fefselst uns mit einem Zauberband,

und wärmst die Brust mit der Begeist'rung Feuer.

Hier lacht der Kindheit Rosenglanz

hier wird der erste Freundschaftsbund geschlofsen,

hier blüht des Jünglings zarter Myrtenkranz,

hier sieht er seiner Hoffnung Keime sprofsen.

Ein Baum, ein Hügel und ein Bach,

ein Huttchen, tief im stillen Thal verborgen,

ruft hier ihm längst entschlaf'ne Freuden wach,

nicht mehr getrübt von überwund'nen Sorgen.

Voll edlem Stolz schlägt seine Brust

bei der geliebten Heimath hehrem Namen,

und ihn ergreift die göttlich reine Lust,

durch grofse That den Edlen nachzuahmen.

O ewig theures Vaterland,

an Männern reich, noch lebend nach Aeonen,

wo einst ein Kleist und ein Schwerin entstand,

unsterblich grofs durch schwererrung'ne Kronen.

Wo eines Herzbergs Wiege war,

der weis erhielt, was Heldenmuth errungen,

und das der Brennen Flaccus einst gebar,

der kühn und wahr den Einzigen gesungen.

Das ist mein Ruhm, Dein Sohn zu seyn,

dies schöne Recht durch Treue zu erwerben;

Dir Zeit und Kraft und Thätigkeit zu weihn,

und foderst Du's, mit heit'rem Muth zu sterben.

Der Eroberer.

Im December 1806.

Mag die Welt in thörigtem Erstaunen
knechtisch deiner Macht Verehrung weihn,
immer wirst auch du das Spiel der Launen
einer blinden Schicksalsgöttinn seyn;
wenn der Sklav' im Staube dich bewundert,
trau' des Feigen Schmeichelworten nicht,
freier hält ein künftiges Jahrhundert
über dich sein Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert,
stürzet in Ruinen einst dein Reich,
und die Krone, die dein Haupt umschimmert,
macht die Thräne der Verzweiflung bleich.
Wer mit Sicheln der Zerstörung mähet,
färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,
erndten wird er, was er ausgesäet,
untergehn in blinder Wuth.

Einen Erdkreis hast du dir errungen,
ferne Pole durch Gewalt vereint,
viele tausend Knechte dir erzwungen,
doch für deinen Kummer keinen Freund;
Liest du einst des Blutvergiessens müde,
reicht dir Liebe keinen Labetrunk,
selbst das Losungswort der Tugend: Friede,
wird durch dich zur Lästerung.

Einsam sitzest du auf deinem Throne,
wie die eiserne Nothwendigkeit,
und dein Name tönt durch jede Zone,
als die blut'ge Geissel deiner Zeit.
Was du wünschest wirst du nie vollenden,
von Begierden grausam aufgezehrt;
nur ein Werkzeug in der Rache Händen,
wirst auch du von ihr zerstört.

An Lycin.

1807.

Du preisest mich beglückt, fern von der Stadt Getümmel,

und nennst mein kleines Dorf ein freundliches Asyl,

doch finstres Nachtgewölk umhüllt auch hier den Himmel,

und rohe Leidenschaft treibt überall ihr Spiel.

Freund, gern bestellt' auch ich, nach eines Flaccus Lehren,

mein väterliches Feld, ein Zögling der Natur;

doch Eris Fackel flammt, und Wüthriche zerstören
mit frevelhaftem Hohn des Fleifses kleinste Spur.
Des Landmanns reines Glück lebt jetzt nur in Idyllen,
als noch der Unschuld Reich kein Eigennutz entzweit;
wo Blut in Strömen fliefst und Mordgeschütze brüllen,
beschützt vor Raub ihn selbst nicht nackte Dürftigkeit.
Ach! was er kärglich sich mit saurer Müh' gewonnen,
was nicht der Frost zerstört, nicht unterging durch Brand,
was ihm der Mifswachs liefs, dem Hagelschlag' entronnen,
zernichtet ein Chasseur mit frecher Räuberhand.

Er zittert stets voll Angst, man werd' ihn über-
fallen,
man schlachtet seine Kuh, man stiehlt sein letz-
tes Pferd;
zum Schanzen muſs er fort, weit aus der Heimath
wallen,
durch Flammen wird sein Dach, wird Egg' und
Pflug zerstört.
Bedaure mich, o Freund! statt mich beglückt zu
preisen,
verschwunden ist das Glück, wenn nicht die
Menschlichkeit
der Erde Zepter führt, wenn frech des Helden Eisen
ein frevelnder Despot durch blut'gen Mord
entweiht.

Doch ewig schläft sie nicht, die Göttinn heil'ger Rache,

der Unterjocher schliefst verzweifelnd seinen Lauf,

denn ausgeplündert steht in jedem Hüttendache

ein Held des Vaterlands als edler Rächer auf.

Friedrich der Grofse

an

sein Volk.

Am dritten August 1807.

Eine Geisterstimme.

Geliebtes Volk, mein Geist, der Erd' entrückt,
hat immer noch voll Hoffnung und Vertrauen
auf dich, auf deine väterlichen Auen,
dich segnend, liebevoll geblickt.

Was meine Hand wohlthätig ausgestreut,
sah ich zu Blüth' und Frucht sich schön entfalten,
und über dir den Geist der Liebe wallten,
und seinen Segen, Menschlichkeit.

Und immer heller schien der Wahrheit Licht,
der Nebel wich, der ihren Schimmer deckte,
und ihre muthige Bekenner schreckte
der Bannstrahl der Verfolgung nicht.

Zum stillen Dienst der Tugend eingeweiht,
vereintest du das Wahre mit dem Schönen,
die Nemesis, die Zürnende, zu söhnen,
durch Bruderlieb' und Einigkeit.

Du gabst dem Unterdrückten ein Asyl,
du pflegtest treu der Künste zarte Blüthe,
und, nur beherrscht durch Menschenlieb' und Güte,
gingst du zu der Vollendung Ziel.

Und freudetrunken pries ich hochbeglückt
Dich, Vaterland, das nur durch Huldigungen
der Tugend sich zu einer Höh' geschwungen,
die menschlich, nicht die Menge drückt.

Doch was die Hand des Sterblichen erschafft,
muſs, wie er selbst vergänglich, untergehen;
in Trümmer sinken glänzende Trophäen,
es altert aller Völker Kraft.

Es welkt der Lorbeer in der Zeiten Strom,
das Schicksal spielt mit Sceptern und mit Kronen,
streng waltend, kennt es kein erbarmend Schonen;
so fiel Karthago einst und Rom.

Die Saat nur nicht, die Menschenliebe streut,
geht in der Fluth der rauh'sten Zeit verloren;
Dir, theures Volk, ward heut dies Heil geboren,
sey ohne Furcht für jede Folgezeit.

Aufmunterung.

An einen Freund.

Was zagest Du? — umsonst sind feige Thränen,

Du zehrt Dich auf in thatenloser Pein,

durch Furcht läfst nie das Schicksal sich versöhnen,

das eiserne will kühn bezwungen seyn.

Nur im Orkan, wenn rothe Blitze zischen,

zeigt seine Macht der muthige Pilot;

im Frühlingsglanz, wenn Weste mild erfrischen,

lenkt selbst ein Kind mit schwacher Hand das Boot.

So wächst im Kampf mit Schrecken und Gefahren

zu edlem Sieg erhab'ner Geister Muth;

im Mifsgeschick kann nur sich offenbaren,

ob Heldenkraft in unsrer Seele ruht.

Das wahre Glück liegt stets in eig'nen Händen,

der Zwillingsbruder treuerfüllter Pflicht;

erborgter Ruhm kann zwar die Mitwelt blenden,

den Forscherblick der Nachwelt täuscht er nicht.

Denn ohne Scheu entschleiert sie die Blösse,

ihr Richteramt ist heilig, streng und wahr;

und herrlicher, als einst in seiner Gröfse,

beut Morus sich dem Beil des Henkers dar.

Drum zage nicht, wenn sich Gewitter thürmen,

dem Edlen bleibt der Hülfe Schutzgeist nah;

einst glänzte so, umbraust von wilden Stürmen,

dem muthigen Kolumb — Amerika.

Es siegt Alzid! Kein wüthend Ungeheuer

darf ungestraft des Heros Freiheit dräun.

Triumph! Er geht, geläutert durch das Feuer,

zum hohen Wohnsitz des Kroniden ein.

Alexander der Grofse.

(Nach einer alten Sage.)

Als siegreich Philippe grofsgenannter Sohn

mit seinem Heer auf blutgetränkter Bahn

die Welt durchzog und nach Aegypten kam,

sah' er erstaunt der Pyramiden Bau

und forschend trat er in ihr Heiligthum.

Nur bleiche Leichen fand er, Tod und Graus,
doch plötzlich ward er einen Stein gewahr,
der glänzte hell in des Gewölbes Nacht.'
Er nahm ihn auf — Ein Wunder der Natur! —
Doch nah' beseh'n, verlor er seinen Glanz.
Der Stein war schwer, erdrückend seine Last,
er liefs ihn wiegen, doch das Schwerste flog,
wie leichte Spreu, urplötzlich in die Luft:
an Schwere kam dem Wunderstein nichts gleich;
nur als er einst auf lockren Boden fiel,

und er mit Erde überschüttet ward,

hob ohne Müh' ein zartes Kind ihn auf.

„Sagt, wer erforscht das Wesen dieses Steins!"

rief überrascht der Weltbezwinger aus:

„wer loset mir dies Räthsel der Natur?" —

Da trat ein frommer Magus zu ihm hin,

und sprach zu ihm: „Monarch, der Stein bist Du!

„Du glänzest hell, doch nur in dunkler Nacht,

„wo nicht das Licht der hehren Wahrheit strahlt;

„wie er, bist Du der Menschheit schwerste Last.

„Das Allerdrückendste, Du wiegst es auf;

„doch, wenn Dich eine Hand voll Erde deckt,

„wirst Du so leicht, wie dieser Wunderstein.

„Es giebt ein Ziel, — ich scheu' es nicht! — den Tod."

Prolog und Chöre

für das

Conzert

am

10ten März 1808,

zum Besten des Friedrichsstiftes.

Anfangs-Chor.

Uns ruft ein glücklicher wonniger Tag
zu frommen Gebeten und Hoffnungen wach,
es schwellet Ahnung das volle Herz,
das Auge blickt flehend himmelwärts,
in sanften Thränen
löst sich das Sehnen,

in heilige Wehmuth verrinnet der Schmerz,
und laut durch die Wolken erbebt
der Ruf des Entzückens: Sie lebt!

Prolog.

Es giebt ein Band, ein heiliges, das Herzen,
die das Geschick gewaltsam trennt, vereint,
das Mitgefühl, das theilend fremde Schmerzen,
wohlthätig hilft und trostverbreitend weint,
und keine Macht lös't es von treuen Herzen,
die das Gebot der schönsten Pflicht vereint;
noch fester schlingt es sich in Prüfungsstunden,
dies heil'ge Band; — es hat auch uns verbunden.

Bezaubert von dem hohen Ideal
der Sanftmuth, Huld, der Lieb' und Muttertreue,
entschied das Herz, das fühlende, die Wahl,
zu wefsen Dienst es sich begeistert weihe,
die Armuth seufzt, vermindert ihre Zahl,
so riefen wir: dafs sich die Armuth freue,
und lindert fromm ihr schmerzliches Geschick;
gebt Trauernden das Mutterherz zurück.

Nur dies Gefühl hat unsre Brust durchdrungen,
schlofs diesen Bund, um Hülfe zu verleih'n;
bedarf es nun für euch Entschuldigungen
und wären auch die Opfer noch so klein? —

es sollen nur verschwieg'ne Huldigungen
der zärtlichen geliebten Mutter seyn,
die dieser Tag bei seinem Niederschweben
wohlthätig einst dem Vaterland gegeben.

Chor.

Es tönen die Seufzer des Armen nicht mehr,
er blicket mit freudiger Hoffnung umher,
er bringet gerührt am Festaltar
die Thräne der Wonn' als Opfer dar;
und dankbar preisen
beglückte Waisen
den Tag, der die liebende Mutter gebar.

von Säuglingslippen entschwebt

im frohlichen Lallen: Sie lebt!

Schlufschor.

Nach der Deklamation des Gedichts: die Glocke von Schiller.

Und dieser Glocke erster Schlag

sey uns ein lauter Ruf,

dafs heut ein segensreicher Tag

der Brennen Stolz erschuf;

bei ihrem silberreinen Klang,

der durch die Lufte schwebt,

ertone Dank und Hochgesang.

Des Landes Mutter lebt!

Es schwinge mit der Glocke Ton
sich auf ein fromm Gebet,
und steige zu der Gottheit Thron
zu dem die Tugend fleht:
es herrscht mit Milde das Geschick
und heilt der Unschuld Schmerz,
es giebt die Mutter uns zurück
und trostet jedes Herz.

An die Germanen.

Ihr habt in D das T verwandelt,

zum Deut gemacht den Vater Teut,

verschwunden ist die gold'ne Zeit,

wo Teutsche, Teutschlands werth gehandelt,

durch fremde List noch nicht entzweit.

Lasst uns das alte T erwecken,

Ihr saht, das D ist viel zu weich,

dem Feind kann teutscher Schwerdterstreich,

nicht deutsche Duldsamkeit erschrecken

kämpft für das heil'ge teutsche Reich!

An den

regierenden Herzog zu Anhalt Dessau

Leopold Friedrich Franz

zur

funfzigjährigen Regierungsfeier.

---

den 20. October 1808.

Es spiegelt stets des Herrschers ächter Werth
sich in dem Schicksal seiner Nationen;
nur da wohnt Glück, wo Fried' und Eintracht wohnen,
und Häuslichkeit an jedem Heerd.

Wenn Tugend nicht des Fürsten Brust entflammt,
verschwindet bald erborgter Hoheit Schimmer,
durch Laster sinkt ein blühend Reich in Trümmer,
zu schnöder Sklaverei verdammt.

Umsonst mag sich der Trofs der Schmeichler müh'n,
dem Schrecklichen den Namen grofs zu geben;
die Wahrheit wird den Schleier rächend heben,
sein eignes Volk zeugt wider ihn.

Dort nur, wo es, erwärmt vom Sonnenschein
der Güte, lebt, entkeimen schöne Früchte,
mit Gold schreibt einst in Erz die Weltgeschichte
der Edlen Namen dankbar ein.

Erhabner Fürst! Heil Dir, Dein ward dies Loos,
Du siehst allein des Dankes Zähre fliefsen,
Dich preis't Dein Volk, denn ohne Blutvergiefsen
und Schlachtgetümmel bist Du grofs.

Wohlthätig, wie ein guter Genius,
hast Du Dein Land zu Gärten umgeschaffen,
und, ungestört von blutgefärbten Waffen,
schmückt jede Hütte Ueberfluſs.

Des Volkes Glück war Deines Strebens Ziel;
Du übtest Recht, doch stets mit sanfter Schonung,
es fand bei Dir der rege Fleifs Belohnung
und der Verfolgte ein Asyl.

Dem immer treu, was Dir Dein Herz gebot,
riefst Du zur Thätigkeit den Arbeitsscheuen;
gabst jedem Keim des Guten sein Gedeihen,
dem Kummer Trost, der Armuth Brod.

Nur dem Verdienst verliehst Du Schutz und Gunst,
mild bautest Du, zu Deiner ew'gen Ehre,
den frommen Musen Tempel und Altäre,
beschützend Wissenschaft und Kunst.

Wohl Dir, o Fürst! nur Thaten Dir bewufst
wodurch Du Dir Unsterblichkeit errungen! —
Des Volkes Glück sind Deine Huldigungen,
der Himmel wohnt in Deiner Brust.

Trost.

Der Erdball kreis't im ew'gen Gleichgewicht,

Jahrtausende nach weiser Allmacht Willen,

und ewig neu glänzt seiner Sonne Licht,

wenn Wolken auch ihr feurig Aug' umhüllen.

Der Wahrheit Gott und der Gerechtigkeit
hält wunderbar das grofse All zusammen;
das Schöne nur, das Gute siegt im Streit,
und nichts vertilgt der Wahrheit reine Flammen.

Gesetzlos mufs blutdürst'ge Tyrannei,
uneins mit sich, in feiger Schmach vergehen;
der Hölle Kind, giftvolle Heuchelei,
kann nicht dem Blick der Forscher widerstehen.

Was ein Despot mit blut'gem Schwerdt errang,
erkämpft er nur, sich selber zum Verderben;
ein Kromwell träumt nur seinen Untergang,
und zittert feig durch Meuchelmord zu sterben.

Dem Frevler bleibt die Rachegöttin nah,
prunkt auch sein Bild durch feiler Künstler Meissel,
preis't ihn Gesang; — den Rauber Attila
nennt spät gerecht die Nachwelt Gottes Geifsel.

Was immer auch der Mönche Wuth ersann,
dafs er der Prüfung Recht dem Geiste raube,
Gift, Folter, Scheiterhaufen, Acht und Bann,
ohnmächtig ringt der blinde Aberglaube.

Die Fackel, die Verketz'rung angebrannt,
um einen Hufs unschuldig zu zerstören,
verwandelt sich in eines Luthers Hand
zur Glorie, die Menschheit aufzuklären.

In Trümmern stürzt das Reich der Finsternifs,

das Schöne bleibt, das Gute mit dem Wahren,

und ihr Entweiher wird der strengen Nemesis

gerechten Zorn früh oder spät erfahren.

Prolog

zur

Vorfeier

des

Geburtstages

der

Königin von Preufsen, Louise.

Den 9 Mirz, 1809.

Nicht immer braust des Winters rauher Sturm,
umhüllt die Sonn' ein trüber Nebelschleier,
deckt Eis und Schnee die blüthenleere Flur,
und schweigt im Hain melodischer Gesang.
Der Sturm verhallt, der finstre Winter flieht.
der Nebel sinkt; im wärmern Strahl der Sonne
entkeimt der Flur ein reicher Blumenkranz,
entfelselt tönt der klare Silberbach,

und frisch belaubt sich der belebte Hain,
es kehrt der Lenz, es kehrt die Freude wieder.
So drückt nicht stets das zürnende Geschick;
es schwindet vor der Hoffnung lichtem Strahl
das Nachtgewölk, der Klagelaut verstummt,
mitleidig heilt die Zeit die tiefsten Wunden,
und trocknet mild des Kummers Zähren ab.
So gab auch uns das Schicksal, ausgesöhnt,
nach blut'gem Kampf den lang ersehnten Frieden,
so kehrte Sie, die wir so heifs ersehnt,
ein Genius der Hoffnung, freundlich wieder,
und brachte Trost in die zerriss'ne Brust;

und wie der Lenz die Adern der Natur
mit neuer Kraft und Lebensfülle schwellt,
so wirkt auch Sie wohlthätig, liebevoll;
die Sorge weicht, das Herz fühlt neuen Muth,
und jeder legt, als fromme Huldigung,
sein Opfer auf des Vaterlands Altar.

Es dämmert schon im milden Frühlingslicht
der schöne Tag, der Sie dem Volk geschenkt,
und Freude hebt des Patrioten Brust,
der Zukunft sieht er heitern Blicks entgegen,
denn ihn belebt das trostende Vertraun,

wo Liebe herrscht und Menschenfreundlichkeit,
trägt bald aufs neu das Gute Blüth' und Früchte.
So lafst uns dann, fest durch das heil'ge Band,
das innig uns an unsern Herrscher bindet,
all' uns're Kraft dem Vaterlande weih'n,
und aus des Krieges rauchenden Ruinen,
steigt bald verschönt ein neuer Bau empor. —
So huldiget ein treues Volk durch That
dem Rechtlichen, der mild' und weise herrscht,
so huldiget es dankbar Dir, Luise!

S c h i l l.

Eine Geisterstimme.

Im Juny, 1809.

Nicht um mich, Ihr treuen Streitgenofsen

weint um ein entartetes Geschlecht;

für das Höchste ist mein Blut geflofsen,

ich fiel nicht als ein Tyrannenknecht.

Unaufhaltsam ward ich fortgezogen,

kühn den Kampf für Tugend zu bestehn.

War's ein Wahn, der schmeichelnd mich betrogen,

o, so war er doch belohnend schön!

Brüder wollt' ich aus Despotenketten,

aus dem Joch der Sklaverei befrein,

deutschen Sinn und deutsche Freiheit retten,

und, Germania! dein Schutzgott seyn.

Meine Brust durchglühten heil'ge Flammen,

rächen wollt' ich edler Völker Schmach. —

Feile Sklaven werden mich verdammen,

da auch ich des Schicksals Grimm erlag.

Mögen jetzt die druckgewohnten Feigen,

die den Tod, doch nicht die Schande, scheun,

sich im Staube vor dem Fremdling beugen,

Knechte kann kein Heldengeist befrein.

Mich belohnte mein erhab'ner Glaube,

als mein Ziel im edlen Kampf ich fand;

losgerissen von dem Erdenstaube,

leb' ich in der Freiheit Vaterland.

Dem

Geburtstage

des Konigs

Friedrich Wilhelm III.

Am 3. August, 1809.

Wie echtes Gold sich rein bewährt in Gluth,
bewährt das Herz sich in des Schicksals Stürmen,
im Misgeschick erwächst des Edlen Muth,
mit eh'rnem Schild wird der Gedank' ihn schirmen,
es lebt ein Gott und was geschieht, ist gut,
wenn über ihn' sich auch Gewitter thürmen;
nur in dem Kampf mit drohender Gefahr
wird erst der Sinn des Bied'ren offenbar.

Im reinsten Licht zeigt sich des Herzens Schöne,
wenn stiller Gram den inn'ren Frieden stört,
und zum Gebet wird die geheime Thräne,
die Linderung für fremden Schmerz begehrt,
dafs endlich sich des Schicksals Groll versöhne,
eh' zürnend er ein blühend Reich verheert;
denn Unschuld darf in tobenden Gewittern
nicht für sich selbst, wird nur für andre zittern.

So haben wir den harten Kampf gesehn,
viel Herrliches versank zu Schutt und Trümmern,
nur Er, der Rechtliche, blieb furchtlos stehn,
wir sahn den Glanz der Tugend heller schimmern;

das Unglück kann den Edlen nur erhöhn,
kann nur das Herz des Schuldigen verschlimmern
das Hochgefühl der treuerfüllten Pflicht
bleibt stets sich gleich und wankt im Sturme nicht.

Und so besiegt auch, von Gefahr umgeben,
mit heil'gem Sinn die Unschuld jeden Schmerz,
den gift'gen Pfeil mag frech Verläumdung heben,
matt sinkt er hin, — er trifft kein schuldlos Herz
der Frevler nur muſs vor der Zukunft beben,
die Unschuld hebt die Blicke himmelwärts;
nicht ohne Trost darf sie verschmachtend weinen,
ein schöner Tag des Lohnes wird erscheinen.

Und er erscheint, besiegt ist das Geschick,
sie ward erhört, der Treuen fromme Bitte,
Entzücken glänzt aus dem noch trüben Blick,
und Freude tönt vom Pallast bis zur Hütte,
denn dieser Tag ward treuer Völker Glück,
ein Vater lebt in seiner Kinder Mitte.
Heil Ihm und Ihr, die fromm Sein Loos getheilt,
und liebevoll des Unglücks Wunden heilt.

Prolog

zur Feier

des

Geburtstages

des Königs.

Gesprochen

in dem Konzerte

zum Besten des Friedrichsstifts.

Am 3. August, 1809.

Ein goldner Tag tritt aus Aurorens Thor,

ihm huldigen die frommen Dankgebete

verwaister Kinder, die zum Himmel flehn;

dein milder Glanz warf einen lichten Strahl

auf ihres Lebens nachtumwölkten Pfad,

ihm danken sie Erhaltung, Pfleg' und Lehre.

Als jüngst auch hier mit schonungsloser Wuth
die Zwietracht zürnend ihre Fackel schwang,
ward viel zerstört des Köstlichen und Schönen;
zerrissen ward so manches zarte Band,
und alle Herzen fühlten sich verwaist,
denn fern' ach! war des Volkes treuer Vater.

Doch der hat nicht der Tugend Kraft gefühlt,
dem stets das Glück gelächelt und geschmeichelt;
theilnehmend macht das Mifsgeschick und weich,
und es entflammt zu mancher Edelthat. —

Drang tiefer nicht der Waisen Klageton
in jede Brust, von gleichem Gram gedrückt,
und öffnete, des Landesvaters denkend,
nicht mitleidsvoll sich willig Herz und Hand?

Nicht ohne Frucht blieb diese milde Saat,
die Menschenliebe Grambeladnen streute;
ihr danken Hunderte gerührt ihr Leben,
und mehr als dies, Belehrung, Unterricht;
und ihre Rettung, ihre fromme Zähre,
die ihrem Auge heut als Dank entrinnt,

sey eurer Lohn, ihr weichen edlen Seelen,
die ihr der Waisen liebreich euch erbarmt
sey eurer schönster Lohn an diesem Tage,
den segnend jedes Preussen Herz begrüfst.

Heil diesem Tage! — Wir sind nicht verwaist;
was auch der Krieg geraubt uns und zerstört,
es ist zum Trost ein Vater uns geblieben,
und eine Mutter, liebevoll und sanft.

O wer stimmt nicht mit mir frohlockend ein:
es lebe Friedrich Wilhelm und Luise!

Kurtius.

Stolze Roma, Weltbeherrscherin,
hehr und siegreich, grofs und stark vor allen,
ist auch dir das schwarze Loos gefallen,
  sinkst du schon in Schutt und Trümmer hin?
Trift auch dich der strenge Zorn der Götter,
lebt in dir kein Vaterlandserretter,
  der beschwört mit kühnem Heldenmuth
  wilder Elemente Wuth?

Nacht umhüllt der Sonne Flammenhaupt,
krachend öffnen sich verschloſs'ne Grüfte,
Blitze zucken durch die finst'ren Lüfte,
und des Sturmes Donnerstimme schnaubt;
Felsen wanken unter Ungewittern,
Säulen stürzen, heil'ge Tempel zittern,
und in Asch' und flücht'gen Staub zerfällt
die Gebieterin der Welt.

Angst ergreift den kräft'gen Römersohn,
Greis und Jüngling, Mann und Knabe zagen,
und die Luft ertönt von lauten Klagen,
selbst dem Kühnsten ist der Muth entflohn.
Soll der Städte herrlichste vergehen,
soll der Enkel dort Ruinen sehen,
wo die Siebenhügelstadt
Welten einst geboten hat?

Plötzlich bebt auf's neu der Erde Grund,
und es strömt mit ungestümem Krachen,
wie aus des Avernus schwarzem Rachen,
zischend Feuer aus dem offnen Schlund;
Rachegötter haben sich verbunden,
drohend naht die schrecklichste der Stunden,
bald umspühlt der gelbe Tiberstrom
deinen Schutt nur, hehres Rom!

Zu den Tempeln wankt der Priester Schaar,
durch Gebet die Götter zu versöhnen,
und das Volk bringt unter Jammertönen,
den Erzürnten Opfergaben dar.
Da erhebt sich eines Augurs Stimme;
„eins nur schützt euch vor des Schicksals Grimme,
„werft das Köstlichste, das es euch gab,
in das offne Feuergrab.“

Und das Volk, gequält von tiefer Pein,
eilt herbei mit reichbelad'nen Händen,
was es kostliches besitzt, zu spenden,
Gold und Silber, Perl' und Edelstein,
Lorbeern, die der Sieger sich erfochten,
frische Kränze, dem Verdienst geflochten,
höchster Lohn erfüllter Bürgerpflicht;
doch der Abgrund schliefst sich nicht.

Endlich stürzt mit Panzer, Helm und Speer,
lenkend kühn sein schäumend Rofs ein Ritter
rasch sich in des Schlundes Ungewitter,
und die wilde Flamme tobt nicht mehr.
Ausgesöhnet sind des Orkus Götter,
Kurtius wird Roms erhab'ner Retter,
und der Opfertod für's Vaterland
als das Kostlichste erkannt.

Elegie

bei

der feierlichen Beisetzung

der

irdischen Ueberreste

des

am 10. October 1806 in der Schlacht bei Saalfeld

ruhmvoll gefallenen

Prinzen Ludwig von Preufsen.

Zu früh gefall'ner Held vom Fürstenstamm der Brennen,
der blinden Eris blut'ger Raub!
Es darf das Vaterland nicht ganz von Dir sich trennen:
in seinem Schoofse ruh' Dein Staub!

Dein befsres Selbst ist zwar für uns verschwunden,
Du opfertest mit Römergeist Dein Blut:
doch fruchtlos nicht, denn Deines HerzensWunden
entflammen spat der Enkel Heldenmuth.

Beglückter bist Du itzt in höhern Zonen,
dort siehst Du Preufsens Schutzgeist, Friederich!
Des Ruhmes Genius lohnt Dich mit Sternenkronen,
die Hoffnung winkt — wir trauern nicht um Dich.

Du wandelst nun verklärt, ein Geist, durch lichte Hallen,
wo ewig jung Irenens Palmen blühn,
wo Ziethen Dir und Keith entgegen wallen,
und Winterfeld, Kleist und Schwerin.

Du fühlest der Vollendung reine Wonne,
doch ist Dein Blick uns seegnend zugewandt;
denn Friedrich Wilhelm glänzt wohlthätig gleich der Sonne,
auf's neuerstand'ne Vaterland.

Das Unvergängliche.

Was uns das blinde verächtliche Glück

mit tückischem Eigensinn spendet,

raubt neidisch der flüchtige Augenblick,

der Lächeln in Wehklage wendet;

es sinkt, was geschimmert in Herrlichkeit,
das Nied're wird mächtig erhoben,
nichts trotzet der stürmischen Wuth der Zeit,
und ihrem zerstörenden Toben.

Es welket die Blüthe des Lebens dahin,
die Rose der Jugend erbleichet,
das Alter erschlaffet den männlichen Sinn,
und die Kraft des Denkers entweichet;
der Erdball im ewigen Wechsel rollt,
wer geschöpft aus Klüften und Schachten
mit gierigen Händen zweideutiges Gold,
mufs spät oft in Armuth verschmachten.

Wen stolz der Purpur der Hoheit geschmückt,
wer des Sieges Lorbeer errungen,
wird hart in das Joch der Knechtschaft gedrückt,
vom glücklichen Frevler bezwungen.
Wen sein Volk noch heut' als Vater begrüfst,
stürtzt morgen vom wankenden Throne,
legt schuldlos das Haupt auf das Blutgerüst,
und ein Räuber stiehlt ihm die Krone.

Ach, alles versinkt in der Fluth der Zeit,
vergänglich ist Reichthum und Jugend,
ist menschliche Weisheit und Herrlichkeit,
nichts dauert Lienieden, als Tugend.

Sie wohnt in uns selbst, sie verläſst uns nicht,

und schirmt uns in Noth und Verderben,

sie stärket mit Hoffnung und Zuversicht;

sie lehret uns leben und sterben.

L u i s e.

Eine Geisterstimme.

Am 3. August, 1811.

Es ist mein Geist nicht ganz von dir geschieden,

mir ewig theures Vaterland;

es bleibt mein Blick, verklärt durch Edens Frieden,

dir segnend zugewàndt.

Lafs heute dir dein künft'ges Loos verkünden,

vom Himmel tönt dir Trost herab:

du sollst dein Heil durch Ihn, den Biedern. finden,

den dieser Tag dir gab.

Weich ist Sein Herz, doch Leiden zu ertragen

gestählt; — zu Opfern fromm bereit,

dem Köstlichsten konnt' Er voll Muth entsagen,

nur nicht der Rechtlichkeit.

Bedroht ward Er von wilden Unglücksstürmen,

doch, dem Gebot der Pflicht getreu,

stand freundlich Ihm, den Theuren zu beschirmen,

geprüfte Liebe bei.

Was grausam auch das Schicksal Ihm entrissen.

Ihm blieb nach schwer durchkämpftem Streit',

des Volkes Treu', ein heiteres Gewissen,

der Ruhm der Folgezeit!

Sein Stolz geizt nicht nach blutigen Trophäen,

ein Menschenfreund, wünscht er allein,

durch Biedersinn Sein Volk beglückt zu sehen,

nicht durch erborgten Schein.

Sey Seiner werth, du edles Volk der Brennen!

sey stets, wie Er, der Tugend treu:

die nur, die sich zu ihrem Dienst bekennen,

sind wahrhaft grofs und frei.

An den

Kronprinzen von Preußen

Friedrich Wilhelm.

Den 15. October, 1811.

Den funfzehnten October wurdest Du geboren,

der Edelsten der Mütter edler Sohn! —

Beflügelt euch, wohlthätigste der Horen,

und bringt Ihm den verdienten Lohn.

Dafs einst das treue Volk in einem neuen Leben
Ihn preis', auf dem der Geist des Ahnherrn
Friedrich ruht!
Sein Beispiel mufs sein Volk zur wahren Gröfse
heben,
begeistern müfse es Gerechtigkeit und Muth!

Der Tag, der Ihn gebar, vertilget dann auf immer
den früheren, der tief das Volk gebeugt.
So durch verjüngte Kraft verschwinden öde Trümmer,
indem aus blut'gem Schutt Irenens Palme steigt.

An die Jäger

der freiwilligen Jägerdivisionen.

Wohlauf! — Jetzt gilt es, ergreifet das Schwerdt,

und stellt Euch den Brüdern zur Seite,

zu schützen den Thron, den häuslichen Heerd,

es ruft Euch der König zum Streite,

Es einet Euch all' ein inniges Band,

die Liebe zu König und Vaterland.

Wem schlägt nicht das Herz in glühendem Muth,
zu kämpfen in tapferen Reihen?
Wer brennet nicht heifs, sein Leben und Blut,
als heiliges Opfer zu weihen? —
Begeisterung stromt durch die pochende Brust,
und schwellt sie empor zu des Sieges Lust.

Der Geist, der kühne, ist wieder erwacht,
der einst unsre Väter beseelet,
der sonst die Herzen in blutiger Schlacht
zum Spiele der Waffen gestählet.
Frisch auf dann! und zeiget durch Tapferkeit,
dafs Ihr noch die Preufsen, die alten, seyd.

Der sehnlich erwartete Ruf erschallt.

lafst alles nun stehen und liegen,

um hin, wo im Sturme die Fahne wallt,

mit eilenden Schritten zu fliegen;

dort, unter blitzender Waffen Glanz

erkämpft Ihr des Nachruhms schimmernden Kranz.

Nicht Miethlinge seyd Ihr um schnoden Lohn,

Ihr lafst Euch für Beute nicht dingen,

Ihr kämpfet begeistert für König und Thron,

das Kostlichste wollt Ihr erringen.

Ein heiliger Eifer reifst mächtig Euch fort,

das Vaterland ist Euer Losungswort.

Und über Euch waltet die göttliche Macht,

die segnend die Väter beschirmet,

Ihr steht, wie die Eich' im Kampfe der Schlacht,

sie wanket nicht wenn es auch stürmet.

Ihr kehret im Jubel als Sieger zurück;

errungen habt Ihr des Friedens Glück.

An das

Rufsische Heer.

Beim

Einzuge

des

Graf von Wittgensteinschen Corps in Berlin,

am 10. März, 1813.

Seyd uns gegrüßet, Ihr langersehnten Sieger!

Heil uns! Ihr zieht in unsre Mauern ein,

vom harten Joch raubsüchtiger fremder Krieger

mit tapferm Arm uns zu befrein.

Und jubelnd strömt die Menge Euch entgegen,
es blitzt in Eurer Hand der Rache Schwerdt;
mit Euch erblüht aufs neu Irenens Seegen,
den freche Räuber wild zerstört.

Gott war mit Euch, den Frevler zu vernichten,
der Sklaverei der halben Welt gedroht;
Ihr kämpftet kühn, Bedrängte aufzurichten,
wie Alexander es gebot.

Und überall, wo Eure Fahnen wallen,
beseelet Hoffnung das beklomm'ne Herz,
und Millionen Seegenswünsch' erschallen,
und schweben dankbar himmelwärts.

Fern kommt Ihr her, fern von der Neva Strande, —
der Sieg beflügelte den Heldenlauf!
Grofsmüthig löset Ihr die ehr'nen Bande
der fremden schnöden Knechtschaft auf.

Wir athmen frei, uns drückt nicht mehr die Bürde,
die, uns zermalmend, Herz und Geist gebeugt,
auf's neu erwacht in uns der Menschheit Würde,
da Ihr Euch uns als Retter zeigt.

Dank, heifser Dank tönt Euch von tausend Zungen,
vom Untergang habt Ihr die Welt befreit,
Ihr habt der Siege köstlichsten errungen,
des Unterdrückers Heer zerstreut.

Euch huldigen die Herzen aller Brennen,

der Enkel noch wird Eures Siegs sich freun,

die Nachwelt laut der Helden Namen nennen,

Dich, Kutusow! — Dich, Wittgenstein!

An die Töchter des Vaterlandes.

Im April, 1813.

Für Gold mufs man jetzt Eisen wählen,
denn eisern ward die gold'ne Zeit,
des Mannes Brust mufs Eisen stählen,
es ruft das Vaterland zum Streit,
Ihr edlen Frauen dürft nicht fehlen; —
wer ist zu Opfern nicht bereit?

Zwar könnt ihr nicht zum Kampfe ziehen,
vom Sklavenjoch uns zu befrein,
doch Eure stolzen Herzen glühen,
wie Sparta's Frauen grofs zu seyn;
des Ruhmes Kranz wird Euch erblühen,
den dankbar Euch die Enkel weihn.

Jetzt mufs das Gold dem Eisen weichen! —
Den gold'nen Schmuck für Brust und Haar,
den Ring, des heil'gen Bundes Zeichen,
legt auf des Vaterlands Altar;
zweideut'ges Gold wird bald erbleichen,
des Herzens Schmuck glänzt immerdar.

Abschied eines Freiwilligen.

An seine Geliebte.

Liebe wohl — Mich ruft die Pflicht,

länger darf ich hier nicht weilen;

lafs mich zu den Brüdern eilen,

wo der Ruhm sich Kränze flicht.

Wär' ich Dein, Du Holde, werth,

wenn ich hier, ein Schwächling, bliebe? —

Mich begeistert reine Liebe

Freiheit gilt's und eig'nen Heerd!

Ohne Freiheit blüht kein Glück,
diese lafs mich erst erringen,
Liebe soll uns nur umschlingen,
kehr' als Sieger ich zurück.

Einer deutschen Mutter Sohn,
tret' ich in die tapfren Reihen,
mich dem blut'gen Kampf zu weihen,
stolz verschmähend schnöden Lohn.

Nein! — Kein Fremdling darf und soll
hier auf deutschem Boden wüthen,
freien Männern frech gebieten.
Deutsches Mädchen, lebe wohl!

Antwort.

Bitter ist die Scheidestunde,

aber edel Dein Entschluſs,

Nimm, o nimm von meinem Munde,

noch den letzten Abschiedskuſs.

Dein Gefühl, ich mufs es ehren,

wenn das Herz auch widerspricht;

Muth soll mich Dein Beispiel lehren,

sieh' mich an, ich zitt're nicht.

Nein! Ich will nicht furchtsam klagen,

will der nahen Trennung Schmerz

wie ein deutsches Mädchen tragen,

bleibt mir doch Dein treues Herz.

Tilge nun die Schmach und Schande,

kehr' als Sieger bald zurück;

nur im freien Vaterlande

blühet keuscher Liebe Glück,

Dann an heiligen Altären

reich' ich freudig Dir die Hand;

dem nur darf sie einst gehören,

der befreit das Vaterland.

Geh' mit Gott in's Schlachtgetümmel!

Voll Vertraun und Hoffnungsvoll

send' ich Wünsche auf zum Himmel.

Deutscher Jüngling, lebe wohl!

Wehrmannslied.

1813.

Die Hörner und Trommeln erschallen,
die Fahnen, die flatternden; wallen.
Die Waffen, die Waffen zur Hand!
Sie schlägt, die entscheidende Stunde,
laut tönt aus begeistertem Munde:
mit Gott für König und Vaterland!

Wir brechen die feindlichen Reihen,
sie blutiger Rache zu weihen,
vom heiligem Eifer entbrannt.
Wir kämpfen, aus drückenden Ketten
die leidende Menschheit zu retten
mit Gott für König und Vaterland!

Was nützet ein knechtisches Leben!
Nur Miethlinge furchtsam erbeben,
zu Heldenthaten entmannt.
Auf, muthig! — Wir werden sie schlagen,
zur Grenze die Fremdlinge jagen
mit Gott für König und Vaterland!

Wir wollen nicht Schätze erbeuten.
Gedenket der glücklichen Zeiten,
die Friedrich den Grofsen gekannt.
Die Freiheit! — Sie lafst uns erstreben!
Wir opfern mit Freuden das Leben
mit Gott für König und Vaterland!

An die

Streiter im heiligen Kriege.

Nach dem am 4. Junius 1813 abgeschlossenen

Waffenstillstand.

Warum so ernst, Ihr edlen Kampfgenossen?

O, warum ist der finstre Blick gesenkt? —

Ihr Muthigen! — Ich fühle was Euch kränkt;

ein Waffenstillstand ist geschlossen.

Der Brüder Blut ist nicht umsonst geflofsen,

bald tönt auf's neu der Ruf zum heil'gen Streit.

Rächt ihren Tod! — denn nur auf kurze Zeit

ward Waffenstillstand abgeschlofsen.

Hernieder mit Napoleons Kolofsen! —

Zerbrecht das Joch der blut'gen Sklaverei,

von ehr'nen Feſseln macht die Menschheit frei,

nur dann sey Friede erst geschlofsen.

Ihr Glücklichen! Des Nachruhms Lorbeern sprossen.

nur Euch im Streit für Freiheit, Wahrheit, Recht,

erzwungen kämpfet ein Despotenknecht,

gelähmt vom Fluch der Zeitgenossen.

Vertraut auf Gott, seyd froh und unverdrossen,

die strenge Nemesis rächt jede Schmach;

die Strafe folgt dem sichern Frevler nach,

sein Untergang war längst beschlossen.

Ihr sollt die Retter Eurer Zeitgenossen,

Ihr sollt der Rachegöttin Werkzeug seyn,

das Vaterland vom Fremdlingsjoch befrein,

wo schon zu lange schuldlos Blut geflossen.

Denn, wer aus Herrmanns edlem Stamm entsprossen,

der fühlt zu Heldenthaten Kraft und Muth,

der dürstet nach des Unterjochers Blut,

hat Waffenstillstand nicht geschlossen.

Todtenopfer.

Den Manen

der im Kriege 1813 gebliebenen Freiwilligen

gewidmet.

Der stumme Schmerz löst sich in leise Klagen,
der inn're Gram in sanfte Zähren auf;
im heil'gen Kampf schlofs sich in blut'gen Tagen,
Ihr frühen Todten! Euer Heldenlauf.

Nicht Miethlinge, — zum Morde nicht gezwungen,
von eines Länderräubers frechen Hand,
zogt Ihr das Schwerdt! — Von Herrmanns Geist
durchdrungen,
starbt Ihr den schönen Tod für's Vaterland.

Das Kostlichste! — Ihr wolltet es erringen,
Germanien vom fremden Joch befrein,
des Thronenschänders Uebermuth bezwingen,
die Rächer nie gehörter Frevel seyn.

Ihr zähltet nicht des Feindes dichte Reihen,
Ihr griff ihn an, entflammt von Löwenwuth,
freiwillig Euch des Todes Stahl zu weihen,
Ihr opfertet, als Helden, Euer Blut.

zu Euch erstand die alte Schaar der Brennen,
Ihr siegtet sterbend, wie Schwerin und Kleist,
Mit Ehrfurcht wird die Nachwelt Lützen nennen,
wie sie Termopilä und Sempach preist.

Schon in der Brust den Pfeil der Todeswunde,
als hin der Geist zu hoh'ren Sphären schwand,
ertönte noch aus der Erblaßten Munde:
mit Gott für König und für Vaterland!

O Heil Euch, Heil! — Euch schmücken Lorbeerkronen,
die dankbar Euch die Hand der Liebe bringt,
Ihr seid beglückt! — Beglückt in freiern Zonen,
wo kein Tyrann die blut'ge Geißel schwingt.

Wir trauern hier an Eurem Sarkophage,
den Sohn beweint der Eltern Jammer laut,
wehmüthig tönt der treuen Gattin Klage,
nach dem Geliebten forscht umsonst die Braut.

Doch im Gefühl von namenlosen Schmerzen,

mischt Rache sich, als heil'ges Pflichtgebot. —

Erzittere Tyrann! — Noch glühen Herzen,

zu rächen der gefall'nen Brüder Tod!

An

Se. Königl. Hoheit

den

Herzog von Cumberland.

Bei seiner Ankunft in Berlin.

Den 20. Julius, 1813.

Es tönt der Ruf der Freude: sey gegrüßt!

Dreimal gegrüßt im teutschem Vaterlande! —

Du kommst zu uns fern von der Themse Strande,

die frei durch blühende Gefilde fließt.

Dort lebt ein kühnes, kräftiges Geschlecht,
noch unentnervt von Frankreichs schnöden Sitten,
für Freiheit glüht das edle Volk der Britten,
nie eines blutigen Tyrannen Knecht.

Wo es erscheint, ist die Erlösung nah,
es kämpft, das Joch Hispaniens zu brechen,
das Länderräubers Frevelthat zu rächen;
frohlockend nennt die Welt: Vittoria!

Und ewig blüht des Ruhmes Lorbeerreifs,

das Wellington, der Sieger, sich errungen,

die Menschheit zollt ihm fromme Huldigungen;

Unsterblichkeit wird seiner Thaten Preis.

Wenn ernst und streng in einer bessern Zeit

den neuen Attila die Wahrheit richtet,

der frevelheft zertrümmert und vernichtet,

die strafend ihn dem Fluch der Nachwelt weiht.

Du, einer edlen deutschen Mutter Sohn,

empfindest tief in Deinem grosen Herzen

des unterjochten Deutschlands bittre Schmerzen,

dem furchtbar fremde Sklavenketten drohn.

Doch Hoffnung schwellt des echten Deutschen Brust,

und alles brennet, wie Arminius, zu siegen.

Germania wird schmachvoll nicht erliegen,

der tapfern Brennen Beistand sich bewust.

Beim

Ausmarsch der Truppen

aus Berlin.

Am 17. August, 1813.

Der Träume Gott streut seine Schlummerkörner
wohlthätig aus, noch dämmert nicht der Tag,
da wirbeln Trommeln, tönen schmetternd Hörner,
der treue Sohn des Vaterlands wird wach;
aufs muth'ge Rofs schwingt sich der kühne Reiter,
und zu den Waffen greift der tapf're Streiter.

Voll Freude folgt die sieghegier'ge Menge
dem heil'gen Ruf, da sich der Kampf erneut,
all überall erschallen Kriegsgesänge,
verflossen ist der trägen Ruhe Zeit.
Sie lösen nun, als Helden, ihr Versprechen,
die lange Schmach, der Brüder Tod zu rächen.

Und fromme Wünsche und Gebete schweben
inbrünstig auf zu des Allmächt'gen Thron;
er wird den Sieg gerechten Waffen geben,
dem ungestraft kein Frevler noch entflohn.
Ihr werdet nicht im heil'gem Streit erliegen,
Gott ist mit Euch! — Wer mit ihm kämpft, wird siegen.

Gesellschaftslied.

Triumph! Es büfst mit seinem Blut
der Menschheit Feind den Uebermuth,
der uns so lang gekränkt.
Auf, Brüder! füllt das Glas mit Wein,
jetzt trift das alte Sprüchwort ein:
geborgt ist nicht geschenkt!

Die alte Kraft ist neu erwacht,
wir schlugen ihn in jeder Schlacht,
wo Blut die Fluren tränkt.
Er erndtet, was er ausgesät
bei Austerlitz und Auerstädt.
Geborgt ist nicht geschenkt!

Es naht der Strafe Augenblick;
den stürzet treulos stets das Glück,
der es zu feſſeln denkt.
Die Rachegöttinn ist versöhnt,
vom Süd- und Nordpol laut ertönt:
geborgt ist nicht geschenkt!

Des Frevlers That empfängt den Lohn,
den Uebermüth'gen strafet Hohn;
ein Gott das Weltall lenkt.
Dem Völkerpeiniger trift Schmach,
frohlockend ruft die Welt ihm nach:
geborgt ist nicht geschenkt!

Nachruf

an

Theodor Körner.

Geblieben bei Gadebusch, den 29. August 1813.

Entflammt von der Begeist'rung heilgem Feuer,

des Namens, Sohn des Vaterlandes, werth,

vertauschtest Du des Dichters gold'ne Leyer

freiwillig mit des Kriegers Racheschwerdt;

kühn stürztest Du Dich in des Feindes Reihen,

vom Sklavenjoch die Brüder zu befreien.

Du sankst zu früh, doch Du bist schon gestorben,
den Tod für ein geliebtes Vaterland;
des Helden Lorbeer hast Du Dir erworben,
zum Kranz', den Dir die Muse liebend wand.
Dein Name lebt im Herzen Deiner Brüder,
und wecket ihren Muth, wie Deine Lieder.

Schlachtgesang.

Auf! Es tönt die blut'ge Stunde
greift ihn an, der Freiheit Feind.
Muthig! Zu dem engsten Bunde
haben Helden sich vereint.
Völker, sonst getrennt durch Meere,
stehn in brüderlichen Reih'n,
kämpfen jetzt in einem Heere,
um die Menschheit zu befrein.

Züchtigt die Despotenknechte,
und erkämpft mit kühnem Muth
die verlor'nen Völkerrechte,
rächet das geflofs'ne Blut.
Heilig ist der Kampf zu nennen
für ein theures Vaterland;
Rufsen, Schweden, Britten, Brennen
knüpft ein unauflöslich Band.

Muthig! neue Waffen blitzen,
Oestreichs Kaiser zieht herbei,
der Germanen Recht zu schützen,
seinem alten Bund getreu.
Einigkeit nur kann uns retten,
uns vom fremden Joch befrein.
Auf! — Zersprengt die Sklavenketten,
Deutschlands Grenze sey der Rhein!

Vergeltung.

Nach den Siegesnachrichten im September.

1813.

Die Stunde der Vergeltung tönet,
es ist das strafende Geschick
durch blut'ge Opfer ausgesöhnet,
Erbarmen spricht aus seinem Blick.
Ihn, der die Menschheit frech verhöhnet,
verläßt das ungetreue Glück;
der Glanz verlosch, der Ihn umschimmert,
des Frevlers Macht, sie ist zertrümmert.

Der Geist der Lüge ist vernichtet,
nicht mehr geächtet, hebt ihr Haupt
die Wahrheit, die sich scheu geflüchtet,
der Kranz des Siegers ist entlaubt,
die Nemesis, die Strenge, richtet,
an die der Schuld'ge angstvoll glaubt;
durchbohrt von des Gewissens Pfeilen
wird Ihn die Rächende ereilen.

Es zittern jetzt die Miethlingshorden,
die blinder Willkühr sich geweiht,
zum plündern, rauben, brennen, morden,
zu jeder Freveltat bereit;
sie fliehn im Süden und im Norden,
gelähmt ist ihre Kraft im Streit;
denn kühne Retter sind erstanden;
es lösen sich die Sklavenbanden.

Es wird der Freiheit Morgen tagen,
der Volkerunterdrücker bebt,
zertrümmert ist der Siegeswagen,
an dem das Blut der Volker klebt;
ihn hat der Herr der Welt geschlagen,
der seine Rechte strafend hebt.
Er hörte nicht des Friedens Stimme,
nun zagt er bei der Volker Grimme.

Und Furien die Geifseln heben,
sie rauben ihm den Schlaf der Nacht;
die Schatten der Erschlag'nen schweben
empor, wenn starr sein Auge wacht,
er fühlt sein Innerstes erbeben,
weckt ihn der Donnerruf der Schlacht.
Er schaudert auf, zu seinen Füfsen
sieht er das Blut der Märt'rer fliefsen.

So folgt die Strafe dem Verbrecher,
dem Peiniger Verzweiflung nach;
so will ein Gott die Unschuld rächen,
der unterdrückten Völker Schmach;
gehäufet sind des Leichtsinns Schwächen,
versöhnet, was die Welt verbrach.
Es soll zu einem neuen Leben
die Menschheit sich aus Trümmern heben.

Klage

bei

Moreau's Grabe.

1813.

Rinn', o rinne, Wehmuthsthräne,
in gerechtem Schmerz herab;
tone, fromme Klage, töne
um ein allzufrühes Grab.
Kühn zog er zum heil'gen Streite,
ach! der Menschenfreund und Held
ward des blut'gen Todes Beute,
kämpfend für das Heil der Welt.

Chor.

Rinn' o rinne, Wehmuthsthräne,
in gerechtem Schmerz herab,
tone, fromme Klage, töne
um des Menschenfreundes Grab.

Völker schmachteten in Ketten,
da erschien er, grofs und frei,
Brüder, schmachbedeckt, zu retten
von dem Joch der Sklaverei.
Friedlich trugen ihn die Wellen,
um in edler Kämpfer Reih'n
sich mit hohem Muth zu stellen,
und Europa zu befrei'n.

Chor.

Rinn', o rinne, Wemuthsthräne,
in gerechtem Schmerz herab,
töne, fromme Klage, töne
um des Heldenmüth'gen Grab.

Ausgestofsen aus dem Lande,
das ihm einst das Leben gab,
zogen ihn der Liebe Bande,
ach! er kam und fand ein Grab.
Schön und grofs ist er gefallen,
keines Weltbezwingers Knecht.
Heil ihm! in der Freiheit Hallen
hat er nun das Bürgerrecht.

Chor.

Rinn', o rinne, Wehmuthszähre,
in gerechtem Schmerz herab,
töne, fromme Klage, tone
um des Frühverklärten Grab.

Seinen Schatten zu versöhnen,
ahmt dem edlen Todten nach,
mit dem Lorbeer euch zu krönen,
den der Held sich sterbend brach.
Es umschweb' euch in Gefahren
des Verklärten hehres Bild,
schützend wird es euch bewahren,
wie der gold'nen Freiheit Schild.

Chor.

Rinn', o rinne, Wemuthsthräne,
in gerechtem Schmerz herab,
töne, fromme Klage, töne
um des uns Entriss'nen Grab.

Zwei

Jägerlieder.

1813.

1.

Jägers Morgenlied.

Kaum daſs der Morgen wieder graut,
ist auch der Jäger wach,
umher sein Auge forschend schaut
und grüſst den jungen Tag.

Ein fromm Gebet entströmt der Brust,
zum Himmel steigt's empor;
er fühlt zum Kampfe neue Lust,
und nimmt sein Feuerrohr.

Nun geht es rasch durch Flur und Wald,
denn kostlich ist die Zeit,
der Horner Feldmusik erschallt,
und ruft ihn fort zum Streit.

Die Jagd beginnt, die blut'ge Jagd,
die Jager nur ergotzt;
wie scheues Wild wird in der Schlacht
der Feind von uns gehetzt.

Und ist er schüchtern dann entflohn,
der Weg bespritzt mit Blut,
so rufen wir im Jubelton:
die Jagd, die Jagd war gut!

2.

Jägers Abendlied.

Die Sonne sinkt, es kommt die Nacht
und bringt dem Müden Ruh;
doch wer, wie wir, am Feuer wacht,
der schließt kein Auge zu.

Es tönt zwar nicht der Hörner Klang,
doch schleichen wir durch Moor
und Dickigt ohne Klang und Sang,
gespannt das Feuerrohr.

Bis wir dem Feinde uns genaht,

dem Schlaf das Auge deckt,

und knisternd unsre Kugelsaat

ihn aus dem Traume weckt.

Vom Lager auf bestürzt er springt,

hier hilft kein Widerstand,

er ist umgangen, ist umringt,

er ist in unsrer Hand.

So treibt's der Jäger auch bei Nacht,

hat immer frohen Mut,

und wenn der Morgen so erwacht,

schläft sich's bei Tage gut.

Anhang.

Das nachstehende Gedicht wurde bereits im Jahr 1808 einzeln gedruckt, da jedoch damals Berlin noch von den französischen Truppen besetzt war, so durfte nichts ohne Genehmigung einer von den französischen Autoritäten dazu ausdrücklich angeordneten Censur-Behörde im Druck erscheinen. Endlich erhielten die Verleger von dieser die Erlaubniß zu dem Druck dieses Gedichts, als es aber die Presse verlassen hatte, und dessen Erscheinung in den Berlinischen Zeitungen angekündigt werden sollte, untersagte Monsieur Bignon nicht nur diese Bekanntmachung, sondern verbot auch den Verkauf des Gedichts, jedoch ertheilte er den Verlegern gedachtes die Erlaubniß: es unter der Hand verschenken zu dürfen.

Dem

dritten August

1808

gewidmet.

Rechtlichkeit verknüpft die Deutschen — eigentlich die Menschen — und wehe dem, der das Band durchschneidet, woran die Welt hängt und er selber! — Und Heil dem Fürsten, dem die Geschichte den neuen Beinamen, der Rechtliche, gewähren kann, und ich glaube sie kann es seit zehn, besonders seit zwei Jahren.

Friedenspredigt von Jean Paul.

Weit fester knüpft, als das Gebot der Pflicht,

der Liebe Band, denn es vereint die Herzen,

wenn Wolken auch den blauen Aether schwarzen

und fern nur glänzt der Hoffnung Sternenlicht;

im schwersten Kampf, selbst unter Druck und Schmerzen,
erstirbt der Trost in edlen Seelen nicht.
Was Lieb' und Treu' durch frommen Schwur verbunden,
bleibt ungetrennt, ward nimmer überwunden.

Und freundlich blickt ein milder Sonnenstrahl
durch Nebel, die sich zu Gewittern thürmen,
Verklärung glänzt auf Fluren, Berg und Thal,
die Ruhe folget den verklung'nen Stürmen,
des Schicksals Göttinn wird nach weiser Wahl,
was gut und recht, mit mächt'ger Hand beschirmen
des Friedens Reich, es darf allein bestehn,
im innern Streit muſs Zwietracht untergehn.

So schimmert heut, nach langen bittern Sorgen,
nach schwerem Kampf mit Elend und Gefahr,
o Vaterland! der Hoffnung schönster Morgen,
der deine Lust und deinen Stolz gebar;
die Zukunft stellt, was unserm Blick verborgen,
von Fesseln frei, einst ohne Schleier dar;
laut wird sie Ihn, den Vater Seiner Brennen,
und — — welch ein Ruhm! — — den Tugend-
haften nennen.

Die Tugend sey allein das heil'ge Band
des Brennenvolks. — Es soll uns fest umschlingen,

o, dann wird bald, gelenkt von Seiner Hand,
das tief gebeugte theure Vaterland
zu neuer Kraft, ein Phönix, sich verjüngen;
(gelähmt sind nicht des Geistes freie Schwingen,)
dann kehrt die gold'ne Zeit des Einzigen zurück;
wo Tugend herrscht, ist Freiheit, Fried' und Glück.

Reg. 2 Mühler
17

Ueber

die Würdigung dichterischer Erzeugnisse.

Bruchstück

aus einer italienischen Handschrift

vom Jahr 1594.

Von

Karl Müchler.

Berlin, 1825.

Bei H. Ph. Petri.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

E tra Dio questi e l'anime migliori
Interprete fidel, mercio giocondo. —
Gerusalemme liberata. Cant. I.

Der Monat September 1516 wird mir immer unvergeßlich bleiben. Ich bin schon bejahrt und fühle die Schwächen des Alters; wenn aber meine Seelenkräfte mit den Kräften des Körpers abgenommen haben, so denke ich doch noch selbst jetzt mit Wohlgefallen an den süßen Genuß, der mir damals so unerwartet zu Theil geworden ist. Es giebt kein größeres Glück für den, der sein ganzes Leben dem Dienste der Musen geweiht hat, als die Unterhaltung mit einem ihrer getreusten Verehrer.

Ich hatte mich von Rom nach Velletri zurückgezogen. Wohlhabend genug, um mich dem Hange, Gutes zu thun, hingeben zu können, übte ich freudig die Gaſtfreundſchaft verklungener Zeiten. Der Unglückliche, der verirrte Wanderer fand bei mir Hülfe und Freiſtatt. Mein Lohn war ſeine Erkenntlichkeit. Wenn ich bei'm Leſen des Homer, dem ich immer den Vorzug vor allen Dichtern gegeben habe, auf eine der ſchönen Stellen ſtieß, wo er die Aufnahme Telemach's bei Neſtor, oder des Belerophon bei dem Beherrſcher von Lycien ſchildert, ſo konnte ich mich bei ſolchen rührenden Gemälden einer ſüßen Wehmuth nicht erwehren. Homer ſelbſt erſchien mir arm, blind, von Stadt zu Stadt irrend, und ich wünſchte, einer jener glücklichen Griechen geweſen zu ſeyn, die den alten Sänger der Iliade und Odyſſee unter ihr gaſtliches Dach aufgenommen haben.

Einſt luſtwandelte ich, die Odyſſee in
er Hand, unter dem Schatten der Orangen-
und Granatbäume, die in den ſchönen Um-
gebungen von Velletri ſo üppig gedeihen.
Der Weg führte auf die Straße nach
Neapel. Meine Gedanken beſchäftigten
ſich nur mit der freundlichen Natur,
die mich umgab, und mit dem Dichter,
der ſie mit ſo lebendigen Farben zu ma-
len verſteht. Obgleich durch einen viel-
jährigen Anblick an die reizende Gegend ge-
wöhnt, wurde ich es doch nicht müde, mich
an den Hügeln zu weiden, die ſich neben
einander erheben und ſenken, getrennt durch
fruchtbare Ebenen, die ohne Cultur dem
trägen Landmann mehr ſpenden, als er zu
begehren ſcheint.

Plötzlich ſah ich nicht weit von mir einen
Fremden, am Wege ſitzend, in tiefes Nach-
denken verſunken. Er ſchien mir ein Mann
in ſeinen beſten männlichen Jahren. Er war

nur dürftig bekleidet, aber ſein Weſen verrieth etwas edles und ſtolzes. Eine Art von Begeiſterung leuchtete aus ſeinen Zügen hervor; dabei ſah er finſter und menſchenſcheu aus. In ſeinem etwas verwilderten Blick lag jener drohende Argwohn, den das Gefühl vielfach und lange erlittener Ungerechtigkeiten zu erzeugen pflegt.

Als ich mich ihm näherte, fuhr er zuſammen, ſtand ſchnell auf und wollte ſich eiligſt entfernen. Ich redete ihn an: „Freund!“ ſagte ich zu ihm, mit dem ſanfteſten Tone, der mir zu Gebote ſtand: „Sie ſcheinen nicht „ganz glücklich zu ſeyn. Jeder Unglückli„che hat Anſprüche auf meine Theilnahme „und meinen Beiſtand, ſo viel es in meinen „Kräften ſteht. Vielleicht kann ich Ihnen nütz„lich werden, wenn Sie mir ihr Vertrauen „ſchenken wollen.“

Ich begehre kein Almoſen, war ſeine Antwort, mit einem verächtlichen Lächeln.

ein! das begehr' ich nicht, und werd' es
e begehren! fuhr er heftiger und mit zittern-
r Stimme fort, und unwillkührlich roll-
n Thränen aus seinen Augen. Nein, mein
Herr! ich bin nicht unglücklich!

Der sonderbare Widerspruch zwischen sei-
ner Erklärung und dem innern Schmerz, den
er nicht zu verhehlen vermochte, steigerten
meine Theilnahme für ihn. In diesem Au-
genblick fiel mir der Homer aus der Hand,
und lag aufgeschlagen auf der Erde. Kaum
hatte er ihn bemerkt, als er, ohne auf mich
zu achten, ausrief:

„Homer! o freundlicher Tröster!"

Sie kennen also den Homer? fragte ich
verwundert. Sie lieben und schätzen ihn,
wie ich höre! Ich gestehe, ich hätte einen
Kenner und Verehrer des großen griechischen
Dichters in einem solchen ärmlichen Ge-
wande nicht gesucht.

„Wirklich!“ rief der Fremde bitter aus, ſeine Blicke auf ſeinen Anzug werfend: „Wirklich!“ — und nach einer kurzen Pauſe des Nachſinnens fuhr er mit halb leiſer Stimme, gleichſam zu ſich ſelbſt ſprechend, fort:

„Armer Thor, ſey auf deiner Huth!“

Nun wandte er ſich wieder zu mir und ſagte lauter:

„Sie verrathen ein theilnehmendes Herz, „mein Herr! — Dringen Sie aber nicht „weiter in einen armen Pilger, den die nächs„te Morgenröthe in dieſer Gegend nicht „mehr finden wird. Er braucht nichts, als „einen Stein, um ſein Haupt darauf zu „ruhn, und verlangt von Keinem etwas. „Es ſey Ihnen genug, zu erfahren, daß „ſein Gewiſſen ihm keine Vorwürfe macht, „und wenn er die Menſchen flieht, ſo liegt „die Schuld nicht an ihm, ſondern an ih„nen.“

Ich ehre Ihr Geheimniß, erwiederte ich: aber Sie sind in Velletri fremd. Sie reisen morgen weiter. Ich hoffe, daß Sie mir es nicht abschlagen werden, für diese Nacht in mein Haus einzukehren. Die Schatten verlängern sich. Folgen Sie mir, und kränken Sie mich nicht durch eine abschlägige Antwort. Der große Dichter, der uns Beiden so werth ist, hat nie eine biedre Gastfreundschaft verschmäht.

Er schien gerührt und folgte mir schweigend bis zu meiner Behausung.

Ich bat meinen Gast, mit einem einfachen aber hinreichenden Mahle vorlieb zu nehmen. Er war wieder in seine finstre Schwermuth versunken, und berührte kaum die Speisen, die ihm vorgesetzt wurden. Der Cekuber und Falerner, die Horaz so oft besungen hat, der süße und doch pikante Wein vom Mont-Ferrat und Friaul konnten seinen Trübsinn nicht verscheuchen. Nach

dem Eſſen wagte ich es, mit ihm ein Geſpräch über Dichter und über den geiſtigen Genuß, den uns ihre Werke verſchaffen, anzuknüpfen.

Jetzt ſchien er mir aus einem langen Schlummer zu erwachen. Mit gefälliger Aufmerkſamkeit hörte er meine lobende Bemerkungen über die erhabenen Schönheiten Homer's, über die gefühlvolle Beredſamkeit und den bezaubernden Styl Virgil's; über die Kühnheit und das ſchaffende Genie unſers unſterblichen Dante, den Stolz Italiens.

„Was iſt aber dieſe wunderbare Eigen„ſchaft der Seele," ſchloß ich, indem ich mich an meinen Gaſt wandte: „die nur wenigen „ausgewählten Sterblichen in allen Jahr„hunderten zu Theil geworden iſt? Wodurch „wird jene göttliche Flamme entzündet, die ſie „ganz durchdrungen zu haben ſcheint? Was „gäbe ich nicht darum, wenn mir Jemand „dieſes Räthſel löſen, und mir einen genü-

„genden Aufſchluß über dasjenige geben könn„
„te, was man bei dem Dichter Begeiſterung
„nennt?“

Mit Lächeln erwiederte der Unbekannte:
„Dies iſt eine von den verfänglichen Fragen,
auf deren Beantwortung man ſich nur mit
einer gefahrvollen Keckheit, und noch
dazu, ohne glücklichen Erfolg, einlaſ-
ſen kann. Wie die phyſiſche Natur, ſo
hat auch der Geiſt ſeine Geheimniſſe,
in die kein Profaner je eingeweiht werden
wird; man muß ſie in demüthigem Schwei-
gen ehren. Weil Sie aber ſo lebhaft von
den Schönheiten der Dichter ergriffen ſind,
ſo verdienen Sie es wohl, ihr Genie näher
kennen zu lernen. Erwarten Sie aber von
mir keine kalten Bemerkungen, keine unmög-
liche Zergliederung. So darf und ſoll man
keinen Dichter beurtheilen. Folgen Sie mir
in die heiligen Hallen, wohin ich Sie zu

führen denke. Ich will es verſuchen, den Schleier zu lüften, der Ihre Augen umhüllt.“

Mit Verwunderung ſah ich dieſen ſonderbaren Fremden ſtarr an. Sein ganzes Antlitz glänzte von einem göttlichen Enthuſiasmus. Seine Augen ſtrahlten heller, ſeine Stimme war nachdrucksvoller und volltönender. Ein Heide hätte ihn für ein überirdiſches Weſen gehalten.

Der Unbekannte ſchien ſich einige Augenblicke zu ſammeln, dann begann er auf's neue:

„Blicken Sie um ſich! Was wird Ihnen zuerſt in die Augen fallen? Die unermeßliche Natur mit ihren unzählbaren Wundern. Dieſer während des Tages von den Strahlen der Sonne erhellte Himmel, an deſſen Azur während der Nacht Millionen Sterne flimmern; bald die friedliche Ruhe der Luft, bald das Geheul des Sturmes. Die Erde, im Frühling mit Blättern, Blüthen und Blu-

men geſchmückt, im Sommer prangend mit reichen Erndten, im Herbſt mit den mannigfaltigſten erlabenden Früchten bereichert, und im Winter in ein Gewand von ſchimmerdem Schnee verhüllt. Felſen, deren Gipfel die Wolken zu berühren ſcheinen, brennende Krater und ihre unterirdiſchen Blitze, das unabſehbare Meer in ſeiner Ruhe und ſeinen Stürmen. Sollten nicht alle dieſe ſo erhabenen und anmuthigen, ſo furchtbaren und ſo erfreulichen Gegenſtände einen tiefen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt machen, ihn nicht mit unwiderſtehlicher Gewalt ergreifen? Erweckt dies alles nicht in Ihnen rührende und erhabene Gedanken? Bleiben Sie dabei gleichgültig und gefühllos? Nein! Wenige Menſchen ſind ſo unglücklich, um bei dieſer Stimme der Natur taub zu bleiben. Sie ſpricht zu laut, ſie iſt zu verſtändlich!"

„Hat aber der Menſch nichts vor ſich, als dieſen Anblick der Natur? Sieht er ſich nicht

ſelbſt und ſeines Gleichen? Unedle oder edle Leidenſchaften. Liebe, Ehrgeiz, großmüthige Aufopferung, erfüllte oder getäuſchte Hoffnungen, Gewiſſensbiſſe über Verbrechen, das himmliſche Selbſtgefühl der Tugend, das ihm Sicherheit unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens gewährt; alle Geheimniſſe des Herzens, alles was er ſich ſelbſt geſteht, ſich ſelbſt verhehlen will, eine neue Quelle unauszuſprechender Gedanken, unendlicher Gefühle. Aber es iſt nicht Jedem gegeben, dieſe Gedanken und Gefühle zu faſſen, ſich ihrer deutlich bewußt zu werden.“

„Dabei darf man jedoch nicht ſtehen bleiben. Man muß ſich über die ſichtbare Erde erheben, an der wir gekettet ſind. Der Geiſt, einem rauſchenden Pfeile gleich, muß ſich zu den höhern Regionen in den unermeßlichen Kreis der Geſtirne empor ſchwingen, er muß aus dem Born der Gottheit ſelbſt heilige und unvergängliche Wahrheit ſchöpfen. Er tränke

ſeinen Geiſt in langen Zügen mit den erhabenen Ideen von Unermeßlichkeit, Unendlichkeit, Unſterblichkeit. Dann wird er, geſichert vor allen Stürmen menſchlicher Leidenſchaften, ſich in Betrachtungen der göttlichen Geſetze verſenkt fühlen, die ſich nur einer kleinen Zahl kund machen, und die der Mund keines Erdgebornen ganz zu verkünden vermag."

„Unter denen, die von dieſen Wundern der Natur tief gerührt ſind, und unter der kleinen Zahl derer, denen die ewige Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes nicht fremd iſt, oder die ſich durch ihre Denkkraft über die Grenzen dieſer Welt erheben, giebt es nur einige, welche ſich durch beſondere Charaktereigenthümlichkeit auszeichnen. Dieſe werden von dem, was uns rührt, mächtig ergriffen; was uns nur auffällt, entzückt ſie. Ihre Bewunderung wird zum Enthuſiasmus, ſie können die ſtürmiſchen Gefühle, die ihr Inneres durchdringen, nicht verbergen, eine unwider-

ſtehliche Gewalt zwingt ſie, ſie kund zu machen. Sie ſchreiben nicht, ſie malen. In ihrer Rede und in ihrer Schrift kleiden ſie die abſtrakteſten Begriffe in zarte Bilder und verleihen ihnen einen Körper, ohne daß dieſer durchſichtige Schleier der erhabenen Wahrheit nachtheilig wird. Solche ausgezeichnete Sterbliche drücken ſich nicht in der gewöhnliche Art zu ſprechen aus, ſie haben eine volltönendere, reichhaltigere und abgemeſſenere Sprache, ſie ſprechen nicht, ſie ſingen. — Dies ſind diejenigen, die ein Dichtergeiſt beſeelt.“

„Was iſt aber dieſe ſo fruchtbare und bewundernswürdige Macht in ihnen? Iſt ſie nichts menſchliches, nichts irdiſches? Sie iſt allen andern Menſchen unbekannt! Können Andere begreifen, was ſie mit ſich fortreißt, was ſich ihrer ſo ganz bemächtigt? Wird es ihnen klar, weshalb ſie ihnen Bewunderung zollen?“

„Hier meine Antwort, ihr Freunde der

Dicht-

Dichtkunſt! Ich habe eure Gedanken erra-
then, und ich will eure Zweifel löſen.“

„Ich geſteh' es, es giebt in dem dichteri-
ſchen Geiſt etwas menſchliches, das faſt allen
Menſchen verſtändlich und begreiflich iſt, mit
Ausnahme einiger ſtumpfer und verderbter
Seelen, für welche die Wunder der Natur
weder Anmuth noch Ehrfurcht gebietende Grö-
ße haben. Aber der ganze übrige Theil des
menſchlichen Geſchlechts wird an einem hei-
tern ſchönen Frühlingstage ſein Herz erwei-
tert fühlen. Wo giebt es einen Menſchen,
den der harmoniſche Geſang der Vögel in
Wäldern und Büſchen nicht froh gerührt
hätte? Wo giebt es Einen, der nicht bei dem
Anblick eines hohen Felſen, oder bei der un-
ermeßlichen Fläche des Meeres voll Erſta-
nen ſtehen geblieben wäre? Auf Aller Lippen
hat in undeutlichen Tönen etwas von dem
geſchwebt, was der Dichter allein durch Worte
zu offenbaren vermag. Jeder Menſch hat

bei ſeiner Geburt einen Funken von dem heiligen Feuer empfangen, das nur in der Bruſt des Dichters glüht.“

„Durch dieſen geheimen Inſtinkt belehrt, ſagte man ſich: Dichtkunſt und Malerei ſind Schweſtern, ſie haben das Band entdeckt, daß ſie Beide ſo innig vereint, man ahnet es, daß der Dichter, wie der Maler, Palette und Farben hat.“

„Es mag nun der Dichter die Natur preiſen, oder ſich in das Gebiet der unſichtbaren Geiſterwelt, erheben, immer wird er ſich dieſes köſtlichen Vorrechts zu erfreuen haben. Jedem Gegenſtand, den er behandelt, giebt er eine Geſtalt, giebt er Anmuth, oder Würde. Er ruft ihn in's Leben, er erſcheint uns gegenwärtig. Was vor unſern Augen iſt, erſchafft er neu durch die Macht einer lebhaften und ihm eigenthümlichen Einbildungskraft; was unſer Verſtand nur zu faſſen vermag, zeigt er auch unſern Sinnen. In die-

ſer Schöpferkraft, die dem Dichter immer lebendige Bilder darbeut, erkennt man ſeine Phantaſie.“

„Alles, was der Dichter malt, vermag daher der Geiſt der Menſchen zu faſſen, denn die Farben, die ihm die Einbildungskraft dazu beut, ſind alle von der Natur geborgt. Daher wird ſich die Menge, der das tiefe Forſchen der Philoſophen ſtets fremde bleibt, ſich mit dem Dichter in die reinen Gefilde der Abſtraktion erheben, denn der Dichter wird den erhabenſten Wahrheiten ſtets ein ſprechendes Bild, von der Erde entlehnt, zugeſellen.“ (1)

„Wer findet nicht ein geheimes Einverſtändniß unter allen Gegenſtänden, die unſere Sinne auf dieſer ſichtbaren Welt, berühren? Verhält es ſich nicht eben ſo mit jener Welt, die nur dem Geiſt ſich offenbart? Die eben ſo gewiß vorhanden iſt, als die

ſinnlich erkennbare, aber weit erhabener als dieſe? Wir glauben dir, göttlicher Plato! Dieſe Welt iſt von dem Schöpfer als das zerbrechliche und vorübergehende Symbol ewiger unwandelbarer Ideen erſchaffen worden. Die Natur iſt nur ein unvollkommenes Bild, ein ſchwacher Abglanz von einer höhern Natur. Die heilige chriſtliche Religion verdammt dieſe Lehre nicht, aber die menſchliche Philoſophie, ſo ſchwach, ſo blind, lächelt darüber ſpöttelnd. Wir wollen daran glauben, wir wollen darin allen Dichtern des Alterthums Glauben beimeſſen, deren Geiſt mit dem Deinigen verwandt war.“

„Doch, nichts mehr von dieſen Myſterien! Genug, wenn wir in den unzähligen Dichtungen des Alterthums eben ſo viele ſinnreiche Allegorien finden. Schon die erſten Dichter haben die wahren und auffallenden Aehnlichkeiten dieſer indiſchen Welt mit einer idealen, die vielleicht der erſtern zum Vor-

bilde gedient hat, aufgefaßt und benutzt. Dieſe werthvollen Kenntniſſe ſind kein Erbtheil, das vergrößert und von geſchickten Nachkömmlingen verſchönert werden ſollte. Nein! Die ſpätern Dichter entdeckten nichts, was nicht ſchon von den frühern entdeckt worden iſt. Das Schauſpiel blieb das nämliche, nur die Zuſchauer änderten ſich.“

„Wenn die bei ihrem Urſprung zartſinnigen Dichtungen demnächſt durch albernen Aberglauben entſtellt worden ſind; wenn man einen Mars, dürſtend nach blutigem Gemetzel, eine unkeuſche Venus, einen Apoll, einen Merkur und viele andere Götzen vergöttert hat; wenn man im Ernſt von einer Ceres reiche Erndten erfleht, in jeder Quelle eine Najade, in jedem Baum der Forſten eine Dryade angebetet hat, darf man dies den erſten Dichtern zur Laſt legen? Was waren alle dieſe Gottheiten, die ihre frucht-

bare Einbildungskraft erſchuf, für ſie? Durchdrungen von dem Daſeyn eines Gottes, und von den unendlichen Eigenſchaften ſeines unergründlichen Weſens, fühlten ſie ſich, ſchwache Sterbliche, niedergedrückt von ſeiner erhabenen Größe. Sie theilten dieſe erhabenen Eigenſchaften, und beteten in jeder das göttliche Weſen an, das ſie alle beſaß. Aber ihre feurige Einbildungskraft gab jeder dieſer Eigenſchaften Geſtalt und Antlitz. Sie vertheilten unter ſie die Welt. Die Macht des Weltenſchöpfers erſchien auf dem Meere unter der Geſtalt des Neptun, unter dem Namen Ceres ſegnete ſie die Erndten, Bacchus gab dem Weinſtock Gedeihen und Phöbos lenkte in den Lüften den Sonnenwagen. Aber über alle dieſe allegoriſchen Gottheiten ſetzten die erſten Dichter den Zevs. Jupiter war das Sinnbild der Allmacht, der Mittelpunkt, in dem ſich ſo viele getrennte Strahlen einten. Jupiter, der durch ein Zeichen

Himmel, Erde und das finstre Reich der Todten erzittern ließ.“

„Ich spreche hier nur von der profanen alten Zeit. Wenn ich die ihm entgegenstehende heilige betrachte, so zeigt sich darin ein ganz anderer Charakter des dichterischen Genies.“

„Doch hier finde ich ein unbesiegbares Hinderniß. Wie soll ich mich über diesen neuen Charakter deutlich machen, für den es in der Sprache keinen Namen giebt, und der auch keinen haben kann? Er trägt ausschließlich das Gepräge jener unbekannten, unsichtbaren, unveränderlichen Kräfte, die ganz aus dem Bereiche aller unserer Sinne liegen, die sich nur durch ihre Wirkungen kund machen, die man in der Natur erkennt und die sie uns offenbart, ohne sie zu nennen. Diese Eigenschaft ist unsichtbar und bleibt für unsern Geist unerforschlich; nur eine innere Sympathie enthüllt sie uns, und es ist eben

ſie ſchwer, ſie abzuläugnen, als ſie zu erklären. Was bleibt uns dann übrig? Sie dadurch zu bezeichnen, daß man ihre vorzüglichſten Wirkungen beſchreibt, indem man ihr eine Benennung giebt, zwar ihrer ganz geiſtigen Reinheit unwürdig; vielleicht aber iſt es die einzige, die ihr der Menſch beilegen kann."

„Von dieſem eigenthümlichen Charakter kann man nur ſprechen, wenn man der Einbildungskraft erwähnt, denn durch ſie erhält er Leben und Stärke."

„Selbſt die feurigſte Einbildungskraft macht noch nicht den Dichter. Wäre dies, wer erklärt dann die Begeiſterung, bald glühend und ſtürmiſch, bald ruhig, ſanft und prunklos, nach Maßgabe der Gegenſtände und der Gattungen? Woher dieſe unerlaßliche Regſamkeit, dieſer Blick in das Innerſte, den man bei dem Redner nicht findet? Der

Redner hat ſein Augenmerk auf unſre Leidenſchaften gerichtet; er will unſern Verſtand überreden, unſer Herz rühren. Aber der Dichter erhebt uns durch einen unwillkürlichen Zauber über uns ſelbſt. Er ſcheint von einem höhern Weſen geſandt zu ſeyn. Würden ſeine Geiſteskräfte, wären ſie nur die eines Sterblichen, auf uns einen ſo mannigfaltigen und tiefen Eindruck machen? Es iſt die geheimnißvolle Wirkung einer noch geheimnißvollern Urſache. Des Dichters Streben iſt immer nach dem Idealen gerichtet; es ſteht in Gemeinſchaft mit höheren unſichtbaren Weſen. Er ruft eine dem großen Haufen unbekannte Muſe an, die nur ihm allein ihre köſtliche Gunſt ſchenkt, und dieſe Anrufungen, dieſer Enthuſiasmus, dieſe Verzückungen ſollten nichts als leere Metaphern, nichts als chimäriſche Träume ſeyn? Der Dichter wäre nichts, als ein gewöhnlicher Menſch, der vor andern weiter keinen Vor-

zug hätte, als eine fruchtbarere Einbildungskraft?

Hüten Sie ſich, dies zu wähnen. Der Dichter iſt, wie Plato ſagt: (2) ein Weſen von einer zartern und heiligern Natur. Er trinkt aus der Quelle, die den Muſen geweiht iſt, luſtwandelt in ihren Blumengärten, um den reinſten Honig aus allen Blüthen und Knospen zu ſaugen, er beſteigt den ſtrahlenden Wagen der Harmonie, er überläßt ſich dem Gotte, der ihn lenkt, bis der begeiſternde Hauch wieder von ihm gewichen iſt.

Und nach Cicero, (3) fuhr der Unbekannte fort: iſt der Dichter bei allen Völkern für eine geheiligte Perſon gehalten worden. Man wird es nicht durch das mühſamſte Studium. Sein Genie überläßt ſich einem natürlichen Triebe, und eine göttliche Begeiſterung ſcheint ſein ganzes Weſen zu durchdringen,

Hat man ſchon hinlänglich über jene An-

rufungen an die Muſe, die Beſchützerin des Genies, nachgedacht? Weil mittelmäßige Verſemacher, knechtiſche Nachahmer, in die Fußtapfen ihrer groſſen Vorbilder getreten ſind, weil ſie kalte Bitten an eine Muſe gerichtet haben, zu der ſie keinen Glauben hegen, darf man deshalb den wahren Dichter durch eine leichtſinnige Zweifelſucht beleidigen? Der wahre Dichter fühlt ſich von einer Flamme durchglüht, von der er einige helle Funken ſprühen läßt. Ohne dieſe Flamme vermag er nichts, er facht ſie daher beſtändig an, um ſie zu nähren, zu verſtärken. Er ruft in ihr ſeine Muſe an, denn er weiß es wohl, daß ſie nicht bloß in ſeiner Einbildungskraft vorhanden iſt. Ein Sklave dieſer göttlichen Flamme, die ihm andre Menſchen unterordnet, iſt er von ihr durchdrungen, ohne ſie zu kennen; ſie beherrſcht ihn, reißt ihn mit ſich fort, erhält ihn auf einer unglaublich e Höhe. Zuweilen verläßt ſie ihn, und der Dichter

wird zum gewöhnlichen Menſchen, er gleicht dann eine Weile einem entthronten Herrſcher.

Bezweifeln Sie dieſen erhabenen Charakter, ſo werfen Sie einen Blick in die Vergangenheit und betrachten Sie die erſten Perioden der Welt. Wählen Sie aus den durch Jahrtauſende verunſtalteten Traditionen, was noch Glauben verdient. Man ſagt, daß durch die Töne Amphion's ſich Theben's Mauern erhoben hätten, daß Orpheus, durch die ſüßen Harmonieen ſeines Geſanges, die wildeſten Thiere gebändigt, daß ſie ſich ſchwelgend um den von Göttern geliebten Sänger verſammelt, und daß die Götter der Unterwelt dem ſchmelzenden Wohllaut ſeiner Töne nicht hätten widerſtehen können. Nehmen Sie dieſen Sagen der Vorzeit ihren ſinnigen Schleier, und Sie finden darin, daß die Dichter rohe Völker geſittet machten, Städte begründeten und Geſetze einführten. Sie

fragen zweifelnd: waren die erſten Lehrer des menſchlichen Geſchlechts immer Dichter? unwillkürlich müſſen Sie ausrufen: Sie waren dazu von der Gottheit begeiſtert! Wer hat zuerſt ſeine Stimme erhoben, um den Herrn der Welten und ſeine zahlloſen Eigenſchaften zu beſingen, und zu den Wolken Hymnen des Danks und der Liebe zu ſenden? — die Dichter. Du haſt zuerſt in erhabenen Verſen die Größe Jupiter's beſungen, Cleant, du göttlicher Homer! ſchon die Stirne mit dem Kranz, der dem Dichter des Epos gebührt, geſchmückt, haſt zum Preiſe der Gottheit deiner Leyer Töne entlockt.

Menſchen wollten anfänglich andere Menſchen überreden, daß ihnen ausſchließlich der Wille des Himmels anvertraut ſey. Orakel ſprachen. Aber dieſe Täuſchler bedurften einer Stütze. Mit Hülfe der von den Menſchen verehrten und geliebten Dichterſprache erhielten ihre alberne Räthſel Beifall, und

eine göttliche Kunſt, die durch ihre Dichtungen der Vernunft und der Wahrheit nützlich ſeyn ſollte, wurde durch Lüge und Trug herabgewürdigt. Doch die Gewalt dieſer Kunſt wird ſelbſt durch jenen Mißbrauch beſtätigt, ſie beweiſt, daß der Dichter, in naher Berührung mit dem Ueberirdiſchen, die ſeltene Gabe der Inſpiration beſitzt.

Dieſe beide Eigenſchaften machen den wahren Dichter kenntlich. Die eine, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte eigen, iſt dem Dichter in größerer Fülle zugetheilt; ſie bezaubert, ohne Erſtaunen zu erregen, und ſie erzeugt bei Andern Verehrung und ein Gefühl hinreißender Ueberraſchung. Wer dieſe göttliche Eigenſchaft rein und im erhabenen Sinne beſitzt, wird ſie immer nur, erhellt vom Lichte der Vernunft, anwenden. Wer wird die bizarren Launen des Geiſtes, die kecken Spielereien, die der gute Geſchmack verwirft, Früchte dieſer Einbildungskraft nen-

nen? Wie kann der wahren Begeiſterung Vernunft und Geſchmack fehlen? Wie werthlos würde ſie ſeyn, was würde aus ihrem preiswürdigen edlen Urſprung werden, könnte ſie, ohne ſich ſelbſt zu vernichten, aufhören, die Dollmetſcherin der Natur und der Wahrheit zu ſeyn? Sie iſt nicht zu verkennen! Alles enthalten die vielſagenden Worte: Einbildungskraft, Begeiſterung. Darin beſteht das Genie des Dichters.

Widerſtreben ſich aber dieſe beiden Eigenſchaften bei den Dichtern, oder können ſie ſich, wie zwei zärtlichvereinte Schweſtern, nicht von einander trennen?

Bei allen wahren Dichtern ſind Einbildungskraft und Begeiſterung unzertrennlich. Zuweilen wird die Begeiſterung der Menge nicht ſehr auffallen, wenn es der Gegenſtand erheiſcht; ſie iſt milder, ruhiger, und nur der Kunſtſinn kann ſie erkennen. Aber ein ſanfter ſchimmerndes Licht wird des Dichters

Werk nicht minder glänzend machen, es wird den von der Einbildungskraft ihm vorgezeichneten Bildern den unvertilgbaren Charakrer der Größe und Wahrheit nicht minder aufdrücken.

Es giebt ein Denkmal, das man mit den Werken, die der Mensch aus sich hervorgebracht hat, nicht vergleichen darf, das uns aber gleich auf den ersten Blick die ideale Vollkommenheit des dichterischen Genies darbietet. Das ist die heilige Schrift, niedergeschrieben von auserwählten Sterblichen, von Gott selbst eingegeben. Hier zeigt sich die Begeisterung, die Inspiration in ihrer erhabensten Reinheit. Sie wird unumstößlich und laut offenbart, die Religion verkündet sie, und vor ihr beugt sich die christliche Welt voll Demuth in den Staub. Hier leuchtet die Einbildungskraft in ihrem größten Glanz, denn göttliche Worte mußten den Sterblichen

chen durch einen irdiſchen Mund überliefert werden.

O Erhabenheit ohne Gleichen! Wie viele edle und rührende Schönheiten ſind in dieſen heiligen Büchern. Welche Mannigfaltigkeit, welche Hoheit und Einfachheit im engſten Bunde! Der Dichter beſingt die Schöpfung des Weltalls. O Wunder! Das Genie des Dichters iſt nicht zu ſchwach für einen ſolchen Gegenſtand! Ein Wort zeigt uns das Werk des Schöpfers. Auf ſeinen Wink ſehen wir entſtehen, was nicht war. Starr vor Ehrfurcht und Beſtürzung verſinken wir in ein endloſes Staunen. Solche Gewalt übt die göttliche Begeiſterung! So weiß ſie ſich in glänzende Bilder zu hüllen, um ſich uns zu offenbaren.

Hier überläßt ſich der prophetiſche König dieſem heiligen Enthuſiasmus, er vertraut dem Herrn ſeine Wonnen und Schmerzen, ſeine Sorgen und Hoffnungen. Nie klingt

ſeine Harfe von ſo ergreifenden Tönen. Nie haben ſich in ſo mannigfaltigen und auffallenden Zügen gottſelige Gedanken den Augen der Menſchen dargeſtellt.

Durch Iſaias Stimme gebietet der heilige Geiſt dem Himmel und der Erde Schweigen; er verkündet dem ungetreuen Volke die Rache des Herrn. Um es zu erweichen, zieht der Prophet, erfüllt von göttlicher Inſpiration, wie aus einem unerſchöpflichen Köcher, brennende Pfeile der Einbildungskraft. Er trägt kein Bedenken, Gott ſelbſt erſcheinen zu laſſen, er zeigt uns die flammenden Seraphe, die Jehovah's Thron umgeben und läßt uns die Hymnen der ewigen Liebe vernehmen.

Und auch Euren Drohungen und Wehklagen, ernſttrauernder Ezechiel, untröſtbarer Jeremias, giebt der heilige Geiſt, der Euch treibt, eine erſchütternde Kraft. Eures Enthuſiasmus Meiſter, leiht Euch die Einbil-

dungskraft ihre mächtige Waffe. Sichtbare Bilder zeigen den Bewohnern Jeruſalem's ihre Schmach, ihre Frevel und in einer nahen Zukunft ihre unvermeidliche Züchtigung.

Hört Ihr die Stimme des Sterblichen, der ſo rührende Klagen an den Herrn richtet? (4) Nur ein Zwiſchenraum von einem Augenblick zeigt ihn uns erhaben über alle Söhne der Erde, und vom Unglück zermalmt. Er iſt immer auf dem Pfad der Gerechten gewandelt, und der Hauch des göttlichen Zorns hat ſeine Tage verinnen laſſen, wie ein ſchnellrauſchendes Waſſer. Aber er demüthigt ſich unter der Hand, die ihn ſchlägt, und verehrt das Geheimniß des Unerforſchlichen.

Auch die kindliche Unſchuld des erſten Zeitalters, die zarteſten und edelmüthigſten Gefühle werden in dieſem Buche mit den lebhafteſten Farben geſchildert. Holde Tochter Nehemia's, wie ſanft rührt uns deine kindliche Liebe. Wie fühlt man ſich angenehm

hingeriſſen durch die ſüßen und zarten Farben, die der begeiſterte Dichter auf das anmuthigſte Gemälde gehaucht hat.

Die profane Dichtkunſt iſt, neben der in der heiligen Schrift, wie das Heer der glänzenden Geſtirne, das vor den Strahlen der Sonne verſchwindet. Iſt ſie aber auch nicht das Erzeugniß dieſer göttlichen Inſpiration, ſo iſt ſie doch nicht ohne alle Begeiſterung. Die heilige Dichtkunſt ſtrömt unaufhörlich, ohne Fleiß und Anſtrengung, aus einer unverſiegbaren Fülle. Das Genie der profanen Dichter iſt beengter und hat daher, ſelbſt in ſeinen bewunderungswürdigſten Werken mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Es iſt nichts irdiſches in den Dichtungen der heiligen Schrift, aber bei allen andern Dichtern wird ſich der Menſch nicht ganz von dem Irdiſchen frei machen. Doch auch auf dieſer Stufe bleibt der wahre Dichter ein Weſen, auserwählt von Oben, und von einer edlern

Natur. Er hat einer großen Beſtimmung zu genügen; er ſoll den reichen Schauplatz der Natur, und das nicht minder reiche Gebiet des Wiſſens ſchildern und beſingen.

So bewundert man im Homer, den erſten profanen Dichter, ſowohl der Zeit als des Genies nach, den unerlaßlichen Verein der Einbildungskraft mit der Begeiſterung. Weit ſicherer als die Zergliederung der Kritik, zeigt uns ein dunkles Gefühl beide in ſeiner unſterblichen Iliade vereint, wenn er mit einem feurigen Pinſel die Thaten des Hektor's, Ajax und Achill's malt, und eben ſo in der Odyſſee, wo ſeine Muſe, ruhiger und ſanfter, ihm für die Abenteuer und Leiden des Dulders Ulyſſes begeiſtert. Welche unerwarteten Scenen bei einem ſo einfachen und kunſtloſen Plan! Welche ſinnreiche und tiefdurchdachte Fiktion! Er ſcheint wahrhaft begeiſtert, wahrhaft mit einer allmächtigen Einbildungskraft begabt zu ſeyn, wenn er

die Töchter Jupiter's ſchildert, die Flehenden, traurig, ſchwankend, von fern dem kühnen Frevler folgend, der ihnen mit flüchtigem Fuß voraus eilt, und ſich gegen den Thron ihres Vaters auflehnt, auf welchem der Beherrſcher der Welt, in den Höhen des Himmels auf ſeiner nie ſchwankenden Wage das Schickſal zweier mit einander in Zwieſpalt befindlichen Völker abwägt.

Alle wahren Dichter, welchen die einſtimmige Bewunderung der Menſchen gehuldigt, haben immer durch dieſe beiden Eigenſchaften hervorgeleuchtet. Bei den Griechen, Homer, Pindar, Aeſchylos, Sophokles, Euripides, bei den Römern Virgil, Horaz, Tibull. Die Begeiſterung erzeugte, die Einbildungskraft färbte die ſchauerlichen Gemälde Dante's, der den Dichterruhm Italien's wieder erweckt hat. Ich will nur noch jenes Dichters erwähnen, dem Portugall ſeinen ſo großen Ruhm verdankt, indem er den un-

erſchrockenen Gama mitten in eine unbekannte Welt geführt hat. Wer hat es Camoens eingegeben, den Wächter des Felſen der Stürme, den ſchauerlichen Adamaſſen zu ſchildern, der ſich aus der Tiefe des Meeres erhebt, um das portugiſiſche Geſchwader zu bedrohen? — Die dichteriſche Begeiſterung. Wer hat ihm die kräftigen und finſtern Farben geliefert, die er zu dieſer majeſtätiſchen Allegorie gebraucht hat? — Die Einbildungskraft.

Je mehr man von dieſen Dichtern, im höhern und edlern Sinne des Worts, zu denen herabſteigt, die weit unter ihnen ſtehen, je mehr findet man, daß die dichteriſche Begeiſterung ſchwächer wird, und nach und nach verfliegt. Einem Dichter kann zwar die Einbildungskraft bleiben, aber ohne den himmliſchen Beiſtand der Begeiſterung, wird ſie zügellos, oder kalt und flach. Die eintönigen Verſe Claudian's bekunden dieſe Abnahme. Er gleicht einer in einzelnen Theilen ſchönen

Bildsäule; sie ist unbeweglich und fühllos; es fehlt ihr ein Prometheus.

Ich habe den hochherzigen Freunden der Dichtkunst, so viel ich es vermag, das Geheimniß des dichterischen Geistes zu enthüllen gesucht, und ist dies nicht durch mehrere Einzelnheiten erklärt worden, so geschah es aus Besorgniß, dem Wesentlichen dadurch nachtheilig zu werden. Es giebt Gegenstände, die man zwar dem Geist und dem Geschmack anschaulich machen kann, aber die unter einer spitzfindigen Definition undeutlich werden, und gleichsam in Nebel verdunsten. Es ist wohl Zeit, einen neuen Gegenstand zur Sprache zu bringen, um dem Vorwurf vorzubeugen, daß ich ihn vergessen hätte, es frägt sich, unter welcher Gestalt sich das dichterische Genie zeigen soll? Ich will es versuchen, wenn es mir möglich ist, mich darüber näher zu erklären, ohne dem erhabenen Range, welcher der Dichtkunst gebührt, zu nahe zu treten.

Die Dichtkunſt iſt ſowohl die Schweſter der Tonkunſt, als der Malerei, ſie kann der Bilder ſo wenig entbehren, als des Wohllauts. Wie die Dichtkunſt, ſtrebt die Muſik nach einem Ideal, und dieſes Streben ertheilt beiden einen ähnlichen Charakter. Wenn der Dichter die Wahl zwiſchen zween Sprachen hat, ſo wird er derjenigen den Vorzug geben, welche am wohltönendſten iſt und ſich der Muſik am meiſten nähert.

Zwei Sprachen ſind dem Menſchen verliehen worden. Er hat diejenige, die nicht nach gewiſſen Regeln abgemeſſen iſt, Proſe genannt, und derjenigen den Namen Verſe gegeben, die den Geſetzen eines beſtimmten Tonfalls unterworfen iſt. Aber die zweite Art zu ſprechen iſt weit ſchätzbarer und älter, als die erſte. Wenn wir auf das Jugendalter der Erde zurückkehren, weniger fern von ſeinem göttlichen Urſprung, finden wir keine Proſa, zu zaghaft, zu karg mit Anſpielungen;

doch Verſe, mit allem Glanz der Harmonie. So war die Sprache der erſten Dichter. Sie heiligten ſie durch ihr Beiſpiel und man gewöhnte ſich, ſie mit dem Begriff der Dichtkunſt ſelbſt zu verwechſeln. Es entſtand eine genaue Verbindung zwiſchen Dichtkunſt und Muſik. Der Dichter ſprach nicht, ſchrieb nicht, er ſang ſeine Verſe, begleitet von den Tönen der Leyer. Die Dichtkunſt, in der Folge kühner, wollte ohne die Hülfe des Saitenſpiels herrſchen. Aber von dieſer Verbindung, die ſie demnächſt verſchmähte, behielt ſie indeß eine köſtliche Frucht. Es blieb ihr der Wohllaut der Verſe.

Wer den Rhytmus von der Dichtkunſt trennen will, wird zwar nicht einen weſentlichen Theil des Charakteriſtiſchen in dem dichteriſchen Geiſt vernichten, aber die Begeiſterung wird nicht ſo erhaben, die Einbildungskraft nicht ſo glänzend ſeyn. Töne malen die Gegenſtände nicht ſo lebhaft, die bedeut-

ſamen Abſchnitte der Verſe, die ſinnvollen Abſchweifungen, die ungezwungenen Kühnheiten dieſer ſchönen Sprache, die man ohne Bedenken die Sprache der Götter nennen kann, alle dieſe Geheimniſſe des Rhytmus gehen verloren, und das größte Genie wird dieſen Mangel nicht gänzlich verbergen können. Gezwungen eine Diction zu erfinden, die ein Gemiſch von Verſen und Proſa iſt, wird er wider ſeinen Willen durch ſeine Anſtrengungen die Erfahrung machen, daß Verſe die wahre Sprache des Dichters ſind.

Hat dieſe Sprache vor der Proſa, mitten unter den mannigfaltigſten Arten, nicht auch noch den Vorzug eines minder einförmigen Ganges? Die Proſa kann mit ihrem Styl vielfach wechſeln, aber darauf beſchränkt ſich auch ihre Gewalt. Der Versbau hat den Vorzug einer glücklichen Freiheit mit dem längern oder kürzern Sylbenmaße, um ſich dadurch mehr ſeinem Gegenſtande gemäß,

auszudrücken. Homer und Virgil beſingen in einem feierlichen Sylbenmaß, auf eine erhabene Weiſe ein heroiſches Unternehmen, auf eine hinreißende und feurige Art erheben Pindar und Horaz, in hoher Begeiſterung, Götter und Heroen, ſingen von Siegen, von Mißgeſchick und von der Glorie der Tugend. Der Dichter wird immer das einzige angemeſſene Metrum wählen, und der doppelte Wohllaut des Rhytmus und des Styls wird ſich mit ſeinem Dichtergeiſt vereinen.

Dieſe reiche Abwechſelung der Form dient dazu, den Geſang des Dichters deſto ergreifender und lieblicher zu machen. Man muß aber das dichteriſche Genie immer von ſeiner glänzenden Hülle unterſcheiden. Nach den verſchiedenen Gegenſtänden, giebt es verſchiedene Arten des Styls, verſchiedene Formen der Verſification, aber es giebt nur eine Dichtkunſt.

Nach ihrer Natur iſt ſie unabhängig von

der Mannigfaltigkeit menſchlicher Sprachen. Einige ſind zwar dem Dichter vortheilhafter. Reich, kühn, voll wohltönender Worte, ſcheinen ſie ihm freiwillig die Ausdrücke zu ſeinen Gefühlen und Gedanken darzubieten. Sie ſchmiegen ſich leicht in jeden Ton, ſie drücken eben ſo gefällig die zarteſten Empfindungen, als die ſtürmiſchſten Leidenſchaften aus, malen eben ſo geſchickt das Kühne, als das Naive. So war die Sprache eines Virgil und eines Horaz. So vor allen die eines Homer, dieſe ſo ſchöne, reiche und erhabene griechiſche Sprache. Dies iſt auch jetzt der Fall mit unſerer berühmten italieniſchen Sprache, der von dem Himmel jeder Ruhm verliehen ward, und die, nach ſo vielen Umwälzungen, allein, unter allen Völkern des Erdbodens, weder veraltet noch geſunken iſt.

Wenn aber der begeiſterte Dichter zum Dolmetſcher ſeines Genies nur eine rohe und

ungebildete Sprache hat, ſo wird er ſie bald zu ſeinem Vortheil geſchmeidiger machen. Das werthloſe Blei wird ſeine Feder in Gold verwandeln, und einem rauhen und mißtönenden Inſtrument wird er ohne Mühe die lieblichſten Töne entlocken. Die Sprache, deren er ſich bedient, iſt daher gleichgültig. Wer frägt darnach, ob er ein Grieche oder ein Barbar iſt? Man ſuche nur den Dichtergeiſt.

Dieſer iſt leicht zu erkennen, wenn man ſeine unwandelbaren charakteriſtiſchen Eigenſchaften nur im Auge behält. Er wird ſich in allen Arten zeigen, denn wenn er einer fehlte, ſo kann man mit Recht behaupten, daß ſolche von dem dichteriſchen Genie nicht erzeugt iſt. Und doch giebt es unter den verſchiedenen Dichtungsarten eine ſolche Menge Abſtufungen, daß einige andern gerade entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Um einen Leitfaden zu dieſen Unterſuchungen zu liefern,

darf ich nur mit kurzen Worten die Anſichten wieder in Erinnerung bringen, die ich eben aufgeſtellt habe. (5)

Verſification iſt nicht Dichtkunſt. Plato und Cicero ſind zuweilen Dichter, und Homer und Virgil zeigen ſich oft als Redner. Aber ohne Sylbenmaß, giebt es keine vollkommene Dichtkunſt, und deshalb will ich nur der Dichter kürzlich erwähnen, die in allen Arten der Dichtkunſt in Verſen geſchrieben haben.

Jedem Dichter iſt die Bahn vorgeſchrieben, die er durchlaufen ſoll, und ſo ſehr ihn auch der Himmel begünſtigt haben mag, ſelten wird er mit Erfolg zugleich in mehreren Arten der Dichtkunſt der Welt genügen. Seit den frühſten Zeiten, hat es nur ſehr wenige gegeben, deren dichteriſcher Geiſt in mehreren Gattungen mit gleichem Erfolg ſich verſucht hätte. Der Dichter iſt glücklich, der, wenn ihm bei ſeiner Geburt dieſes köſtliche Weihgeſchenk zu Theil geworden, dazu beru-

ſen iſt, um große und wunderbare Thaten zu beſingen. Heil dem Dichter, der das Genie zum Epos beſitzt. Die kühne Einfachheit ſeines Plans, die Erhabenheit und der Umfang ſeiner Vorſtellungen, eine nie erkünſtelte Regſamkeit des Gemüths, in allen Theilen ſeines Werks belebend vertheilt, die treue Wahrheit ſeiner Allegorien, die naiven Aeußerungen einer idealen Natur, werden ſeine Begeiſterung kund machen, während die Einbildungskraft in der Mannigfaltigkeit und dem Reichthum ſeiner Schilderungen, in dem lebendigen Ausdruck der erhabendſten Gedanken, in dem Glanz der treuen Gleichniſſe und Bilder herrſcht. Er wird Homer oder Virgil ſeyn.

Wenn das dichteriſche Genie in dem Epos ſich groß und fruchtbar zeigt, ſo erhebt es ſich in der Ode noch feuriger empor. Dann ergreift es, ſetzt in Erſtaunen, blendet. Der wahre lyriſche Dichter, zwar fortgeriſſen

geriſſen von ſeiner glühenden Begeiſterung, bindet ſich doch ſtreng' an eine gewiſſe Ordnung, ohngeachtet der ſcheinbaren Unordnung. Er ſchwingt ſich empor, durchfliegt mit unaufhaltſamen Fluge beide Welten, und raubt der einen wie der andern ihre am tiefſten verhüllten Geheimniſſe. Seine Muſe feiert bald Alles, was es Schönes und Edles giebt; bald züchtigt ſie das Niedrige und Unedle. Zuweilen wählt ſie anmuthige und minder ernſte Gegenſtände, aber immer behandelt ſie ſolche mit der nämlichen Kühnheit, der nämlichen Freiheit. Die kühnen Bilder, der reich verſtreute prachtvolle Schmuck, die Neuheit der Wendungen, die Ausdrücke, deren glückliche Verbindung eine Bereicherung der Sprache wird, dies alles zeigt die Einbildungskraft glänzend in den ſchönſten Farben der feurigſten Begeiſterung. Iſt der Dichter aber nicht von einem göttlichen Feuer beſeelt, hat er nur durch Künſtelei blendende Bilder

verſchwendet, ſo wird ſich ſeine Schwäche bald verrathen. Er verſteht es nicht, unbegünſtigt von dem Muſengott, ſeinen prunkvollen Schmuck zu beleben, und je mehr die wahre Begeiſterung in jeder Dichtungsart hervorſchimmert, um ſo ſchwieriger iſt es, eine erkünſtelte zu verbergen.

Was muß man bei dem tragiſchen Dichter ſuchen? Den nämlichen Charakter. Ich will hier nicht der Tragödie bei ihrem erſten Urſprung gedenken. Ode, Epos und Drama, ſelbſt in den Werken des Aeſchylos, gehören zugleich verſchiedenen Dichtungsarten an. Die Tragödie, ſo wie wir davon Muſter vom Sophokles und Euripides beſitzen, muß ebenfalls die Unterſcheidungszeichen an ſich tragen, wie alle übrigen dichteriſchen Erzeugniſſe. (6) Aber hier ſind beide minder auffallend, und dürfen es auch nicht ſeyn. Der tragiſche Dichter, der niemals in ſeiner Perſon ſpricht, gekettet an die wirkliche Welt,

in der er ſich befindet, kann ſich nicht bis zum Ideal erheben, ohne zum Redner zu werden. Aber er iſt dem unerachtet nicht minder begeiſtert, er iſt mit der dichteriſchen Einbildungskraft begabt, wenn er die handelnden Perſonen mit Kraft, Wahrheit, und gehörig von einander unterſchieden, darſtellt; wenn er entſcheidenden Situationen als unvermeidlich herbeiführt, wenn das Intereſſe, ohne daß man die Anſtrengung merkt, ſteigt, wenn darin eine wichtige Lehre tief dem Ganzen des Werks eingeprägt iſt, und ſolches ſich durch energiſche Bilder, durch ungekünſtelte und angemeſſenen Verzierungen auszeichnet.

Von allen dichteriſchen Erzeugniſſen iſt das Luſtſpiel, obgleich für die verſchiedenartigſten Vorzüge empfänglich, dasjenige, wo die Begeiſterung ſich am wenigſten zeigt, denn hier entfernt ſich der Dichter am meiſten vom Idealen. Man findet dieſe Begeiſterung aber in einem von dem Genie ausgeſponnenen Plan,

in der Gediegenheit der Situationen und der Charaktere, in einer komiſchen Stärke, deren Geheimniſſe der Dichter faſt allein nur kennt. Die Einbildungskraft wird nie ganz, in jeglicher Schreibart, verſchwinden, und zuweilen iſt es ihr erlaubt, mit ihrem Schmuck die Bilder, die dem begeiſterten Dichter entſchlüpft ſind, zu verſchönern.

Soll ich noch jede andere Dichtungsart erwähnen? Soll ich noch entwickeln, wie man das dichteriſche Genie in der Satyre, im Lehrgedicht erkennt, unter welcher Geſtalt es ſich in der Idylle, in der Elegie zeigt? Das würde nur zu unnützen Einzelnheiten führen. Eine einfache und unveränderliche Form iſt beſtimmt. Je mehr eine Gattung den Dichter nöthigt, in dem Bereich des Reellen und Feſtſtehenden zu bleiben, um deſto geringer leuchtet die Begeiſterung, um deſto weniger erhebt ſie ſich, um deſto ſchwächer iſt der Eindruck auf die Herzen Anderer. Aber ſie kann

doch noch vorhanden seyn, und man kann ihren Einfluß fühlen. Es mag der Dichter, durchdrungen von einem edlen Unwillen, oder bewaffnet mit einem beißenden Hohnlachen, die verletzte Sittlichkeit oder die beleidigte Vernunft rächen, er entwerfe die Regeln der Kunst, oder besinge das Landleben, er kröne sich mit Myrthen, oder Cypressen, immer wird er sich voll regen Lebens und Bewegung zeigen. Weiß er zu interessiren, fesselt er ohne Zwang, glaubt man heilige Worte zu hören, glaubt man, daß er begeistert ist, pflückt er, gleichsam ohne darauf zu denken, alle Blüthen, die ihm sein Gegenstand darbietet, wählt er nach Gefallen lebendige und mannigfaltige Bilder, verbindet er mit dem Feuer, das ihn durchglüht, eine malerische Einbildungskraft, so kann man dreist behaupten, daß in ihm ein Dichtergeist wohnt.

Noch verdient eine Dichtungsart wohl eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist die Fabel.

Der glückliche Gedanke, die Menſchen vor ihren Augen durch lebendige Allegorieen zu ſchildern, konnte nur in einem dichteriſchen Kopf entſtehen, und in dieſen Gemälden erkennt man ganz den Dichter. Hier iſt er auf einem ihm faſt ausſchließlich angehörigen Felde, dem Wunderbaren, und dies Wunderbare iſt nicht eine ſinnloſe Täuſchung, ſondern das Symbol der Wahrheit. Die Natur ſeiner Geſchöpfe, die Ordnung in ſeinen Erfindungen erlauben ihm nicht, ſich einem glühenden Enthuſiasmus ganz hinzugeben. Beſitzt er das dichteriſche Genie, ſo wird die Begeiſterung ſanft und gleichförmig; er wird der Gläubigſte ſeiner Erzählungen ſeyn, die ſeine Einbildungskraft ausſchmückt. Er wird gern in einer erdichteten Welt leben, wo ihm unter dem Schein leichten Scherzes Sprüche der Weisheit entſchlüpfen. Sein Styl wird durch naive Bilder glänzen und zuweilen wird er es auch wagen, in einem noch glän-

zenderen Schmuck zu erſcheinen. Aber dieſes ſchöne Feld des dichteriſchen Gebiets iſt nur ſehr wenig bearbeitet worden und nur ſelten findet man unter einer Menge von Verſuchen den wahren Fabeldichter, nur die Anmuth eines ſinnreichen Schriftſtellers. Die Fabel wartet noch auf ihren Homer. (7)

An dieſen Eigenſchaften kann man den Dichter erkennen. Dies ſind die unſterblichen Unterſcheidungszeichen dieſes Sterblichen. Dies iſt ſein glorreiches Erbtheil, ſein glückliches Loos! (8)

Glückliches Loos! Ach! wie konnte mir eine ſolche bittere Aeußerung entſchlüpfen? Hab' ich denn das herumſchweifende Leben, das hülfloſe armſelige Alter des Blinden aus Smyrna ganz vergeſſen? Hab' ich denn kein Gedächtniß mehr für das lange Unglück und die Verbannung unſers erſten italieniſchen Dichters? — Nein! man darf nicht täuſchen. Sie haben vielleicht, unſern von Gaeta die

Ueberreſte des antiken Formi geſehen? — Sie ſind noch prachtvoll und der ſchönſte Marmor ſtrahlt dem Auge von allen Seiten entergegen. Aber das Meer hat ſie gewaltſam erſchüttert, ſie mit ſeinen Wogen überſchwemmend, und der dieſe Trümmer bewundernde Reiſende kann eine geheime Schwermuth nicht unterdrücken. Dies iſt das Bild des Dichters. Sein Ruhm ſchützt ihn ſelten vor den Unbillen derjenigen, die er erleuchtet. Beſtimmt hienieden zu glänzen und zu leiden, verbirgt er endlich unter dem Schleier des tiefſten Grams die verlöſchende Fackel ſeines Genies.

Ich hatte bei der Rede des Fremden aufmerkſam gelauſcht, und ich ſchwieg aus Furcht, ich möchte den angenehmen Eindruck verſcheuchen, den jedes ſeiner Worte auf mich machte. Als er verſtummend wieder in die frühere finſtere Schwermuth verſank, gab ich ihm meinen herzlichen Dank, und die Freude

über meine befriedigte Neugierde zu erkennen. Es war ſchon ſpät und ich bat ihn, ſich zur Ruhe zu begeben.

Früh am folgenden Morgen ſchickte er ſich zur Abreiſe an. Ich hatte noch eine unerwartete ſonderbare Ueberraſchung; mein Gaſt kam zu mir. „Es wäre ſehr unrecht,“ ſagte er zu mir: „wenn ich ſo viele edle Gaſtfreundſchaft durch eine argwöhniſche Verſtocktheit belohnen wollte. Ich will Ihnen meinen Namen nicht verhehlen, ob es gleich nichts weiter bedarf, als ihn auszuſprechen, um mich zu vernichten. Ich lebe, von meiner Geburt an, in der Verbannung. Von denen verfolgt, die ſich meine Beſchützer nannten, muß ich in einem elenden Bettlergewande unſtät umher irren, um einer ewigen Gefangenſchaft zu entgehen. Ich wandere nun nach Sorent, wo eine geliebte Schweſter, meine einzige Freundin auf dieſer Welt, mir, wie ich überzeugt bin, ein Aſyl und Brot

geben wird. Ich habe mit Ihnen von Dichtern geſprochen, ich war es auch, ehe eine grauſame Behandlung meinen Geiſt trübte. Mein Name iſt nicht unberühmt, ich heiße — Taſſo. (9) Leben Sie wohl!“ —

Raſch kehrte er mir den Rücken und eilte davon. Erſtaunen und die Gefühle tiefen Schmerzes hatten mich faſt verſteinert.

Anmerkungen.

1) Man hat die Frage aufgeworfen, ob das Wunderbare zu einem Gedichte unumgänglich nöthig ſey? Wenn man dies Wort im ausgedehnteren Sinne nimmt, ſo fragt man nur, ob die Dichtung aufhören kann, Dichtung zu ſeyn? —

2) M. ſ. den Jon des Plato.

3) M. ſ. die Rede des Cicero. Pro Archia poeta.

4) Job.

5) Um das Folgende richtig zu beurtheilen, muß man nicht vergeſſen, daß der Unbekannte nicht verlangt, daß man das dichteriſche Genie in jeder Zeile eines Gedichts erkennen ſolle. Er ſagt ſelbſt: „Zuweilen verläßt ihn die Begeiſterung.“

6) Es giebt viele Chöre in den Tragödien, die man auch weglaſſen könnte. Sie bezeichnen nur Ruhepunkte in der Handlung.

7) Hier urtheilt der Italiener: Er ſcheint einen

Aeſop vergeſſen zu haben. Einen La Fontaine, einen Lichtwehr, Gellert und Pfeffel kannte er nicht.

8) Der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinem geliebten Gegenſtand leben. — Er, der vom Himmel innerlich auf das köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von außen ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der ſtillen Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich zu verbreiten ſucht. Sieh' die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünſche, ihre Mühe, ihr Gold jagen raſtlos, und wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſeiner ſelbſt in andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſeyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſie ihnen

unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes alles hinüber geſetzt. Er ſieht das Gewirr der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen, er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſylbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unſäglich verderbliche Verwirrungen werden. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über große Verluſte ſeine Tage hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſal entgegen geht, ſo ſchwebet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund ſeines Herzens wächſt

die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuern Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das ſeltenſten, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſagen, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe heruntersteige, er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten, und ſeine Nahrung von Knospen und Früchten, von einem Zweig auf den andern leicht ſchwebend, zu nehmen, der ſollte zugleich wie der Stier — den Pflug ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an der Kette geſchloſſen, einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, und ſo ſollten ſie immer leben. Genügſam in

ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen: die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten lauschte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß; wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr; der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie der Sturmwind vorüberfahren würde: der Liebende wünschte sein Verlangen, und seinen Genuß so tausendfach, und so har-

monisch zu fühlen, als ihm die beseelende Lippe zu schildern verstand, und selbst der Reiche kann seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und verleihendem Geiste beleuchtet, erscheinen. Ja, wer hat — Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

M. s. Göthe's Wilhelm Meister's Lehrjahre.

9) Bekanntlich ließ der Herzog von Ferrara Tasso in eine Irrenanstalt einsperren. Diese grausame Behandlung zerrüttete wirklich den Verstand des Dichters. Nach einer ziemlich langen Gefangenschaft entwischte er und verbarg sich vor Nachstellungen unter der Hülle eines armen Hirten.

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

In dem nämlichen Verlage ſind erſchienen.

Burdach, H., Lebensgemälde, der Wirklichkeit nachgebildet in Sagen und Erzählungen aus der alten und neuen Zeit. 8. 1823. 20. Gr.

Cunow, Martin, Federſtiche. Erſte Sendung. 8. 1822. Geheftet. 20. Gr.

— — Federſtiche. Zweite Sendung. 8. 1824. 16 Gr.

Fraustadt, Rudolph von, Neunzig Krokodilleier und ſieben Nebenblätter, in vier Lieferungen. 2 Bdchn. 12. 1819. Geheftet. 1 Rthlr.

Jean Paul (Friedrich Richter,) einer unſerer berühmteſten Gelehrten, beurtheilte früher in einem Briefe das Manuſcript dieſes höchſt anziehenden Werkes und ſagte: „Die Krokodilleier haben mich faſt meiſtens durch Wahrheit, Gemüth, Phantaſie, Fülle und Hülle erfreut, und ich könnte mehrere

beſonders auszeichnen, als bloß: 18, 20, 22, 34, 35, 46, 55, 56, 78 u. ſ. w.; auch die Nebenblätter ſchließen würdig die Reihe. Nachahmerei habe ich wenig gefunden; Anſichten und Bilder gehören dem Verfaſſer.“

Deſſen Mähren und Träume. 8. 1820. Geh. 1 Rthlr. 8 Gr.

Geiſtesſpiele, heitere, in Liedern und Gedichten, zur Feier von Geburtstagen, Polterabenden, Hochzeiten, Jubelhochzeiten, Amtsjubiläen, geſelligen Vereinen, am Sylveſterabend ꝛc. 8. 1821. Geheftet. 16 Gr.

Hermes, Franz, Königl. Preuß. Lieutenant, Epheuranken. 12. 1818. Geheftet. 10 Gr.

Hoffmann. Das Pfarrhaus. Ein Gemälde des menſchlichen Herzens. Mit einem von L. Wolf gezeichneten und von Meno Haas geſtochenen Kupfer und einer Titelvignette. 8. 1823. Schreibpap. 1 Rthlr. 16 Gr.

Ihn, der Frohntanz. Der Großvaterſtuhl. Heimchen. Die ſchwere Wahl. Vier Erzählungen. 8. 1821. 1 Rthlr. 8 Gr.

Ihn, J. C., u. Fr. Stahmannn, Don Balleisteros. — Gustav May. — Die wandernde Jungfrau. — Der Traum. Vier Erzählungen. 8. 1822. 1 Rthlr.

Kuhn Dr., August, Mimosen (Mimosa pudica L.) Erzählungen für gebildete Frauen. 8. 1822. Geheftet. 1 Rthlr.

— — Der Räuber Müller und seine Familie. die Dreyorgel; Nurreddin's Zögling. Drei Erzählungen. — Auch unter dem Titel: Mimosen. (Mimosa pudica L.) Erzählungen für gebildete Frauen. 2ter Band. 8. 1824. Geheftet. 20 Gr.

Locusta, Karl, die Doppel-Eiche. Ein Phantasie-Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in Briefen an Chr. S*********. 2 Bände. 8. 1821. Geheftet. 2 Rthlr. 8 Gr.

Mühler, Karl, kleine Bühnenspiele. Neue verm. Aufl. Inhalt: 1) Das zerbrochene Bein. — 3) Der Kranke im Hospital. — 3) Der Selbstmord.— 4) Der Langweilige. — 5) Die Gelegenheits-Gedichte. — 6) Husarenliebe. 7) Das gestohlne Haus. 12. 1821. Geh. 18 Gr.

Muſeum, neues, des Witzes, der Laune und der Satyre. Mit Beiträgen von M. Cunow, Jocoſus Fatalis, Haug, K. Locuſta, K. Müchler, J. D. Symanski und Anderen. Herausgegeben von H. Ph. Petri. 1ter Band. Mit Karrikatur-Kupfern. 8. 1822. Geheftet. 2 Rthlr. 12. Gr.

— — 2ter Band. Mit Karrikatur-Kupfern. 8. 1823. Geheftet. 2 Rthlr. 12 Gr.

— — 3ter Band. Mit Karrikatur-Kupfern. 8. 1824. Geheftet. 2 Rthlr. 12. Gr.

(Wird fortgeſetzt unter dem Titel: Muſeum des Witzes, der Laune, des Scherzes und der Satyre, und erſcheinen davon wöchentlich 2 Nummern, jede Nummer aus einem halben Bogen beſtehend, und werden denſelben von Zeit zu Zeit Karrikatur-Kupfer, Kompoſitionen geſelliger Lieder u. dgl. beigegeben werden. Der Preis des Jahrgangs iſt fünf Thaler, wofür es durch die löbl. Buchhandlungen und Poſt-Aemter Deutſchlands zu beziehen iſt.)

Schaden, Adolph von, das Fiſchermädchen oder Kreuz- und Querzüge zu Waſſer und zu Lande einer B*******rin. Romantiſches Gemälde. 8. 1822. 20 Gr.

Deſſen feindliche Freunde und freundliche Feinde. Roman. Mit einem Vorwort von Julius v. Voß. 8. 1820. 1 Rthlr. 4 Gr.

Deſſen Theodor Körners Tod, oder das Gefecht bei Gadebuſch. Ein dramatiſches Gedicht. Dem würdigen Herrn Vater des verklärten Sänger-Helden gewidmet. Zweite vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 8. 1821. Geheftet. 12 Gr.

Deſſen die moderne Sappho, ein muſikaliſch-dramatiſches Durcheinander ohne Sinn und ohne Verſtand. Beſtehend aus 2 Akten und einem monodramatiſchen Finale. Nebſt einer von den Gebrüdern Henſchel gezeichneten und geſtochenen illuminirt Karrikatur. (Eine Parodie der Grillparzerſchen Sappho.) 8. 1819. Geheftet. 1 Rthlr.

Deſſen Sünde und Buße. Eine abentheuerliche Geſchichte. 2 Bde. 8. 1821. 1 Rthlr. 20. Gr.

Voß, Julius von, Carreau-Dame und der Gypsapoll oder die eifersüchtigen Eheleute. Posse in 2 Aufzügen. 8. Geheftet. 6 Gr.

Dessen, die beiden Gutsherren, Lustspiel in 5 Aufzügen. Nebst einer Abhandlung über den Recensentenunfug in Berlin und das hier zu erwartende Theater. Mit dem Bildniß des Fräulein Franz bei'm Königl. Theater zu Berlin, als Margarethe von Rohrshof. 12. 1820. Geheftet 1 Rthlr. 8 Gr.

Dessen neue Theaterpossen nach dem Leben. Inhalt: 1) Der Strahlower Fischzug. 2) Die Damenschuhe im Theater, Fortsetzung der Damenhüte. 8. 1822. 1 Rthlr.

Dessen, Trauerspiele: 1) Mustapha Bairaktar. 2) Die Grabrosen. 8. 1823. Geheftet. 1 Rthlr.

Dessen und Ad. v. Schaden, Lebensgemälde üppiger gekrönter Frauen der alten und neuen Zeit. Nebst moralischen Betrachtungen über den Rechtshandel der Königin von England. 8. Geheftet 20 Gr.

Deren Theaterpossen nach dem Leben. 1r Bd. Neue verm. Ausgabe, enthält; 1) Die Damen-

hüte im Berliner Theater von J. v. Voß. 2) Die Blödsichtigen, von Adolph von Schaden. 3) Das Kaleidoscop, von Julius v. Voß. 4) Der Gast in Hamburg, von Adolph von Schaden. 5) Carreau-Dame und der Gypsapoll von J. v. Voß. 8. 1819. 1 Rthlr.

Deren Theatervossen nach dem Leben. 2r. Bd. Enthält: 1) Des Tages Mißton, von Ad. v. Schaden. 2) Die verunglückte Maskerade, von Ad. v. Schaden. 3) Die falsche Prima Donna in Krähwinkel, von J. v. Voß. 4) Telemach und Mentor, von J. v. Voß. 8. 1821. 1 Rthlr. 10 Gr.

Voß, Julius von, Faust. Trauerspiel mit Gesang und Tanz. 8. 1823. Geheftet. 12 Gr.

Geist Friedrichs des Großen.

1025 h

Zur

Jubelfeier seines Regierungs-Antritts.

Müchler

1840.

Abbildung des Modells von Kiß

zum

Denkmal Friedrichs des Großen in Breslau

Gedanken und Maximen

Friedrichs des Großen.

Geschlech[illegible]hn, Geschlechter kommen wieder,
Was Zeit uns gab, vergeht im Lauf der Zeit;
Was geistig ist, sinkt nie zu Staube nieder,
Sein Glanz ist Götterglanz, sein Daseyn Ewigkeit.

Wahlmann.

Mit einer lithographirten Abbildung

Berlin, 1840.

Liebmann & Comp.

Universitäts-
München
Bibliothek

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Bei der Herausgabe meiner Schrift: „Friedrich der Große, zur richtigen Würdigung ſeines Herzens und Geiſtes“ (Berlin in der Rauck'ſchen Buchhandlung, 1834.), wozu ich ſeit einer Reihe von Jahren die Materialien ſorgfältig geſammelt hatte, hielt ich es bei der Sichtung und Ordnung für eine unerläßliche Pflicht, mich über den Charakter und den Geiſt dieſes großen Monarchen genau zu unterrichten. Dazu konnte mir außer ſeinen Handlungen nur das Studium ſeiner Schriften das ſicherſte Hilfsmittel darbieten; in ihnen ſpricht ſich um ſo mehr ſein Gemüth, ſeine

Denkungsweise und Ansicht über die mannigfaltigsten Gegenstände klar und deutlich aus, als sich darunter viele vertrauliche briefliche Mittheilungen befanden, von denen er nicht erwarten konnte, daß sie je der Welt und Nachwelt bekannt werden dürften, und er auch von sich selbst sagt: „Ich habe in meinem Leben Niemanden betrogen, vielweniger werde ich die Nachwelt betrügen“ *).

Viele Aeußerungen und Bemerkungen darin machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich sie aufzeichnete, um sie als einzelne Züge zu einem richtigen Bilde des Einzigen zusammen zu stellen. In der Voraussetzung, daß es Vielen, die wahre Größe von Scheingröße zu unterscheiden und beide nach ihrem Werthe zu würdigen wissen, nicht unwillkommen seyn dürfte, habe ich diese zerstreuten Gedanken und Maximen zusammengestellt und übergebe sie dem Publikum bei einem so wichtigen

*) M. s. Vorbericht zu der Abhandlung: Ueber die Politik von 1763 bis 1775.

Ereigniſſe wie die hundertjährige Feier des Antritts ſeiner ſo glorreichen Regierung, welche den Grundſtein zu dem jetzigen Preußiſchen Staate gelegt hat, welcher, da man beharrlich den Regierungsgrundſätzen des großen Monarchen, gleich ihm den Geiſt der Zeit erkennend, mit weiſer Umſicht gefolgt iſt und eben ſo wenig halsſtarrig bei Dem, was nicht zeitgemäß, beharrt, als den Forderungen verſchrobener Köpfe nachgegeben hat, fortwährend eine höhere Stufe erreichen und den Beweis liefern wird, wie die wahre Größe und Kraft eines Staates in der Intelligenz, der religiöſen und ſittlichen Bildung, der Liebe und Treue zu dem angeſtammten Regentenhauſe und dem Vaterlande beſteht.

Iſt zwar der fromme Wunſch des Königs, den er nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges und nach dem Hubertsburger Frieden (am 17. December 1763) am Schluſſe der Geſchichte dieſes für ihn ſo glorreichen Krieges ausgeſprochen hat, nicht ganz in Erfüllung gegangen, denn er ſagt:

„Möge es der Himmel so lenken, daß das unveränderliche und blühende Glück dieses Staates die Fürsten, welche ihn beherrschen werden, vor dem Unglücke und den Trübsalen bewahre, welche Preußen durch Zerrüttung und Unruhen erlitten hat, damit sie nie mögen gezwungen werden, zu den gewaltsamen und traurigen Hilfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, deren man sich zu bedienen gezwungen war, um den Staat gegen den eroberungssüchtigen Haß der europäischen Fürsten zu erhalten, welche das Haus Brandenburg vernichten und auf ewig Alles, was den Namen Preuße führte, vertilgen mochten!“

— so hat sich noch unter weit verhängnißvolleren Zeiten die unerschütterliche Treue des Preußischen Volks an seinen Monarchen, in dem Jeder den Vater des Vaterlandes sah, und die heilige Liebe zum Vaterlande selbst so thatkräftig bewährt, daß es aus

dieſem harten Kampfe mit einem Attila unſerer Zeit kräftiger daſteht als unter dem großen Könige, nach welchem man das verfloſſene achtzehnte Jahrhundert zu ſeinem Ruhme benennen ſollte, wenn ſchon ſein unſterblicher Name eben ſo wenig verlöſchen wird wie das nach ihm benannte Sternbild am Himmelsdom.

Berlin, im Monat Mai 1840.

Karl Mächler.

Verbeſſerungen,

welche der geneigte Leſer der Benutzung dieſes Buches anmerken wolle:

Seite 124 in Nr. 5. leſe man ſtatt: Die Weisheit — Der Stoa Weisheit.

„ 128 in Nr. 27. leſe man ſtatt: zu wenig — zu viel.

„ 157 Nr. 148. Iſte Zeile leſe man ſtatt: bei Uebernahme — bei Ueberrechnung.

Inhalt.

I. Politik 3

II. Staatsverwaltung und Regentenmaximen . . 13

III. Religion und Moral:

1. Religiöse Ansichten 17

2. Moral 59

3. Liebe und Freundschaft 81

4. Irdische Vergänglichkeit 87

IV. Kunst, Wissenschaft und Literatur 99

V. Lebensansichten 123

VI. Vermischtes 161

Geist Friedrichs des Großen.

Eine Anthologie

aus

seinen ſämmtlichen Werken.

Univ. Bibl.
München

I.

Politik.

1.

In der Politik, wie in der Mechanik, ſind die einfachen Maſchinen unendlich beſſer als die zu ſehr zuſammengeſetzten. Je verwickelter die Triebfedern ſind, die gemeinſchaftlich Eine Bewegung bewirken ſollen, deſto weniger nützen ſie.

2.

Die groſse Wahrheit: daſs wir gegen Andere handeln müſſen, wie wir wollen, daſs ſie ſich gegen uns betragen, wird der Grundſatz der Geſetze und des geſellſchaftlichen Vertrages; daraus entſpringt die Liebe zum Vaterlande, als eine Freiſtätte unſres Glücks.

3.

Man darf weniger mistrauiſch gegen Diejenigen ſeyn, welche ihre Pläne durch keine andere Mittel durchſetzen wollen, als die ihnen ihr Stolz und Hochmuth eingibt (ſie ſtehen ſich ſelbſt damit im Wege, indem ſie ſich verhaſst machen, und ihre Gewaltthätigkeit iſt ein Gift, welches Das heilt, wodurch ihre ehrſüchtigen Abſichten gefährlich werden konnen) als gegen Diejenigen, die durch geheim wirkende Kunſtgriffe, durch Schmeicheleien und verſtellte Freundlichkeit, Andere in die Knechtſchaft verſtricken wollen (ſie

werfen eine Angel hin, an deren Eisen sich eine Lockspeise befindet, die Diejenigen um den Verlust der Freiheit bringt, deren Klugheit sich dadurch berücken läßt).

4.

Es ist unangenehm, daß die Handlungen der Staatsmänner der Kritik so vieler Richter unterworfen sind, die so wenig urtheilen können wie diese entscheidenden Leute, welche blos aus Müßiggang und Lästersucht Politiker werden. Und doch sind dies nur die kleinsten Unannehmlichkeiten, die man erfährt, wenn man sich dem Dienste des Staates widmet.

5.

Von Kaunitz bis Machiavell,
Von Bernis bis zu Richelieu,
Hat auch nicht Ein Politiker —
Und stelltest du sie alle gleich
In ganzen Reihen vor dir hin —
Mit einem scharfen Geistesblick
Der Zukunft Räthsel aufgelöst.

6.

In unglücklichen Perioden ist man nicht Herr über die Ereignisse, und Alles, was man thun kann, läuft darauf hinaus, daß man thätig zu seyn sucht.

7.

In der Politik ist zuweilen Etwas sehr wahrscheinlich und geschieht dann doch grade am wenigsten. Die sogenannte Vermuthungskunst ist Das nicht, was sie heißt, sondern ein bloßes Hazardspiel, in welchem der Geschickteste eben so gut verlieren kann wie der größte Ignorant.

8.

Alles in der Welt iſt dem Wechſel unterworfen, und dennoch hängen Thoren ſich an die Gegenſtände ihrer Ehrſucht, vergöttern ſolche und werden der Täuſchung dieſer Zauberlaterne nicht inne, die unaufhörlich vor ihren Augen vorüberzieht. Es gibt eine Kinderklapper für jedes Alter; die Liebe für Jünglinge, die Ehrbegierde für das reifere Alter, die politiſche Rechenkunſt für die Greiſe.

9.

Es gibt kein beſſeres Mittel, ſich eine richtige und genaue Idee von den Dingen zu machen, die in der Welt geſchehen, als in der Geſchichte Beiſpiele aufzuſuchen, mit welchen man für diejenigen Begebenheiten, die in unſern Tagen geſchehen, eine Parallele ziehen kann, um ſo ihre Beziehung auf einander und ihre Aehnlichkeit zu bemerken. Nichts iſt der menſchlichen Vernunft würdiger, nichts lehrreicher und geſchickter, unſere Einſichten zu bereichern.

Der menſchliche Geiſt iſt in allen Ländern und in allen Jahrhunderten derſelbe. Die Menſchen haben beinahe immer dieſelben Leidenſchaften, ihre Neigungen unterſcheiden ſich faſt in Nichts; ſie ſind nur zuweilen mehr, zuweilen weniger wüthend, je nachdem ein unglücklicher Dämon des Ehrgeizes und der Ungerechtigkeit ihnen ſeinen verpeſtenden und anſteckenden Hauch mittheilt. Es gibt Zeiten und Perioden, die ſich ausgezeichnet haben, weil die Leidenſchaften in ſolchen mehr aufgeregt und oft belohnt worden ſind.

10.

Horoscope muß man nicht am Himmel, ſondern auf der Erde ſuchen. Nur aus guten, zu rechter Zeit

genommenen Maßregeln, mit weisen Ueberlegungen, mit schnellen und passenden Entschlüssen kann man Unternehmungen und ihre Erfolge beurtheilen.

11.

Die Geschichte ist die Schule der Regenten; sie müssen sich aus den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte unterrichten, um zu lernen, wie man sich ein System entwerfen und Schritt vor Schritt befolgen muß, und wie Derjenige, der sein Betragen am Richtigsten berechnet hat, Denen überlegen seyn kann, welche weniger planmäßig verfahren als er.

12.

Was würde aus der öffentlichen Sicherheit, ja selbst aus der Sicherheit der Könige werden, wenn man aus Politik Empörungen, Vergiftungen und Meuchelmorden Thür und Thor öffnen wollte! Keine Rechtslehre kann solche Unternehmungen gut heißen. Hat der Staat keine redlichen Mittel, deren er sich bedienen kann, und muß man alles Gefühl der Rechtlichkeit und Ehre unter die Füße treten, um eigennützige Absichten durchzusetzen, die noch dazu oft trüglich sind?

13.

Zwischen Politikern und Dichtern findet nur Eine Aehnlichkeit statt: sie dienen dem Publikum zu Trugbildern und ihren Mitbürgern zu Gegenständen der Satyre.

14.

Die Leidenschaften, vorzüglich die Rachsucht, verblenden die Menschen so sehr, daß sie, in der Hoffnung, sich Genugthuung zu verschaffen, Alles auf's Spiel zu setzen im Stande sind.

15.

Die Politik der Staaten scheint einige Verwandtschaft mit der Religion zu haben. In beiden sind Spaltungen; es gibt Augenblicke, wo die Anhänger des Ali mehr Beifall finden als die Anhänger des Omar. Auf die Länge aber gewinnt immer das System, bei dem die meiste Wahrheit ist; der augenscheinliche wahre Vortheil der Staaten siegt über kurz dauernde Täuschungen. Das Charakteristische der Wahrheit hat etwas so Einfaches, so Einleuchtendes, daß man ihr anhängen muß, wenn man nur nicht von Natur mit verschrobenem Kopf oder verkehrtem Gehirn geboren ist. Jedermann muß zugeben: daß zweimal zwei vier sind; daß die Winkel eines geradlinigen Dreiecks zwei rechten Winkeln gleich sind: und eben so ist es mit einer Menge Dinge in der Politik, die sich mit einer fast mathematischen Gewißheit erweisen lassen. Es kommt dann nur auf Zeit und Umstände an, daß manche Vorstellung in einem Augenblick mehr Eindruck macht, als in einem andern; besonders, wenn gewisse Vorurtheile nicht mehr die Augen gewisser Leute umhüllen, welche für Europa das sind, was der Schloßnagel am Wagen ist.

16.

Hier unterm Mond kann man keine närrischere Rolle spielen, als wenn man ein politischer Steuermann oder ein General-Romanheld ist.

17.

Ist ein Fürst verpflichtet, selbst seine Person zum Besten seiner Unterthanen zu opfern, so muß er ihm noch vielmehr Verbindungen opfern, deren Fortdauer ihm schädlich werden kann.

18.

Die kleinſten Triebfedern haben auf das Schickſal großer Reiche Einfluß und verändern ſolches. So ſpielt das Glück, ſo ſpottet es der eitlen Klugheit der Menſchen und erhebt die Hoffnungen des Einen, um die Erwartungen des Andern zu ſtürzen.

19.

Die Staatskunſt erfordert Geduld, und das Meiſterwerk eines geſchickten Mannes iſt, jede Sache zu rechter und gelegener Zeit zu thun.

20.

Das erſte Gelübde, das man von dem Politiker fordert, iſt an den Gott der Verſchwiegenheit gerichtet.

21.

Es kommt nicht bloß darauf an, die Geheimniſſe der Staatskunſt zu ergründen und einen profanen Blick bis in das Heiligthum der Miniſter zu werfen; man muß auch die verſchiedenen Maßregeln bemerken, welche die Miniſter befolgen, um ihre Abſichten zu erreichen. Nichts lehrt den Charakter der Höfe beſſer kennen, als wenn man die verſchiedenen Arten wahrnimmt, wie ihre Staatskunſt dieſelben Gegenſtände behandelt; dabei wird Alles, ihre Leidenſchaften, ihre feinen Künſte, ihre Ränke, ihre Fehler und ihre guten Eigenſchaften ſichtbar.

22.

Von einem Schmeichlerſchwarm iſt jeder Fürſt umkreiſt,
Dies Volk die Leidenſchaft an ihm als Tugend preiſt;
Ein Volk, das ihn zugleich vergöttert und verachtet
Und, lachend über ihn, nach ſeinem Lächeln ſchmachtet.

23.

Es iſt gefährlich, Thatſachen zu beſchreiben, die ſo nahe an unſere Zeiten grenzen. Dieſe ſind wie die Bundeslade, man darf ſie nicht anruhren.

24.

Es ſcheint, wenn man die Geſchichte durchlauft, daß die Veranderungen und Revolutionen zu den fortdauernden Geſetzen in der Natur gehoren.

25.

Wie ein geſchickter Mechaniker ſich nicht begnügen würde, bloß die Außenſeite einer Uhr zu ſehen, wie er ſie öffnen und die Triebfedern und das Räderwerk unterſuchen würde: ſo läßt ein geſchickter Staatsmann es ſich angelegen ſeyn, die bleibenden Grundſätze der Höfe, die Triebfedern der Staatsklugheit jedes Fürſten, die Quellen der Ereigniſſe kennen zu lernen. Er ſchreibt nichts auf Rechnung des Zufalls, ſein durchdringender Geiſt ſieht die Zukunft vorher und durchſchaut die Verkettung der Urſachen bis in die entfernteſten Jahrhunderte: mit Einem Worte, die Klugheit fordert, Alles zu erkennen, um über Alles urtheilen und Allem zuvorkommen zu konnen.

26.

Die wahre Politik der Konige und jedes rechtlichen Mannes beſteht in Gut- und Gerechtſein.

27.

Da die meiſten Menſchen nicht vernünftig ſind, ſo konnen ſie unmöglich in Plane eindringen, die ge-

gunden Menſchenverſtand erfordern; und eben daher können ſie auch ſchlechterdings nicht über das Verfahren der Leute urtheilen, deren Abſichten und Mittel ſie nicht kennen.

II.

Staatsverwaltung

und

Regentenmaximen.

1.

Es iſt ein elendes Ding um die Aufhebung eines Urtheilsſpruches oder einer Sentenz, wenn ihre Opfer einmal todt ſind; man müßte die Richter beſtrafen und ſie ſo enge einſchränken, daß in der Folge keine ähnliche Rückfälle zu befürchten wären.

2.

Jedes Oberhaupt der menſchlichen Geſellſchaft ſollte ernſtlich darauf denken, ſein Volk froh zu machen, wenn er es auch nicht reich machen kann; denn Zufriedenheit findet recht gut ohne großes Vermögen ſtatt.

3.

Glücklich ſind Diejenigen, die die Geſellſchaft gutreicher Leute genießen; noch glücklicher die Fürſten, die ſie beſitzen können.

4.

Die wahre Stärke eines Staates liegt darin, daß alle Mitglieder deſſelben von gleichem Eifer belebt werden, und daß jede Privatperson das öffentliche Wohl zu ſeinem eigenen mache.

5.

Ein Souverain, mag er groß oder klein seyn, kann als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elend, so viel nur in seinen Kräften steht, abzuhelfen. Er ist wie ein Arzt und heilt die Noth seiner Unterthanen, wenn auch nicht ihre Krankheiten. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden und das Geschrei der Unterdrückten muß bis zu ihm dringen. Entweder aus Mitleid gegen Andere, oder aus gewissen Betrachtungen über sich selbst, muß er von der traurigen Lage Derer gerührt werden, deren Elend er sieht; und so wenig auch sein Herz gefühlvoll seyn mag, so werden die Unglücklichen doch alle Theilnahme bei ihm finden, deren sie bedürfen. Ein Fürst verhält sich zu seinem Volke wie das Herz zu dem mechanischen Bau unsers Körpers. Dies bekommt das Blut aus allen Gliedern und vertheilt es wieder bis zu den äußersten Theilen; jener erhält von seinen Unterthanen Treue und Gehorsam und gibt ihnen dafür Ueberfluß, Wohlstand, Ruhe und Alles, was zum Nutzen und zum Fortschritte des gesellschaftlichen Verbandes beitragen kann.

6.

Die Satyre muß aus dem Munde des Fürsten verbannt seyn.

7.

Die Schule der Widerwärtigkeit macht behutsam, verschwiegen und mitleidig; man ist auf den kleinsten Schritt aufmerksam, wenn man über die Folgen nachdenkt, die er haben kann, und erspart gern Anderen Unannehmlichkeiten, die man selbst gehabt hat.

8.

Es iſt für das Wohl der Menſchheit weſentlich nothwendig, daß man einen deutlichen und beſtimmten Begriff von dem Lobenswerthen hat; wenn man ſich darin irrt, kann man wunderbare Querkopfsſtreiche begehen. Wer den Menſchen Wohlthaten erweiſet, wird dafür geſegnet. Das iſt wahrer Ruhm. Ohne Zweifel kann uns Alles, was man nach unſerm Tode von uns ſagen wird, ebenſo gleichgültig ſeyn, als was man bei der Zerſtörung des babyloniſchen Thurmes geſprochen hat; bei dem Allen ſind wir aber doch, da wir uns einmal an die Exiſtenz gewohnt haben, nicht gleichgültig gegen die Urtheile der Nachwelt. Könige dürfen es noch weniger ſeyn als Privatperſonen, weil ſie kein anderes Tribunal zu fürchten haben. Wenn man nur etwas Gefühl hat, ſo ſtrebt man doch nach der Achtung ſeiner Landsleute, oder will durch Etwas glänzen und nicht mit dem großen Haufen verwechſelt werden, der ein bloſes Pflanzenleben führt.

9.

Menſchlichkeit, dieſe ſo empfehlenswerthe Tugend, die alle übrigen in ſich ſchlieſt, ſollte jeden vernünftigen Menſchen beleben, und wenn ſie auf der ganzen Welt ausſtürbe, ſo müſte ſie doch bei Fürſten unſterblich ſeyn.

10.

Das Siegesglück, welches die berühmteſten Kriegeshelden über ihre Feinde erhalten, vertheilt ſich unter viele Köpfe, welche durch ihre Tapferkeit und ihr gutes Benehmen dazu beitrugen. Aber die Wohlthaten der Fürſten gegen die Menſchheit werden allein ihnen zugeſchrieben, weil ſie aus der Güte ihres Charakters, ſo wie aus der Erhabenheit ihres Geiſtes entſpringen.

II.

Es iſt ein groſser Irrthum, wenn man in menſchlichen Dingen Vollkommenheit anzutreffen glaubt; die Einbildungskraft kann ſich dergleichen Chimären machen, aber Wirklichkeit werden ſie nie erlangen. Seitdem die Welt ſteht, haben die Völker mit allen Arten von Regierungsformen Verſuche gemacht; die Geſchichte wimmelt von Beiſpielen, aber kein einziges iſt ohne Nachtheile. Indeſs haben die meiſten Völker die Erbfolge der regierenden Familie beſtätigt, weil unter den Beſchwerden der verſchiedenen Regierungsformen, die ihnen zu Gebote ſtanden, dieſe die erträglichſten nach ſich zieht. Das Uebel, welches aus dieſer Einrichtung folgt, beſteht in der Unmöglichkeit, daſs während einer langen Reihe von Jahren in Einer Familie Talente und Verdienſte vom Vater auf den Sohn ununterbrochen können fortgepflanzt werden, ſo daſs zuweilen der Fall eintritt, daſs unwürdige Fürſten den Thron beſteigen. In dieſem Fall bleibt noch ein Hilfsmittel übrig, nämlich tüchtige Miniſter, welche durch ihre Geſchicklichkeit den Schaden wieder gut machen können, den die Unfähigkeit des Regenten verurſachen würde. Das Gute, welches offenbar aus dieſer Einrichtung folgt, beſteht darin: daſs Fürſten, die auf dem Thron geboren ſind, weniger Stolz und Eitelkeit beſitzen als ſolche, die aus der Niedrigkeit ſich zu dieſer Höhe erheben und, von ihrer Gröſse aufgeblaſen, nicht nur Diejenigen verachten, welche früher ihres Gleichen waren, ſondern auch bei jeder Gelegenheit Andere ſelbſtgefällig ihre Gröſse fühlen laſſen.

Hauptſächlich wird aber ein Fürſt, der verſichert iſt, daſs ſeine Kinder ihm auf dem Throne folgen werden, der alſo für ſeine Familie zu ſorgen glaubt, ſich mit mehrerem Eifer das wahre Wohl des Staats an

gelegen seyn lassen, da er solches als seyn väterliches Erbe betrachtet, dahingegen Regenten in Wahlreichen nur an sich denken und für nichts weiter sorgen, als was geschehen wird, so lange sie leben. Sie bestreben sich, ihre Familien zu bereichern, und lassen Alles zu Grunde gehen, weil sie den Staat nur als ein zeitliches Besitzthum, dem sie einst entsagen müssen, betrachten. Will sich Jemand davon überzeugen, so mag er nur auf Das sehen, was in den Deutschen Bisthümern, in Polen und selbst in Rom vorgeht *), wo die traurigen Folgen der Wahl nur zu deutlich sind. In diesem Fall findet man überall Schwierigkeiten und oft fürchterliche Uebel. Wenn man sich also Einsicht genug zutraut, die Welt aufklären zu wollen, so muß man sich vor allen Dingen in Acht nehmen, Hilfsmittel vorzuschlagen, die schlimmer sind als die Uebel, worüber man sich beklagt, und, wenn man es nicht besser machen kann, es bei dem alten Herkommen und vorzüglich bei den eingeführten Gesetzen lassen.

12.

Damit ein Fürst die Pflichten, welche ihm zu erfüllen obliegen, nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist wie der Geringste seiner Unterthanen. Wenn er der erste General, der erste Finanzier, der erste Minister des gesellschaftlichen Verbandes ist, so soll er dies nicht allein blos vorstellen, sondern auch alle damit verknüpfte Pflichten erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats und verbunden, mit Rechtlichkeit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, wie wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ab-

*) Bei den beiden erst Erwähnten hat sich Das bereits geändert. A. v. H.

legen ſollte. Er iſt ſtrafbar, wenn er das Geld ſeines Volkes, welches durch Auflagen einkommt, durch Aufwand, Pomp und Schwelgereien vergeudet; er, der über die guten Sitten wachen ſoll, welche die Aufſeherinnen der Geſetze ſind; er, der die Volkserziehung vervollkommnen und ſie nicht durch böſe Beiſpiele verderben ſoll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit iſt einer der wichtigſten Gegenſtände. Ein Regent kann dazu viel beitragen, wenn er Diejenigen, welche tugendhafte Handlungen gethan, auszeichnet und belohnt, und dagegen Denen ſeine Verachtung beweiſet, die in ihrer Verdorbenheit über ihre Ausſchweifungen nicht mehr erröthen. Ein Fürſt muß laut alle ſchlechte Handlungen mißbilligen und Unverbeſſerlichen Vorzüge verſagen. Es iſt noch eine Sache von Wichtigkeit, die man nicht aus den Augen verlieren darf und die, wenn man ſie nicht beachtet, den guten Sitten einen unerſetzlichen Nachtheil verurſachen würde; nämlich: wenn ein Fürſt Perſonen, welche große Reichthümer, ſonſt aber keine Verdienſte beſitzen, auszeichnet. Dieſe am unrechten Orte verſchwendete Ehrenerweiſungen beſtärken das Publikum in dem gemeinen Vorurtheile, daß man nur Vermögen beſitzen dürfe, um geachtet zu werden. Dann werfen Eigennutz und Habſucht ſogleich einen Zügel ab, der ſie ſonſt noch zurückhielt; Jeder will nur Reichthümer häufen; man ergreift die ungerechteſten Mittel, um ſie zu erlangen; das Sittenverderbniß greift immer mehr um ſich, ſchlägt Wurzel und wird allgemein; Leute von Talent und Verdienſt werden verachtet; das Publikum ehrt Keinen, außer die Midasenkel, durch deren großen Reichthum und Pracht es verblendet wird. Um zu verhindern, daß die Sitten eines Volkes nicht bis zu dieſem abſcheulichen Grade verderbt werden, muß der Fürſt unermüdet darauf aufmerkſam ſein, daß er nur das perſönliche Verdienſt

auszeichne und dem Reichthum ohne Sittlichkeit und Tugend nur Verachtung beweise. Da übrigens der Regent eigentlich das Haupt einer Familie von Bürgern, der Vater seines Volkes iſt, ſo muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen ſeyn, bei den Waiſen Vaterſtelle vertreten, den Wittwen beiſtehen, theilnehmendes Gefühl für die niedrigſten Armen wie für den erſten Hofmann haben, und gegen Diejenigen freigebig ſeyn, die, von aller Hilfe entblößt, keine Unterſtützung, außer durch ſeine Wohlthätigkeit, zu finden wiſſen.

13.

Zu Staatsgeſchäften braucht man weder Vorurtheile noch Leidenſchaften; die einzige, die man haben darf, iſt die Liebe zum allgemeinen Beſten. So dachte Marcus Aurelius, und ſo muß jeder Monarch denken, der ſeine Pflicht erfüllen will.

14.

Die Herren der Erde ſollen die Gerechtigkeit handhaben, die Tugend belohnen und ſie gegen die Unterdrückung ſo wie gegen die Verläumdung des Laſters ſchützen.

15.

Es iſt beſſer, Verbrechen zu verhüten und zu verhindern, als zu beſtrafen.

16.

Die Staatsgewalt muß auf die Cultur des Bodens Acht haben, der Geſellſchaft einen Ueberfluß von Lebensmitteln verſchaffen, die Betriebſamkeit und den Handel beleben, ſie muß eine immerwährende Schildwache ſeyn, welche die Nachbarn und die Schritte des Fein-

des des Staats beobachten muß. Man fordert von ihr, daß ihre Vorherſehung und Klugheit zu rechter Zeit Bündniſſe ſchließe und ſolche Bundesgenoſſen wähle, welche für das Wohl des Staates die ſchicklichſten ſind. Hierzu kommt noch ein tiefes Studium der beſonderen Verfaſſung und Lage des Landes, welches zu regieren iſt, und eine genaue Bekanntſchaft mit dem Geiſt der Nation; denn wenn der Regent aus Unwiſſenheit fehlt, ſo macht er ſich eben ſo ſtrafbar, wie wenn er es aus Bosheit thäte; jenes iſt ein Fehler der Trägheit, dieſes ein Verderbniß des Herzens; aber das Uebel, welches für die Geſammtheit daraus entſpringt, bleibt das nämliche.

17.

Die gute Wahl der Staatsbeamten iſt ohne Zweifel das wichtigſte Geſchäft eines Regenten.

18.

Könige, Fürſten und Miniſter ſind eben ſolche Menſchen wie Privatperſonen, und der ganze Unterſchied, den das Schickſal zwiſchen ihnen und Leuten von geringerem Range feſtgeſetzt hat, beſteht darin, daß ihre Handlungen wichtiger ſind.

19.

Sich niemals wider Willen zu einer Schlacht zwingen laſſen, iſt der erſte Grundſatz eines Generals.

20.

Fürſten, Regenten, Könige ſind nicht mit der höchſten Gewalt bekleidet, um ſich ungeſtraft Ausſchweifungen und jeder Art des Aufwandes ergeben zu können; ſie ſind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz ſich auf dem öffentlichen Schauplatze brüſte

und Einfalt der Sitten, Armuth und Elend mit Verachtung niedertrete; ſie ſtehen nicht an der Spitze des Staats, um neben ſich einen Haufen Müßiggänger zu halten, deren Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten Laſter erzeugt. Die ſchlechte Verwaltung der monarchiſchen Regierungsform rührt von mehren verſchiedenen Urſachen her, die ihren Urſprung in dem Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürſt, der den Weibern ergeben iſt, ſich von Maitreſſen und Günſtlingen beherrſchen laſſen; dieſe werden die Gewalt mißbrauchen, die ſie über den Geiſt des Fürſten haben, ſie werden ſich derſelben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, ſittenloſe Menſchen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und um andere ähnliche Schändlichkeiten zu verüben. Wenn der Fürſt, aus Hang zum Nichtsthun, die Führung des Staats gedungenen Händen, ich will ſagen ſeinen Miniſtern, überläßt, ſo zieht der Eine zur Rechten, der Andere zur Linken. Niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; jeder Miniſter ſtürzt um, was er ſchon eingeführt findet, ſo gut die Sache auch ſeyn mag, um ein Schöpfer von etwas Neuem zu werden und um ſeine Phantaſieen, oft zum Nachtheil des allgemeinen Beſten, durchzuſetzen: andere Miniſter, die an die Stelle von dieſen kommen, eilen ſo viel wie möglich, um auch ihrer Seits die gemachten Einrichtungen, eben ſo unüberlegt wie ihre Vorgänger, umzuſtoßen, zufrieden, wenn man ſie nur für Erfinder hält. So gewährt die beſtändige Reihe von Aenderungen und von Wechſel jenen Entwürfen niemals Zeit, Wurzel zu ſchlagen. Daher entſtehen Verwirrung, Unordnung und alle Fehler einer ſchlechten Regierung. Treuloſe haben ſtets eine Entſchuldigung bereit, ſie bedecken ihre Frevel mit dieſen beſtändigen Aenderungen, und da ſich ſolche Miniſter damit beruhigen, daß Niemand ihr Ver-

fahren unterſucht, ſo hüten ſie ſich wohl, ein Beiſpiel ſtrenger Unterſuchung bei ihren Untergebenen zu veranlaſſen. Die Menſchen hängen ſich an Das, was ihnen gehört; der Staat gehört dieſen Miniſtern nicht, daher liegt ihnen ſein Beſtes nicht wahrhaft am Herzen; Alles wird nachläſſig und mit einer Art ſtoiſcher Kaltblütigkeit betrieben; daher der Verfall der Rechtspflege, der Finanzen und des Militairweſens. Durch eine ſolche Regierung artet eine Monarchie in eine Ariſtokratie aus, wo die Miniſter und Generäle ihre Geſchäfte nach ihrem Belieben und ihren Einfällen betreiben; am Ende weiß Niemand mehr, was ein allgemeines Syſtem iſt, jeder folgt ſeinen eigenen Ideen, und der Centralpunkt, der Begriff der Einheit, geht verloren. Wie alle Räder einer Uhr nur zu Einem Zweck zuſammenwirken, nämlich die Zeit zu meſſen, ſo ſollte das ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung ebenfalls dahin zwecken, daß alle Zweige der Verwaltung gleichförmig zum Beſten des Staates beitragen; dies iſt der wichtigſte Gegenſtand, den man nie aus den Augen verlieren darf. Iſt dies nicht, ſo arbeiten ſich Miniſter und Generäle, aus perſönlichem Intereſſe, gewöhnlich einander entgegen und verhindern dadurch zuweilen die Ausführung der nützlichſten Dinge, weil ſie ſelbſt ſolche nicht in Vorſchlag gebracht haben. Aber das Uebel erreicht ſeinen Gipfel, wenn es verſchrobenen Köpfen gelingt, den Regenten zu überreden, daß ſein Intereſſe von dem ſeiner Unterthanen verſchieden ſei; dann wird der Souverain der Feind ſeines Volkes, ohne zu wiſſen, warum; er wird aus Mißverſtand hart, ſtrenge, unmenſchlich, denn da die Grundſätze, von denen er ausgeht, falſch ſind, ſo müſſen es auch nothwendig die Folgen ſein.

Der Regent iſt durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verbunden; er fühlt alſo durch eine unwillkürliche Rückwirkung alle Uebel, welche ſeine Unter-

thanen treffen, und dieſe leiden ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Regenten zuſtoßt.

Der Regent ſtellt den Staat vor: er und ſein Volk bilden einen Körper, der nicht glücklich ſein kann, wenn Beide nicht durch Einheit verbunden ſind. Der Fürſt iſt für den Staat, den er beherrſcht, was das Haupt für den Körper iſt; er muß für das Ganze ſehen, denken und handeln, um dieſem alle Vortheile zu verſchaffen, für die ſolches empfänglich iſt. Soll die monarchiſche Regierungsform den Vorzug vor der republikaniſchen behaupten, ſo iſt dem Souverain ſein Urtheil geſprochen: er muß thätig und gerecht ſein und alle ſeine Kräfte aufbieten, um den Standpunkt auszufüllen, auf welchen er geſtellt iſt.

21.

Aus einer anarchiſchen Regierung entſpringen nur Eigennutz, Stolz, niedrige und kleinliche Denkungsweiſe. Statt philoſophiſcher Köpfe findet man da blos Leute, die durch die ſtupideſte Albernheit verdummt und zu jedem Verbrechen fähig ſind, das nur der nichtswürdigſte Menſch begehen kann.

22.

Alle Menſchen begehen Fehler; folglich auch die Fürſten. Der wahre Weiſe, der Stoiker und ein vollkommener Fürſt haben nie exiſtirt und werden es auch nie.

23.

Ein Regent muß ſich niemals um das Innere der Familien bekümmern, noch ſich in Dinge miſchen, die in Privathäuſern vorgehen, oder es entſteht daraus die unerträglichſte Tyrannei.

24.

Genie am unrechten Orte gleicht sehr oft einem erstickten Saamenkorn, das gar keine Früchte trägt. In jedem Lande, wo Plutus mehr verehrt wird als Minerva, muß man natürlicher Weise erwarten, daß die Börsen voll und die Köpfe leer sind. Anständige Mittelmäßigkeit ist für einen Staat am zuträglichsten; durch Reichthum entstehen darin verderbte Sitten und Weichlichkeit. Ich will nicht sagen, es könne noch jetzt eine Republik wie die spartanische existiren: aber wenn man die gehörige Mittelstraße zwischen Mangel und Ueberfluß hält, so wird der Nationalcharakter etwas mehr Männlichkeit behalten, wodurch dann Fleiß, Arbeitsamkeit und überhaupt Alles befördert wird, was die Seelenkräfte erhoht. Durch großes Vermögen wird man entweder ein Knauser oder ein Verschwender.

25.

Die Staaten sind unsterblich, und ihre Oberhäupter müssen, so lange sie regieren, nicht alt werden.

26.

Der Grund von dem Verfall großer Reiche ist immer derselbe gewesen; er hat immer in der schwachen Staatsverfassung gelegen.

27.

Nichts zieht das Vertrauen der Menschen so sehr an sich, als ein großmüthiger und uneigennütziger Charakter.

28.

Die Fürsten glauben irrthümlicher Weise, Gott habe blos aus ganz besonderer Vorsorge für ihre

Größe, für ihr Glück und ihren Stolz diese Menge Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen nur blos zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt. Sobald ein Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nur unendlich fehlerhaft sein; daher dieser unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher der Druck der Auflagen, womit das Volk belastet wird, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen! Wenn die Fürsten sich von dieser irrigen Ansicht frei machten, wenn sie bis zu der Zeit ihrer Einsetzung hinaufsteigen wollten, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Volker ist; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sklaven eines Einzelnen hergegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs Einem unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und Einfälle zu sein; sondern daß sie aus ihrer Mitte Denjenigen gewahlt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu beherrschen, für den Gütigsten, um ihnen ein Vater zu sein, für den Menschenfreundlichsten, um Mitleid mit ihrem Unglück zu fühlen und ihnen beizustehen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, um sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege zu verflechten; mit wenigen Worten: für den Mann, der am fähigsten sei, den ganzen Staatskörper vorzustellen, und bei welchem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit und nicht zu einem Mittel diene, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu gründen. Stände dies als Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die

beiden Klippen vermeiden, welche zu allen Zeiten den Untergang der Reiche und die Verheerung der Welt verurſacht haben, nämlich: die ſchreckenloſe Ehrſucht und die ſchimpfliche Vernachläſſigung der Geſchäfte. Statt unaufhörlich Pläne zu Eroberungen zu machen, würden dieſe Erdengötter ſich alle Mühe geben, das Glück ihres Volkes zu ſichern; ſie würden all' ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verſchaffen und ihre Regierung ſanft und zum Wohl der Menſchheit zu führen; ihre edlen Thaten müßten es wünſchenswerth machen, als ihr Unterthan geboren zu ſeyn; es müßte unter ihnen eine edelherzige Nacheiferung hervorgehen, es einander in Güte und Milde zuvor zu thun. Mögen ſie inne werden, daß der wahre Ruhm edler Fürſten nicht in Vermehrung der Zahl ihrer Sklaven, ſondern in Erfüllung der Pflichten ihres Amts und in der Beeiferung beſteht, den Abſichten Derer zu entſprechen, die ſie mit ihrer Macht bekleidet haben, und von denen ihnen die höchſte Gewalt übertragen worden iſt.

Die Monarchen ſollten bedenken, daß Ehrſucht und eitler Ruhmbegier Laſter ſind, die man an einem Privatmann mit Strenge ahnet, und die man an einem Fürſten ſtets verabſcheut.

Wenn Fürſten immer ihre Pflicht vor Augen hätten, ihre Obliegenheiten nicht als ihrer Größe unwürdige Beſchäftigungen vernachläſſigten, ſo würden ſie nicht das Wohl ihrer Völker der Sorge eines Miniſters blindlings anvertrauen, der beſtochen werden kann, und dem faſt nie das allgemeine Beſte ſo am Herzen liegt wie dem Herrn.

29.

Es iſt für Fürſten ein Schimpf und eine Schande, ihre Staaten zu Grunde zu richten; es iſt eine frevel-

haſte Ungerechtigkeit und Raubſucht, Länder an ſich bringen zu wollen, auf die man keine gerechten Anſprüche hat.

30.

Tapferkeit bildet Helden, Menſchlichkeit gute Fürſten.

31.

Ruhm iſt die Münze der Helden; aber Fürſten begnügen ſich nicht immer damit.

32.

Es gibt für einen Geſetzgeber kein würdigeres Geſchäft als Sorge für die Erziehung der Jugend. In einem zarten Alter ſind junge Pflanzen noch für alle Eindrücke empfänglich. Flößt man ihnen Liebe zur Tugend und zum Vaterlande ein, ſo werden ſie gute Bürger, und gute Bürger ſind die ſtärkſte Schutzwehr eines Reichs. — Fürſten, die ihr Volk mit Gerechtigkeit beherrſchen, verdienen unſer Lob; aber wenn ſie ihre Sorge ſelbſt bis auf die Nachkommen erſtrecken, ſo ziehen ſie unſer Herz an ſich.

33.

Ein geiziger Fürſt iſt für ſein Volk wie der Arzt, der einen Kranken in ſeinem Blute erſticken läßt; ein verſchwenderiſcher aber wie der, welcher ihn durch vieles Aderlaſſen tödtet.

34.

Dünkel ohne Macht iſt nichtig, und die Staatsklugheit heiſcht immer, die Segel bei'm Sturme einzuziehen und ſie nur bei günſtigem Winde aufzuſpannen.

35.

Es iſt ausgemacht, daß Vergänglichkeit zu den ewigen Naturgeſetzen gehört. Wenn auch Philoſophen eine Regierungsform gründeten, ſo würde ſie doch dies Schickſal haben. Sind denn Philoſophen immer von Irrthümern befreit geweſen? Haben ſie nicht ſelbſt manche verbreitet, z. B. Ariſtoteles ſeine Subſtanzen, Plato ſeinen Galimathias, Descartes ſeine Wirbel, Leibnitz ſeine Monaden? Was könnte man nicht von den paradoxen Ideen ſagen, mit denen Jean Jacques (wenn man den auch unter die Philoſophen rechnen kann) Europa bewirthet hat, und die dennoch einigen Hausvätern das Gehirn ſo zerrüttet haben, daß ſie ihren Kindern Emils Erziehung gaben? Aus allen dieſen Beiſpielen erhellt, daß die Menſchen, ungeachtet ihrer guten Abſichten und der Mühe, die ſie anwenden, nie in irgend einem Stücke zur Vollkommenheit gelangen werden.

36.

Ein Fürſt, der Streitigkeiten durch die Gewalt der Waffen entſcheiden kann, iſt immer ein groſſer Redner — ein Herkules, der durch die Keule überzeugt.

37.

Unvollkommenheit ſowohl im Sittlichen als im Natürlichen iſt der Charakter der Kugel, welche wir bewohnen. Umſonſt iſt das Beſtreben, dieſe Welt aufzuklären; oft bringt ſogar dieſe Beſchäftigung Denen Gefahr, die ſich damit befaſſen. Können wir weiſe für uns ſein — gut, das mag uns genügen; aber den Pöbel müſſen wir dem Irrthum überlaſſen und uns nur bemühen, ihn von ſolchen Verbrechen abzulenken, welche die Geſellſchaft zerrütten.

38.

Jeder Staat irrt ſich, der, ſtatt ſich auf ſeine eigenen Kräfte zu verlaſſen, ſein Vertrauen in die Kräfte ſeiner Bundesgenoſſen ſetzt.

39.

In einer ariſtokratiſchen Regierungsform kann ein Funken eine Feuersbrunſt entzünden.

40.

Verläumdung findet bei Fürſten leichter Eingang als Rechtfertigung. Sie kennen die Menſchen hinlänglich, um zu wiſſen, daß keine Tugend ohne Fehler iſt, und ſie ſehen ſo viele Beiſpiele von der Bosheit des menſchlichen Herzens, daß ſie dem Irrthum leichter unterworfen ſind als Privatperſonen, die von der Welt entfernt leben.

41.

Man muß an die Zukunft denken und das Vergangene vergeſſen, denn dies bleibt, wie es iſt; doch für jene hat man viele Maßregeln zu nehmen.

42.

In den Verhältniſſen, wie die Völker civiliſirt werden, muß man auch ihre Geſetze mildern.

43.

Der groſſe Haufen, immer blödſinnig, iſt nur gemacht, um ſich von Denen leiten zu laſſen, die ſich die Mühe geben, ihn zu betrügen.

44.

Für Günſtlinge und Maitreſſen iſt Abweſenheit gefährlich.

45.

Die Anordnungen der Menſchen werden nie einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit erreichen, man muß ſich mit dem Beinah begnügen und gegen Mißbräuche nicht heftig deklamiren, die ſich doch nicht abhelfen laſſen.

46.

Die Fürſten müſſen dem Speer des Achilles gleichen, welcher das Uebel, das er verurſacht, auch wieder heilt. Wenn ſie den Völkern Unheil bringen, ſo iſt es auch ihre Pflicht, es zu vergüten.

47.

Ein Volk war immer Das,
Wozu ſein Fürſt es machte.

48.

Ein Bildhauer kann einem Stück Holz die Form geben, die ihm gefällt, einen Aeſop oder einen Antinous daraus machen, aber nie das Weſen des Holzes ändern. Jedes Volk wird immer gewiſſe herrſchende Laſter und Tugenden behalten.

49.

Ihr Staubgeborene, die ihr ergrimmt
Den ſtarken Arm mit Donnerkeilen rüſtet!
Zähmt, eh' die Welt durch euch in Thränen ſchwimmt,
Die Welt, die euer Stolz erobert und verwüſtet —
Zähmt eurer Willkür Rieſenmacht!
Seht Väter! wißt, die Menſchen, die ihr tödtet,
Sind eure Söhne; Blut des Bruders röthet
Den Erde Schooß in dem Gewühl der Schlacht.

50.

Was einer Heerd' ein guter Hirt, das iſt
Ein guter König ſeinen Unterthanen,
Der ſeinen Ruhm nach ihrem Wohlſtand mißt;
Sich durch ihr Blut des Ruhmes Pfad zu bahnen
Iſt ihm ein Gräu'l; ihm Menſchenfreundlichkeit
Das ſchönſte Lob, und daß er es verdiene,
Strahlt wie die Titus' er und Antenine
Und iſt wie ſie die Wonne ſeiner Zeit.

51.

Wohl den Fürſten, deren minder verzärtelte Ohren die Wahrheit ſelbſt dann gern hören, wenn ein unbedachtſamer Mund ſie ausſpricht. Aber eines ſolchen Grades von Tugend ſind nur wenige Menſchen fähig.

52.

Gute Könige ſterben, weiſe Gerechte ſind unſterblich.

53.

Vom Schilfrohr bis zum Cederſtamm,
Vom Bettler bis zum Könige
Wird jedes Menſchenherz von Gram
Und Kummer heimgeſucht, gedrängt;
Ein armer Landmann, dem ſein Stier
Gefallen iſt, fühlt ganz ſo tief
Was er verlor, wie der Monarch,
Der große Pläne lang verfolgt
Und ſie unrettlich ſcheitern ſieht.
Verwandte hat der Arme, nie
Der Fürſt; und Beide klagen oft
Die ſtrenge Parz' als grauſam an.

54.

Ein Volk in ſeiner hohen Unwiſſenheit betrachten, es bei ſeinen Fortſchritten und bis zu ſeiner Civiliſation verfolgen, heißt den Seidenwurm in allen ſeinen Verwandlungen als Puppe und als Schmetterling ſtudiren.

55.

Die Gebrechlichkeit unſerer Tugenden iſt in den Entſchlüſſen ganzer Korporationen noch mehr ſichtbar, als bei einzelnen Perſonen.

56.

Die Geſchichte wird als eine Schule der Fürſten betrachtet; ſie ſtellt ihrem Gedächtniſſe Männer dar, welche Väter ihres Vaterlandes waren, aber auch Tyrannen, die es verheerten; ſie zeigt ihnen die Urſachen, weshalb Reiche ſiegen und ſanken; ſie entwickelt eine ſo große Menge von Charaktern, daß einige darunter nothwendig den Charakteren neuerer Zeit gleichen müſſen, und indem ſie über den Ruf der Todten entſcheidet, richtet ſie ſchweigend auch die Lebenden. Durch die Schande, mit der ſie laſterhafte, nicht mehr vorhandene Menſchen belegt, gibt ſie der gegenwärtigen Generation eine Ermahnung zur Tugend und ſcheint ihr die Ausſprüche der Nachwelt über ſie zu offenbaren.

57.

Die ihr auf Thronen ſitzt, Regenten! eure Pflicht
Iſt's, Glückliche zu machen! Gleich der Sonne
Unſtrahle Glanz und Heiterkeit euch;
Verbreitet, ſo wie ſie, durch ſanften Einfluß Wonne
Und Segen über euer Reich!

58.

Das Laſter darf auf dem Throne keine Freiſtatt finden.

59.

Wenn ein Land wenig Erzeugniſſe hat und ſeine Zuflucht zum Kunſtfleiße ſeiner Nachbarn nehmen muß, ſo muß die Handlungsbilanz ihm nachtheilig ſeyn; es bezahlt mehr Gelder an die Fremden, als es von ihnen einnimmt; und wenn dies ſo fortgeht, ſo muß es ſich nach einer gewiſſen Reihe von Jahren vom baaren Gelde entblößt ſehen. Man nehme jeden Tag Geld aus einem Beutel und lege nichts hinein, ſo wird er bald leer ſeyn. Um dieſem Uebel zu begegnen, gibt es kein anderes Mittel als die Vermehrung der Manufakturen; dadurch gewinnt man an ſeinen eigenen Erzeugniſſen Alles, und an den ausländiſchen wenigſtens das Arbeitslohn.

60.

Will ein Monarch des Throns ſich würdig zeigen
Und nicht des Herrſchens Arbeit ſcheun,
Mein! der Geſchäfte Gang in allen Einzelnheiten
Verfolgen und den Staat mit eignen Händen leiten:
Dann warten Müh' und Sorgen ſein.

61.

Jedes Volk hat einen eigenthümlichen Charakter, der nach der mehrern oder wenigern Bildung, die es erhielt, anders modifizirt ſeyn kann, deſſen Grundzüge aber unvertilgbar ſind.

62.

Ein Fürſt iſt der erſte Diener, die erſte obrigkeitliche Perſon des Staats und muß dieſem von dem Gebrauch, den er von den Auflagen des Volkes macht, Rechenſchaft geben; er erhebt ſie, um durch die Truppen, die er hält,

den Staat vertheidigen zu können; ferner um die Würde, mit der er bekleidet iſt, zu behaupten; Dienſte und gute Eigenſchaften zu belohnen; zwiſchen Reichen und Verſchuldeten gewiſſermaßen das Gleichgewicht herzuſtellen; allen Arten und Gattungen von Unglücklichen Erleichterung zu verſchaffen; und in Allem, was den Staat im Ganzen betrifft, Pracht zu zeigen. Hat ein Fürſt einen hellen Kopf und ein biederes Herz, ſo wird er ſeinen ganzen Aufwand ſo einrichten, daß er dem Publikum Nutzen gewähre und ſeinen Unterthanen zum Vortheil gereiche.

63.

Nur Das iſt wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer ſeine Ländereien verbeſſert, unbebautes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei und verſchafft Kolonien Unterhalt. Dieſe arbeiten dann, da ſie heirathen können, frohen Muthes an der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts und vermehren die Zahl der arbeitſamen Bürger.

64.

— O, ihr grauſamen Eroberer!
Ihr gründet euren abſcheuwürd'gen Ruhm
Auf Blut, das ohne Werth euch ſcheint.
Sind denn die Menſchen ein ſo niedriges
Geſchlecht, daß ſie ſich morden, wie
Die Willkur des Tyrannen es gebeut?
Und eure felſenharten Herzen, ſchon
Gewöhnet an Verbrechen, achten nicht
Der Kriegesopfer, die mit Heldenmuth
Dem Tod ſich weih'n. O, ihr verderbt
In eurem ſchmachbedeckten Spiel
Zu Hunderttauſenden, wenn ihr
Dadurch vermehren eure Länder könnt.

65.

Ein Souverain hat das Glück eines ganzen Volkes zum Ziel, und es iſt ſeine Pflicht, daß er es ihm verſchaffe. Um dahin zu gelangen, muß er ſich ſelbſt aufopfern, und noch weit eher ſeine Verträge, wenn ſie anfangen, dem Wohl ſeines Volkes entgegen zu ſtehen.

66.

Ach, wie oft, ein Scheingut zu gewinnen,
Hier der Menſch ſein wahres Glück vergißt!
Lehnt es, Rieſenpläne zu erſinnen,
Da ein Schritt ſchon unſre Laufbahn mißt?
Helden, gönnt, ſtatt Ketten uns zu ſchmieden,
Gönnt der unglücksvollen Erde Frieden!
Oder treibt der Sporn der Ruhmſucht euch,
O dann leſ't, was von der Vorzeit Helden
Uns die Blätter der Geſchichte melden;
Werdet je an Ruhm ihr dieſen gleich?

67.

Findet man einen Spieler klug, der, wenn er ein Sept-leva gewonnen hat, den Tiſch verläßt, ſo muß man noch eher das Betragen eines Kriegers billigen, der ſich nach einer Reihe von vortheilhaften Siegen vor Fortuna's Eigenſinn zu ſichern weiß.

68.

O Fürſten, legt die Wuth zum Kriegen ab,
Wie lockend auch die Siegeskränze ſchimmern!
Sonſt wird die Welt ein ungeheures Grab,
Ein Schauplatz nur voll Leichen und voll Trümmern.

69.

Man muß mit dem Ackerbau anfangen, dann zu Ma-

nufakturen und endlich zu einem kleinen Handel fortgehen. So wie dieſe Geſchäftszweige feſten Fuß gewinnen, entſteht Wohlſtand, und dieſer erreicht eine Höhe, ohne welche die Künſte nicht gedeihen können. Die Muſen verlangen, daß der Fuß des Parnaſſes vom Paktolus benetzt werde. Erſt muß man etwas zu leben haben, ehe man ſich unterrichten und frei denken kann.

70.

Mochten ſich doch die Staatsmänner mit weit ausſehenden Plänen belehren, daß der menſchliche Verſtand, ſo umſchauend er auch ſeyn mag, doch nie ſo hellſehend iſt, um die feinen Verkettungen zu ergründen, die man doch müßte enthüllen können, um die Ereigniſſe, welche von kunftigen Zufällen abhängig ſind, vorauszuſehen oder anzuordnen. Die vergangenen Ergebniſſe erklären wir deutlich, weil die Urſachen derſelben bekannt geworden ſind; in denen aber, die erſt kommen ſollen, irren wir uns immer, weil die Nebenurſachen ſich unſern kuhnen Blicken entziehen. Daß die Staatsklügler getäuſcht werden, iſt nicht blos unſerem Jahrhundert eigen: eben ſo iſt es zu allen Zeiten geweſen, in welchen der Ehrgeiz der Menſchen große Entwürfe gebar. Um ſich davon zu überzeugen, darf man ſich nur an die Geſchichte jenes berühmten Bundes von Coimbra erinnern, an die Ausrüſtung der unüberwindlichen Flotte, an den Krieg König Philipps II. wider die Holländer, an die ungeheuren Pläne Ferdinands II. beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, an die verſchiedenen Theilungsentwürfe vor dem Erbfolge-Kriege, und an dieſen Krieg ſelbſt. *)

Alle dieſe großen Unternehmungen gewannen ein Ende, welches der Abſicht ihrer Stifter oder Beförderer

*) Den ſiebenjährigen.

beinahe gerade entgegen lief, und Das deshalb, weil irdische Dinge nicht zuverläßig und die Menschen, die menschlichen Entwürfe und Ereigniße einem beständigen Wechsel unterworfen sind.

71.

Ich habe in unserem Lande Alles gethan, was ich nur konnte, um die Rechtspflege zu verbessern und den Mißbräuchen bei den Tribunalen abzuhelfen: doch nur Engeln konnte Das gelingen, wenn sie sich mit diesen Geschäften befaßen wollten.

72.

Ihr Großen, deren starke Hand
Das Ruder der Geschäfte lenket,
Ihr seht, wird euer Stolz gekränket,
Ist eine ganze Welt in Brand
Und opfert eurer Rache Wuth
Der Länder Wohl, des Volkes Blut.

Ihr untergrabt der Menschheit Glück,
Um falschen Ruhm an euch zu reißen,
Um in der Staatskunst groß zu heißen,
Verübt ihr jedes Bubenstück;
Nichts hält euch ab zu frevln, nicht
Gerechtigkeit noch Treu' und Pflicht.

Nicht euer Fürstenwort noch Eid
Kann eure freche Bosheit zügeln;
Ihr spielt mit Schwüren und mit Siegeln;
Des Krieges Greuel wird erneut;
Ihr brecht Verträge sonder Scheu,
Gewinnt nur euer Stolz dabei.

Und doch ſeid ihr beklagenswerth!
Zwar frei, doch eines Knechtes Knechte,
Bekämpft ihr unbekannte Mächte
Und führt die Feder für das Schwert,
Womit ihr bald die Menge täuſcht,
Bald auch einander ſelbſt zerfleiſcht.

73.

Gott hat, wie mich dünkt, die Eſel, die doriſchen Säulen und uns Könige dazu geſchaffen, daß wir die Laſten dieſer Welt tragen ſollen, in welcher ſo viele andere Weſen zum Genuß der Güter beſtimmt ſind, die ſie hervorbringt.

74.

Wenn über Andre dich Gewalt und Macht erhebt,
So ſei das Ziel, nach dem dein Eifer raſtlos ſtrebt,
Der Preis, nach dem du ringſt — die Menſchen zu beglücken!
In dem Bewußtſeyn liegt ein göttliches Entzücken.
Kennt ſchwarzer Undank dir, wird deine Huld verkannt,
Verkrypple großmuthvoll die Gaben deiner Hand!
Vor Allem hüte dich, daß Jähzorn oder Rache
Je deinen ſtarken Arm zu ihrem Werkzeug mache!
Blut, das der Rachſucht fließt, befleckt des Helden Schwert;
Wer nicht verzeihen kann, iſt nicht zu herrſchen werth.

75.

Das Mitleid und die Begierde, Den zu unterſtützen, der Beiſtand bedarf, ſind den meiſten Menſchen ſchon angeboren. Wir ſtellen uns unſere Schwachheit und unſer Elend vor, wenn wir Andere in dergleichen Umſtänden ſehen, und haben eben ſo viel Bereitwilligkeit, ihnen zu helfen, wie wir uns von Andern wünſchen

würden, wenn wir uns in der nämlichen Lage befänden. Die Tyrannen fehlen gewöhnlich dadurch, daß sie Alles unter Einem Gesichtspunkte ansehen. Sie betrachten die Welt nur in Beziehung auf sich selbst; nur um über das allgemeine Unglück erhaben zu seyn, verhärten sie ihre Herzen dagegen. Bedrücken sie ihre Unterthanen, sind sie hart, grausam und gewaltthätig, so kommt Dies daher, weil sie das Uebel, das sie thun, nicht kennen, und weil sie es, da sie nie davon gelitten haben, für allzu geringe halten.

76.

Ein Tyrann, die Geißel seiner Staaten,
Prahlt oft laut von seinen Heldthaten,
Wenn die Welt von seinen Gräueln spricht.

77.

Nie werden Schimpfreden die Regierung verbessern, aber wohl vielleicht erbittern.

78.

— Gute Fürsten sind der Gottheit Bild;
Doch wenn die Falschheit ihre Zug' entstellt,
Dann wird der schönste Zweig aus ihrem Kranz
Gerissen. — Güte macht die Götter! Bosheit
Die Teufel.

79.

Jeder, der den Entschluß faßt, sich einen hohlen Zahn ausreißen zu lassen, wird auch eine Schlacht liefern, um einen Krieg zu endigen. In solchen Umständen Blut vergießen, heißt in der That: es schonen. Man läßt dem wahnsinnigen Feinde zur Ader und gibt ihm seine gesunde Vernunft wieder.

80.

Ein tugendhafter Fürſt ſei es nicht halb!
Mit Falkenaugen ſteht ohn' Unterlaß
Das Volk auf euch; ihr ſollt durch euren Wandel
Der ganzen Welt ein großes Beiſpiel ſeyn.
Der große Haufen, der ſich nur zu leicht
Verführen läßt, ahmt, ſeinem Vorbild treu,
Die Fehler des Regenten nach.

81.

Wenn bei Fürſten das Herz gut iſt und die Abſichten redlich ſind, ſo muß man gegen ſie mehr Nachſicht haben als gegen andere Menſchen, die Fallſtricken minder blos geſtellt ſind und ſie daher leichter vermeiden können.

82.

Ihr, deren ſtolzer Geiſt nach Kriegesruhm gelüſtet,
Bedenkt, eh' ihr das Schwert ergreift
Und Eure Legionen rüſtet,
Mit welchem Elend ihr die Menſchheit überhäuft!
Ach, eurer Roſſe Huf verwüſtet
Das ährenvolle Feld, zur Ernte ſchon gereift.
Der laute Jammerruf von Greiſen, Weibern, Kindern
Rührt jene Krieger nicht, die raubbegierig plündern.

83.

Gewöhnlich macht man ſich in der Welt einen abergläubiſchen Begriff von den großen Revolutionen der Reiche, aber wenn man hinter den Kuliſſen ſteht, ſo ſieht man meiſtentheils, daß die zauberhafteſten Decorationen durch die gemeinſten Maſchinen und durch elende Leute in Bewegung geſetzt werden, die, wenn ſie ſich dem Publikum in ihrer natürlichen Geſtalt zeigten, nur Unwillen erregen würden.

84.

In den Marmorſäulen und Trophäen,
Die ein König ſeinem Nachruhm weiht,
Bleibt von ſeiner Größe nichts zu ſehen
Als die Größe ſeiner Eitelkeit.

85.

Um die Regierung eines Fürſten zu beurtheilen, muß man aus einem Anfang von drei Monaten keinen Schluß ziehen.

86.

Was iſt der Fürſten Loos, die dieſer Welt
Gebieten? Kummer nur, Unglück und Schmerz;
Von Schlingen und Gefahren ſtets bedroht,
Verfolgt von ihrer Feinde Grauſamkeit.
Ein Herrſcher ſtrebt für Undankbare nur,
Und es verläßt ihn keinen Augenblick
Die Sorg'; und wenn umſonſt er ſich gemüht,
Wenn ſeine Arbeit keine Frucht ihm bringt,
Das Schickſal lang genährte Pläne hemmt:
Ein blinder Thor ſcheint dann er nur zu ſeyn.
Weit mehr denn jeder andre Sterbliche
Iſt er des Glückes Launen ausgeſetzt,
Denn Mißgeſchick hat leider keinen Freund.

87.

Welch' einen Vortheil trägt es der Geſellſchaft ein,
Daß ein Miniſter, den Fortuna's Sonnenſchein
Umſtrahlt, der, wenn ſein Haupt auch nicht die Krone zieret,
Doch alle Macht beſitzt und unumſchränkt regieret —
Daß er ein neu Syſtem zum Wohl des Staats erdenkt,
Wenn, durch Bedürfniſſe des Augenblicks gelenkt,
Er ſeinen Plan vergißt und nur Entwürfe häufet,
Wovon der beſte ſelbſt nie zur Vollendung reifet?

88.

In Gränzen sind die Mächtigsten beschränkt,
Wie jeder Staat; sie wachsen eine Zeit,
Dann bleiben sie auf dieser Stufe steh'n,
Denn Alles, was beginnt, das endet auch.
Ich sah den großen August, kannte Karl *),
Ich sah auch jenen weltberühmten Czaar
(Man nennt ihn groß, doch er war ungerecht):
Sie gleichen sich in ihren Plänen auf.
Ich ging vorbei, da waren sie nicht mehr.

89.

Leider sind Arglist, Unredlichkeit und Doppelzüngigkeit der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen und ein Beispiel für sie seyn sollten. Das Studium des menschlichen Herzens an solchen Leuten demüthigt sehr.

90.

— Kein Staat auf unserm Erdenball,
In dem nicht Vorurtheil und Wahn und Mißbrauch walten.
Man trägt sie, seufzt darob, und Alles bleibt beim Alten.

91.

Je mehr Geburt und Stand dich vor der Welt erheben,
Um desto mehr mußt du nach inn'rem Werthe streben;
Nur dieser wird verehrt, drum denke stets daran,
Daß man auf Andre nur durch Beispiel wirken kann.
Der Fürsten Beispiel hat die Laster oft empfohlen.
August berauschte sich, und trunken war ganz Polen;
Als Ludwig sich vom Reiz der Wollust fesseln ließ,
Da opferte, gleich ihm, Cytheren ganz Paris;
Als er ein Frömmling ward, da sah man gleich Gestalten
Entmannter Höflinge die Hände betend falten.

*) Kaiser Karl VII.

92.

Beim Titel: König, Potentat und Herr
Spricht Jeder: „Ach wie gerne wär' ich das!"
Du armer Tropf, dich blendet eitler Glanz,
Denn wäreſt du's, du ſäh'ſt gewiß es ein,
Wie ſehr dich Schein und Irrthum hinterging!
Was wär' es denn, wenn man auf einen Thron
Dich ſetzte, dir auf's Haupt die Krone legte?
Ob du dann würdeſt wohlbeleibter ſeyn?
Um einen Gran geſünder? Sprich! —
Ein jeder Stand, durch ein gerechtes Loos,
Fühlt — welch' ein Wunder iſt denn wohl dabei? —
Des Guten und des Böſen Wechſel ſtets.
Was liegt daran, in welcher Larve dir,
Ob unter Krone, Biſchofsmütze, Helm,
Ein grauſam, unbeſtändig, grillenhaft
Geſchick in herbe Qualen hundertmal
Die Wohlthat wandelt, die es dir verliehn?
Sind Freud' und Schmerz nicht gleich?

93.

Ein ungerechter Richter iſt ärger als ein Straßenräuber. Allen Bürgern ihr Eigenthum ſichern und ſie ſo glücklich machen, als es die Natur des Menſchen geſtattet — dieſe Pflicht hat Jeder, der das Oberhaupt der Geſellſchaft iſt.

94.

Kein Staat, und ſei er noch ſo gut organiſirt,
In dem die Möglichkeit zu beſſern ſich verliert;
Bald werden ſich Geſetz und Sitten widerſtreiten,
Bald rüget die Vernunft verjährte Albernheiten,
So manches Hinderniß erſchwert den guten Zweck —
„Ei warum" frageſt du: „räumt man es denn nicht weg?"

95.

Durch Kriegeskunſt beſteht ein Volk, durch ſie
Des Fürſten Thron, durch ſie der Fürſten Ruhm.
Sie ſelbſt, die Kriegeskunſt beſteht durch Zucht
Und Ordnung. —

96.

Die Tugend der Aufrichtigkeit hat ſich von jeher ſchlecht mit der niedrigen Schmeicheiei vertragen, die an den Höfen hauſt. —

97.

Die Geſetze ſind dazu da, daß ſie die Schwachen vor der Unterdrückung der Mächtigen beſchützen ſollen, und ſie würden überall beobachtet werden, wenn man Diejenigen genau in Aufſicht hätte, durch welche die Geſetze ſprechen und handeln.

98.

Fußvolk und Reiſige, Geſchoß und Waffen, —
Durch ſie allein beſtehen Völker nicht,
Wenn ſie zum blut'gen Kampf das Schickſal ruft.
Ein Feldherr wird erfordert, der's verſteht
Zu führen Roß und Volk; der Muth und Geiſt
Und Thätigkeit in ſich vereint; der klug
Die ganze Folgenreihe überſieht
Von jedem Schritte; der zu Sieg und Ruhm
Schlau neue Weg' entdeckt und kühn ſie geht:
Ein Held iſt nöthig!

99.

Der äußern Würde Glanz verblendet nur den Haufen,
Den Lorbeer des Triumphs, der eure Stirn umſchlingt,
Ihr Helden, müßt ihr ſchwer mit Grauſamkeit erkaufen,
Das Feld, auf dem er wächſt, iſt nur mit Blut gedüngt.

III.

Religion und Moral.

1. Religiöse Ansichten.

1.

Es ist ein Gott!
Die Erde zeigt,
Der Himmel preist ihn nur!
In Allem ist bestimmter Zweck,
Der spricht für ihn!
Verdauung wurde mir ertheilt;
Ein Nahrungssaft
Erfrischt den Leib,
Stärkt ihn, und meines Lebens Zeit
Verlängert.
Das Aug' erschuf
Mir Gott, zu seh'n;
Das Ohr, damit ich hören soll;
Den Fuß, daß er mich tragen soll;
Den Arm zu meinem Schutz.
Und hab' ich Geist,
So muß ihn Der,
Von dem ich ihn empfing;
In höhrer Fülle noch
Besitzen als der Sterbliche —
Wer schenket das,
Was er nicht selbst besitzt?

2.

Wie kann man mit Wahrheit ſagen, daß die Religion die Urſach alles Unglücks des menſchlichen Geſchlechtes ſei? Um ſich richtig auszudrücken, hätte man bloß ſagen können, daß der Ehrgeiz und Eigennutz der Menſchen dieſe Religion zum Vorwand brauchten, um die Welt zu beunruhigen und eigenſüchtige Leidenſchaften zu befriedigen. Was kann man, wenn man redlich iſt, an der in den zehn Geboten enthaltenen Sittenlehre tadeln? Stände im Evangelium nur der einzige Lehrſatz: „Thue Andern nicht, was du nicht willſt, daß ſie dir thun", ſo müßte man zugeben, daß dieſe wenigen Worte die Krone aller Moral enthalten. Und predigte nicht Chriſtus Verzeihung für Beleidigungen, Barmherzigkeit und Menſchenliebe in ſeiner vortrefflichen Bergpredigt? Man muß alſo nicht das Geſetz mit dem Mißbrauch, das Geſchriebene nicht mit Dem, was die Menſchen thun, und die wahre chriſtliche Moral mit der verderbten Prieſtermoral verwechſeln. Wie kann man alſo der chriſtlichen Religion zur Laſt legen, daß ſie die Urſach der Verderbniß der Sitten ſei? Mit Recht kann man aber den Geiſtlichen vorwerfen, daß ſie den Glauben, äußerliche Gebräuche, leichte Büßungen und Ablaß, den ſie für baares Geld verkaufen, an die Stelle der geſellſchaftlichen Tugenden, eines guten Wandels, eines unſträflichen Gewiſſens und einer wahren Sinnesbeſſerung ſetzen. Man kann ihnen vorwerfen, daß ſie vom Eide losſprechen und den Gewiſſenszwang einführten. Dieſe ſtrafbaren Mißbräuche verdienen, daß man ſich wider Diejenigen auflehnt, die ſie einführen und billigen.

3.

Die Zwecke, welche ſich die Natur bei ihren Werken

vorſetzte, ſind ſo offenbar, daß man gezwungen wird, eine allgewaltige und unendlich weiſe Urſach anzunehmen, welche nothwendig Alles dahin lenkt. Betrachte ich den Menſchen, ſo finde ich, daß er bei ſeiner Geburt das ſchwächſte unter allen Thieren iſt: ohne Waffen, ohne Schutz wider Angriffe, unvermögend der Strenge der Jahreszeiten zu widerſtehen und ſtets in Gefahr, ein Raub reißender Thiere zu werden. Um ihn für die Schwäche ſeines Körpers ſchadlos zu halten und dem Untergange ſeines Geſchlechtes vorzubeugen, begabte ihn die Natur vor allen andern Geſchöpfen mit einem vorzüglichen Verſtande, der ihn in den Stand ſetzt, Das zu erſetzen, was ihm die Natur zu verweigern ſcheint. Der Körper des verächtlichſten Thieres iſt wunderbarer eingerichtet als das künſtlichſte Laboratorium des geſchickteſten Chemikers; er bereitet die Säfte, die ſein Daſeyn erneuern, die ſich den Theilen, woraus es beſteht, aſſimiliren und ſein Leben verlängern. Wie könnte ſich dieſer wunderbare und zur Erhaltung aller lebenden Weſen nothwendige Bau von einer blinden Urſache herleiten laſſen, deren wunderbare Wirkungen ohne Einſicht und Bewußtſeyn geſchehen?

4.

Was wir nach der Vernunft glauben, kann nicht falſch ſeyn, weil die Vernunft ein Licht iſt, welches unfehlbar von Gott kommt, und weil Gott uns nicht hintergehen kann.

5.

Wer unſchuldiger Weiſe im Irrthum iſt und kein Mittel weiß, ſich davon zu befreien, muß auf Gottes Güte hoffen. Derjenige aber hat Urſach zu zittern, der im Irrthum beharrt, weil er aus Trägheit nicht aufgeklärt ſeyn will.

6.

Unmöglich können Menſchen über die Eigenſchaften und Handlungen des Schöpfers philoſophiren, ohne Armſeligkeiten zu ſagen. Ich habe keinen anderen Begriff von Gott, als daß er ein vollkommen gutes Weſen iſt. Ich bin überzeugt, daß Alles in dieſer Welt noch gut genug iſt, und daß Gott, wenn wir zu Metaphyſikern beſtimmt wären, uns gewiß unendlich größere Einſichten und Kenntniſſe gegeben hätte, als wir haben.

7.

Die Wurzeln des Aberglaubens ſind über den ganzen Erdkreis verbreitet; er iſt ein Sohn der Furchtſamkeit, Schwäche und Unwiſſenheit, und dieſe Trinität herrſcht über Leute von der gemeinen Art eben ſo gebieteriſch wie eine andere in den Schulen der Theologen.

8.

Die Toleranz muß in einem Staate Jedem Freiheit geben, Alles zu glauben, was er will, aber ſich nicht ſo weit erſtrecken, daß ſie die Frechheit und Ausgelaſſenheit junger Leute autoriſirt, die Dem kühn hohnſprechen, was das Volk verehrt.

9.

Die Menſchen halten, wenn ſie für die Ehre Gottes zu kämpfen glauben, Alles für erlaubt und beflecken die Altäre des wohlthätigſten Weſens mit dem Blute unſchuldiger Opfer.

10.

Scheinheilige, die immer Recht haben wollen, die Wahrheit nicht achten und gewohnt ſind, ungeſtraft zu lügen, bleiben nie ohne Gegenantwort.

11.

Man muß nicht Vorurtheilen vor den Kopf ſtoßen, welche die Zeit dem Volke heilig gemacht hat; und wenn man Denkfreiheit einführen will, ſo darf man doch nicht dem eingeführten Glauben hohnſprechen. Wer ſich ruhig beträgt, wird ſelten verfolgt.

12.

Die Frömmler haben ihren Anhang, und man wird ſie nur durch überlegene Gewalt zu Boden ſchlagen können. Die Regierung muß die Sentenz fällen. Aufgeklärte Miniſter können viel dazu beitragen, aber doch iſt der Wille des Souverains unumgänglich nöthig.

13.

Man kann, wenn man gleich ein guter Katholik iſt, dennoch dem Statthalter Gottes ſeine irdiſchen Beſitzungen abnehmen, die ihn ohnedies ſehr von ſeinen göttlichen Pflichten abziehen und ſein Seelenheil oft in Gefahr ſetzen.

14.

Groſſe Frömmelei und Verrücktheit im Gehirn ſind, nach meinem Begriff, gleichbedeutende Wörter, wenn anders die Frömmelei nicht noch gefährlicher iſt, denn ſie bleibt, das Verrücktſeyn hingegen verliert ſich, ſobald das Fieber nachläßt.

15.

Die Beweiſe der Religion müſſen klar ſeyn, weil wir eine Vernunft haben, die von Gott kommt und folglich nichts Böſes ſeyn kann. Wenn nun aber dieſe Vernunft ſich Dem, was die Menſchen von der Religion ſagen, widerſetzt, ſo müſſen wir dieſes Licht, auf bloſe Wahrſcheinlichkeiten, nicht erſticken; denn Das hieße ei-

nen ſchlechten Gebrauch von dem koſtlichſten Geſchenke machen, das Gott den Menſchen verliehen hat.

16.

Wer den Fanatismus zerſtört, trocknet die unglückliche Quelle von Spaltungen und Feindſchaften aus, die dem Andenken Europas noch gegenwärtig ſind, und wovon man bei allen Völkern blutige Spuren findet.

17.

Die meiſten Religionsquälereien werden durch Geſchäftsloſigkeit veranlaßt.

18.

Der Vorſicht Hand weiß Alles auszugleichen:
Der Frühling prangt mit ſeinen Roſenſträuchen;
Der Sommer beut uns Früchte dar;
Mit Segen krönt der Herbſt das Jahr;
Der Winter gibt uns Zeit zu ruh'n,
Mit Früchten gütlich uns zu thun.

19.

Es iſt der Weisheit und Güte Gottes nicht gemäß, von dem Menſchen zu verlangen, was dieſer zu leiſten nicht im Stande iſt, d. h. was ſeine größten und aufs redlichſte angewandten Kräfte überſteigt.

20.

Man jage die Vorurtheile durch die Thür fort, ſo werden ſie durch die Fenſter wiederkommen. Ein Frömmling an der Spitze eines Staats, oder ein Ehrgeiziger, der ſich aus Eigennutz mit der Kirche in Verbindung einläßt, wird in Einem Tage das ganze Gebäude umſtürzen, das man kaum in zwanzig Jahren mit vieler Mühe aufgeführt hat.

21.

Der Glaube an einen Gott iſt keineswegs die Wirkung des Zufalls oder der Staatskunſt und noch weniger der Unwiſſenheit, weil er ſich bei allen Menſchen findet.

22.

Der Geiſt, die Lehren der Religion,
Beſtehn im Thun und nicht im Glauben.

23.

Das Unglück macht zaghaft und die Furcht abergläubiſch.

24.

— Wie kann ein Gott
Ohn' alle Leidenſchaften ſich erzürnen?
Ich ſeh' in ihm nur Wohlthun, Gnade, Huld;
Der Menſch allein, der ihn als Wütherich
Uns ſchildert, iſt's, der ihn beleidigt.

25.

Aberglaube iſt eine Schwachheit des menſchlichen Geiſtes; ſie hängt dieſem Weſen an, war von jeher da und wird immer vorhanden ſeyn.

26.

Es verhält ſich mit Sektenſtiftern wie mit Geſandten: oft gelingt mittelmäßigen Köpfen etwas am beſten, wenn nur die Bedingungen, die ſie anbieten, vortheilhaft ſind.

27.

Macht auch die Philoſophie einige Fortſchritte, ſo erhalten ſich doch noch immer Stupidität und falſcher

Religionseifer in der Kirche, und dieſer Name bleibt das Feldgeſchrei für Alle, die arm an Geiſt oder von der raſenden Begierde befallen ſind, das Seelenheil ihrer Mitbürger zu erzwingen.

28.

Der Ew'ge haſſet, was gewaltſam iſt,
Er macht die Schwachheit, ſelbſt die Kindheit ſtark,
Schlägt, wenn er will, den Dünkel der Vernunft.

29.

Wie lächerlich iſt nicht das große Heer
Der Abergläubiſchen! War je ein Wahn
So toll, der ihnen nicht für Wahrheit galt?
Verſtärkten liſtige Betrüger nicht
In ſeinem Irrthum ſtets das dumme Volk,
Verkundeten mit ſchlauem Doppelſinn
Orakelſprüche, oder thaten Wunder
Und Zeichen durch verſchmitzte Gaukelei?

30.

— Wo man nicht
Mit Gründen Ketzer widerlegen kann,
Kommt man am kürzeſten davon, wenn man
Sie durch ein Anathema niederdonnert.

31.

Ob deinen Glauben dir Rom's Bullen vorgeſchrieben,
Ob du Calvinen folgſt, mir gilt es einerlei:
Ich wett' als Proteſtant und Katholik dich lieben,
Bin du ein Biedermann, übſt deine Pflicht getreu
Als guter Bürger aus, ſtrebſt Andre zu beglücken.
Unendlich mehr als dein Verſtand
Rühret deine Tugend mich, gern reich' ich dir die Hand
Und eile, dich als Freund an meine Bruſt zu drücken.

32.

O hütet vor dem falſchen Eifer euch,
Verderblicher als jedes andre Feuer.

33.

Der Gott, dem die Natur ſo laut
Ein Loblied ſingt, und deſſen Ruhm
Ein jeder Strom in ſeinem Lauf
Verkündiget und preiſt, der Gott
Iſt ewig, groß, allmächtig, doch
Voll Gnad' und Huld, und überall
Verſchwendet reiche Wohlthat er.
Drum betet ihn das Weltall an.
Der Staubgeborne ſteht zu ihm:
Denn ſeiner Allmacht Flammenſchrift
Grub er in unſre Herzen ein. —
Ein Weſen, das uns beſchalt ſchreckt,
Kann nur ein Gott für Wilde ſeyn,
Für Ungeleſen. Weihrauch bringt
Der Weiſe nur dem Einen Quell
Des Guten voll Anbetung dar.

34.

Falſcher Religionseifer iſt ein Tyrann, der Provinzen entvölkert; Toleranz aber eine zärtliche Mutter, die ſie pflegt und blühend macht.

35.

Ein Bau, den Kunſt, die Weisheit ſchuf, in dem
Verbindung, Zweck und Ordnung ſichtbar ſind,
Zeigt offenbar den Künſtler, der ihn ſchuf,
Iſt hochverhaben, und das Ungefähr
Ein leeres Wort, das ſtolzer Ignoranz
Zum Schilde dienen ſoll.

36.

Wer verblendet und grauſam iſt, kann nur verfolgen; die Aufgeklärten und menſchlich Denkenden müſſen tolerant ſeyn.

37.

Das einzige vollkommne Weſen, Gott,
Iſt mild, und ſeine nie ermeß'ne Huld
Läßt ſchonend, niemals ſeinen Zorn erglüh'n.
Der ſchwache Wurm, der nur im Staube kriecht,
Der Sterbliche, weckt ſeine Blitze nicht.
Den bangen Menſchen, den Gefahr erſchreckt,
Sieht ja die Gottheit voller Mitleid an,
Wird nach dem Tod erbarmungsvoll ihm ſeyn.
Vertraue dieſem wohlthatreichen Gott,
Er hilft im Tode dir gewiß. So wirf
Dich reicher Hoffnung voll in ſeinen Arm.

38.

Laßt uns mit ſtiller Huldigung den Gang
Der Vorſicht und die ewigen Geſetze
Verehren, welche ſie dem Weltall gab.
Es fürchte unſer engbeſchränkter Geiſt
Am meiſten ſeinen eignen Wahn und maße
Sich über tief verborgne Dinge nicht
Entſcheidung an! — Gewiß, welch' Unglück auch
Uns widerfahren mag — der Himmel weiß
Unendlich mehr als alle Philoſophen. —

39.

Es gibt wenig Länder, wo die Bewohner Eine Meinung in Anſehung der Religion haben: oft ſind ſie gänzlich verſchieden; es gibt ſeparate Sekten und

da entſteht die Frage: ob nothwendig alle Bewohner einſtimmig denken müſſen, oder ob man Jedem erlauben könne, nach ſeiner Weiſe zu denken? Finſtere Staatsmänner werden ohne Bedenken ſagen: „Es muß überall nur eine gleiche Meinung herrſchen, damit die Bürger Eines Staates durch nichts getrennt werden.“ Der Theologe ſetzt hinzu: „Wer nicht denkt, wie ich, der iſt verdammt, und es geziemt ſich nicht, daß mein Regent ein König von Verdammten ſei; man muß ſie alſo in dieſer Welt hinrichten, damit ſie deſto heiliger in jener werden.“

Hierauf kann man antworten: daß niemals eine Geſellſchaft einſtimmig denken wird, und daß unter den chriſtlichen Nationen die meiſten Anthropomorphiten ſind. Es gibt eine Menge von Ketzern unter allen chriſtlichen Sekten: überdies glaubt Jeder, was ihm am wahrſcheinlichſten iſt. Man kann einen armen Unglücklichen mit Gewalt zwingen, ein gewiſſes Formular herzuſagen, dem er ſeinen Beifall verſagt; was gewinnt aber der Verfolger dabei? Wenn man jedoch bis zum Urſprung der Welt hinauf ſteigt, ſo iſt es einleuchtend, daß der Regent ſchlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnſinnig ſeyn, wenn man ſich vorſtellen wollte, daß Menſchen zu Einem ihres Gleichen geſagt haben ſollten: „Wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven ſeyn wollen, und wir geben dir die Macht, unſere Gedanken nach deiner Willkür zu lenken“? Sie haben vielmehr geſagt: „Wir bedürfen deiner, um die Geſetze aufrecht zu erhalten, denen wir gehorchen wollen, um weiſe regiert zu werden und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unſere Freiheit.“ Dies iſt das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung ſtattfinden kann, und dieſe Toleranz iſt ſelbſt ſo vortheilhaft für die Geſellſchaften, wo ſie eingeführt iſt,

daß ſie das Glück des Staates macht. Sobald jede Art, Gott zu verehren, frei iſt, herrſcht überall Ruhe, ſtatt daß Verfolgung die Quelle der blutigſten, langwierigſten und verheerendſten Bürgerkriege geweſen iſt. Das kleinſte Uebel, welches Verfolgung nach ſich zieht, iſt Auswanderung der Verfolgten; Frankreich hat Provinzen, deren Bevölkerung dadurch lediglich gelitten, und die noch jetzt den Widerruf des Edikts von Nantes empfinden.

40.

Fanatiker müſſen gelinde Mittel haben, ſonſt bekommen ſie Convulſionen.

41.

Das Pfaffengeſchmeiß rügt die kleinſte Verletzung der Orthodoxie; man wagt es nicht, die Wahrheit entſchleiert zu zeigen, und die Tyrannen der Seele verlangen, daß die Ideen ihrer Mitbürger alle in Eine Form gegoſſen ſeyn ſollen.

2. Moral.

1.

Verdienſt — bleibt lang es auch verkannt
Und unterdrückt — wird endlich doch gerächt.
Laßt einen Neider auch auf einen hohen Stand
Und einen langen Stammbaum pochen:
Umſonſt verhüllt er ſich in goldne Pracht; der Thor
Blickt doch durch allen Prunk, der ihn umglänzt, hervor;
Durch ſeine Schätze wird die Wahrheit nicht beſtochen.
Er iſt ein hohler Ball, von Luft nur aufgeſchwellt:
Ritz' ihn, die Luft entfährt, die ſchlechte Hülle fällt.
Fortuna ſpendet nichts, was dauerhaft beſtehe;
Hebt heut uns ihre Gunſt urplötzlich in die Höhe,
Stürzt morgen uns vielleicht ihr Stolz gleich ſchnell herab.
Mag ſich ein Taugenichts mit ſtolzem Dünkel blähen,
Weil ihm der Zufall Titel gab,
Verachtend wird man auf ihn ſehen
Und nur dem Würdigen allein
Bewund'rung und Verehrung weih'n.

2.

Stets an die Größe ſeines Unglücks denken
Heißt: Uebel ſchärfen, die man mildern ſoll.

3.

— Die meiſten Sterblichen
Sind Thiere nur durch ihre Leidenſchaft.
Duld' ihre Fehler, klag' um ihre Noth —
Doch denke nur, daß ſie entartet auch
Noch deine Brüder ſind, und fordre nie,
Die Schwachen ſollen ſtärk're Schritte thun,
Als ihre Kraft und ihr Talent erlaubt.

4.

Redlichkeit und Dankbarkeit ſind unentbehrliche Tugenden; ohne ſie würde der Menſch noch ſchlimmer ſeyn als das abſcheulichſte Ungeheuer.

5.

Die Jugend wird gleich ſtark von jedem Reiz entzückt,
Doch Sitten wechſeln mit den Zeiten.
Wie lange Leidenſchaft auch unſer Herz umſtrickt,
Die Weisheit hilft uns doch zuletzt den Sieg erſtreiten.

6.

Das Beiwort „tugendhaft" wird nur zu oft verſchwendet;
Wie mancher Stolze hat ſich nicht damit geſchmückt!
Der Künſtler, ſei er auch in ſeiner Kunſt vollendet,
Der Weltmann ſchlau, dem jeder Anſchlag glückt,
Wird, wenn er ſein Talent mißbraucht, dem Laſter
Als Sklave fröhnend, nur verhaßter.

7.

Die Pflicht des Menſchen iſt, ſeinem Nebenmenſchen in Allem, was von ihm abhängt, Hilfe zu leiſten. Das iſt der Inbegriff der Moral, und ein gutgeſinntes Herz wird mit ſich ſelbſt unzufrieden ſeyn, wenn es dieſe Pflicht nicht erfüllt.

8.

Lernten wir doch unſern Wahn erkennen,
Welcher ſtets nach Schattenbildern greift.
Alles, was wir Größ' und Hoheit nennen,
Iſt aus Kleinigkeiten nur gehäuft.
Könnten wir, dort in des Aethers Höhen
Schwebend, auf die Erde niederſehen,
O wie engte ſich ihr Umfang ein!
Sie erſchien' uns aus der weiten Ferne
Aehnlich einem kleinen Nebelſterne,
Und der Menſch — was würd' er ſeyn?

9.

Man hat kaum Einmal was man wünſcht;
Das Schickſal kämpft mit unſerm Glück.
Den Ehrſucht quält, der wünſcht ein Reich;
Der Liebende verlangt ein Herz;
Ein Andrer ſeufzet nur nach Geld;
Ein Vierter läuft der Ehre nach.

Mit Wahrheit und mit Seelenruh
Begnüget ſich der Weiſe ſchon,
Doch — ſei auch dieſer Wunſch gerecht —
Befriedigt wird er ſelten nur.
So muß man denn im Lauf der Welt
Befolgen, was das Schickſal will;
Wir Menſchen gründen unſer Glück
Am ſicherſten auf die Vernunft.

10.

Die ganze Oekonomie unſres Geſchlechts iſt dazu beſtimmt, daß ſie Menſchlichkeit einflößen ſoll. Die Aehnlichkeit faſt aller Menſchen; die Gleichheit in unſerem Zuſtande; das unumgängliche Bedürfniß, wodurch wir einander nöthig werden; das Elend, das die ſchon vom Bedürfniß geſchlungenen Bande noch feſter knüpft;

der natürliche Hang zu Seinesgleichen; unsere Selbsterhaltung — Alles predigt nur Menschlichkeit. Die ganze Natur scheint sich zu vereinen, um uns eine Pflicht einzuschärfen, die unser Glück bewirkt und jeden Tag neue Süßigkeiten über unser Leben verbreitet.

11.

Bestürmt der Leidende mit Bitten deine Ohren,
So öffn' ihm gern dein Herz; mitleidig decke du
Mit deinem Ueberfluß des Elends Blöße zu.
Willst du erhaben seyn, so wähle dir zum Mittel
Veredlung deiner selbst durch Tugenden — nicht Titel.

12.

Was auch der Stolz erdacht — von Einem Vater stammt
Das menschliche Geschlecht. Nur Brüder insgesammt
Und Hausgenossen sind die Menschen, gleich geboren.

13.

Der Weis' ist sanft, er fühlt, hat Edelmuth;
Er weiß, wie schrecklich sich der Mensch verirrt,
Er richtet ihn nur mild, mit Strenge sich.

14.

Siehst du die Eiche, welche himmelan
Den stolzen Gipfel und die Zweige hebt?
Ein Windstoß bricht die Zweige, stürzt sie um,
Indeß der Winde ungestüme Wuth
Am Ufer eines Sees oder Baches
Den schwachen Rosenstock verschonen muß.

Sieh, so steht es um Menschengröße aus.
D'rum achte die Sirenenstimme nicht,
Die dir dein mittelmäß'ges Loos verhaßt
Und dich für Prunk verblendet machen will.

15.

Erkennt, ihr Sterblichen, wie falſch Fortuna handelt,
Die ſich, wen ſie erhob, hinabzuſtürzen freut;
Seht, wie das Volk bethört nach ihrem Tempel wandelt,
Wie ſelbſt im Stillen ihr der Weiſe Wünſche weiht;
Doch was ſie heut uns ſpendet,
Macht, Ehre, Gold, entwendet
Sie uns den Tag darauf
Und häuft es anderswo — gleich unſtät — wieder auf.

16.

Wenn man die Tugend als ein Gut anſieht, das man uns nicht rauben kann, ſo verachtet man die nichtigen Entwürfe der Neider und das Kindiſche der Verläumdung.

17.

Was nutzet Feſtigkeit und kühner Muth,
Wenn er dem Sturm des Mißgeſchicks nicht trotzt!

18.

Möchteſt du vom Himmel niederſteigen,
Göttertochter, Wahrheit! du allein
Kannſt nur Licht und Schatten an uns zeigen
Und den Nebel ſtolzen Wahns zerſtreu'n,
Der das Auge der Vernunft verſchleiert.

19.

Möge nimmer Schwachheit uns beflecken
Und der Freund dem Freunde kreiſt entdecken,
Was er Tadelnswerthes an ihm ſieht!
Heller glänzt das Gold, von dem die Lohe,
Reinigend, die Schlacken und die rohe
Miſchung aus gemeinem Erze ſchied.

20.

Auf nimmer raſtendem Gefieder
Enteilt die Zeit, nie kehrt ſie wieder;
Doch Wohlthat nur iſt ihre Flüchtigkeit.
Die Leiden, die wir einſt erfuhren,
Tilgt ſie bis auf die kleinſten Spuren
Und heilt, wie Lethe's Strom, uns durch Vergeſſenheit.
Laßt denn uns ſtandhaft, ohne Klagen,
Des Schmerzes Augenblick ertragen!
Der iſt ein Kind, kein Mann, der ſtets nur weint und
ſchreit.

21.

Zähmt eurer Wünſche blinde Heftigkeit,
Ihr Sterblichen! Ein ungemiſchtes Glück,
Ein ewig heitrer Himmel iſt kein Loos
Für euch im Staube kriechende Geſchöpfe.

22.

O hütet vor Verläumdung euch!
Kein Gift iſt tödlicher als bitter Spott.
Wer über ſeinen Nächſten ohne Scheu
Sich heute luſtig machen kann,
Erhält mit Wucher oft den Spott zurück,
Und ihm vergeht das Lachen morgen ſchon.

23.

In Herzen nur, die ſich durch Laſter nicht entweihen,
Kann inn'rer Friede auch zu reifer Frucht gedeihen.

24.

Ein Jeder bleib' in ſeinem Kreis.
Der iſt der Weiſeſte,
Der iſt beglückt, der, wie er ſoll,
Nur Eine Rolle ſpielen kann.

25.

Des Ruhmes Trieb erſtickt in träger Weichlichkeit.
Beſiege ſie zuerſt und dämpfe — noch iſt's Zeit —
Die Leidenſchaften. Wenn ſie erſt den Sieg gewannen,
Dann herrſchen über uns die mächtigſten Tyrannen.
Ach, für ein edles Herz giebt's keine größre Pein,
Als ſchimpflich unterjocht von ihrer Macht zu ſeyn.
Vor Allem fliehe du, was Heldenruhm in Schande
Schon oft verwandelt hat — flieh Amor's Zauberbande.
Genuß iſt uns erlaubt, doch dauernder erfreut
Uns jeglicher Genuß, beſchränkt ihn Mäßigkeit.
Was wären wir, beraubt der Triebe der Natur,
Ohn' alle Leidenſchaft? Nicht Menſchen, Geiſter nur,
Geſchöpfe ſonder Kraft, empfindungsloſe Weſen,
Vom Guten ungerührt und nicht empört vom Böſen,
Maſchinen, immer nur bewegt von fremder Hand,
Unbrauchbar für die Welt und todt fürs Vaterland,
In einen Zauberſchlaf auf ewig hingeſunken. —
Durch Leidenſchaften wird in unſrer Bruſt der Funken
Zu mancher Edelthat wohlthätig oft geweckt,
Nur ihre wilde Gluth iſt's, was mit Recht uns ſchreckt.
Es iſt ein Mittelpfad; nie darf man den verlieren:
Auf dieſen Pfad kann uns allein die Weisheit führen.

26.

Fürchterlicher iſt nach einem heitern
Tage nicht ein Sturm um Mitternacht,
Der, wenn unbeſorgte Schiffer ſcheitern,
Tauſend Gräber aus den Wogen macht —
Fürchterlicher nicht das Gift der Seuchen,
Wenn der Tod die Gegenden mit Leichen,
Wie der Herbſt mit welkem Laub, beſtreut —
Als der Schmeichler feiles Volk. Von dieſen
Ohne Maß bewundert und geprieſen,
Ward ſchon manches Helden Herz entweiht.

27.

Was von uns auch immer Menſchen ſprechen,
Lob und Tadel raubt uns keine Schwächen,
Lindert nicht den Druck, der uns beſchwert.
Nicht das Lob des Redners und des Dichters,
Nur der Beifall eines inn'ren Richters
Spricht entſcheidend über unſern Werth.

28.

Sich unterrichten iſt die ſüßeſte der Freuden,
Vielleicht die einzige, die Uebermaß vergönnt,
Rein im Genuß, frei von den bittern Leiden
Der Reu'. Was Wahn mit Unrecht Freude nennt,
Läßt eine fürchterliche Leere
Im Innern unſrer Bruſt zurück:
Dem kurzen Taumel folgt mit dumpfer Schwere
Erſchlaffung nach; den trunknen Blick
Umdüſtert Gram; die matten Augen ſehnen
Nach Schlummer ſich; erſchöpfte Schwelger gähnen.

29.

Man darf allerdings bei Beleidigungen empfindlich ſeyn, aber man muß auch verzeihen können. Düſtere und gallſüchtige Rachſucht gehört nicht für Menſchen, die nur eine augenblickliche Exiſtenz haben. Wir müſſen unſere Thorheiten gegenſeitig verzeihen und uns auf den Genuß des Glückes beſchränken, das ſich mit unſerer Natur verträgt.

30.

Heil Dem, der ſich durch Wohlthun Undank ſchuf!
Mag immer die Vernunft als Schwärmer uns verſchreien,
Wenn unſer Herz, entflammt zu höh'rem Edelmuth,
Noch etwas mehr, als Pflicht erheiſchet, thut.

31.

In dieſen ſturmbewegten Zeiten
Sei gegen Widerwärtigkeiten
Standhafter, feſter Muth mein Schild!
Mich ſoll kein Streich danieder ſchlagen,
Noch dann will ich zu hoffen wagen,
Wenn Nacht den letzten Strahl der Hoffnung mir verhüllt.
Wenn ſchwache Seelen muthlos beben,
Mag ſich der tapfre Mann erheben
Und zeigen, daß ſein Muth aus ſeiner Tugend quillt.

32.

Des Geiſtes edle Kraft ermattet in dem Schlamme
Der Sinnlichkeit; ſie will, durch Denken aufgefriſcht,
Genähret ſeyn; wie der Veſtalin Flamme,
Fehlt Nahrung ihr, erſtickt ſie und verliſcht.
Das iſt des Weiſen Ziel; ihm raſtlos nachzuſtreben,
Das erſte mächtigſte Gebot
Der Weisheit. Denken nur heißt leben,
Gedankenloſigkeit iſt Tod.

33.

Laßt uns der Weisheit und der Tugend leben!
Benutzen laßt mit kluger Sparſamkeit
Den Schatz uns, den der Himmel gab — die Zeit.
Wenn wir die Klippen aller Laſter fliehen,
Mit edlem Eifer, gut zu ſeyn, uns mühen:
Dann fühlt ſich unſer Geiſt getroſt und ſtark;
Dann wird kein Streich des falſchen Glücks uns kränken,
Wir lernen, oft und ruhig überdenken,
Wie klein der Raum iſt zwiſchen Wieg' und Sarg!

34.

Kein Sterblicher vermag's, den Streichen
Des blinden Schickſals auszuweichen;
Sein taubes Ohr vernimmt nicht unſer Flehn.
Sich ſeinem Lauf entgegen ſtemmen,
Heißt einen Strom im Sturze hemmen
Und dieſer Erde Schwung nach andrer Richtung drehn.
Ein tapfrer Muth lehrt, ohne Klagen,
Was nicht zu ändern iſt, ertragen
Und Uebeln, die uns dräun, beherzt entgegen gehn.

35.

Der Menſch iſt nicht zum Müßiggange gemacht; er iſt verbunden, ſich mit etwas zu beſchäftigen und das Beſte der Geſellſchaft beſtändig zum Zweck zu haben. Gott ſelbſt richtet ſein Augenmerk nicht blos auf die Wohlfahrt einzelner Perſonen, ſondern überhaupt auf das Wohl und die Glückſeligkeit aller Menſchen.

36.

Ward in die Welt der Menſch für ſich allein
Geſetzt? Verknüpft ihn der Geſellſchaft Band?
Ach, gleiches Mißgeſchick und gleiche Noth
Läßt hell uns ſehen, daß wir Brüder ſind,
Läßt hell uns ſehen, daß die Pflicht gebeut:
Durch Hilfe ſoll gemildert unſer Schmerz,
Durch Beiſtand unſre Laſt erleichtert ſeyn.
Die Flamme dieſes edlen Triebes nährt!
Auf Tugend gründet eurer Seele Glück!
Dies höchſte Gut, ihr findet's leicht; doch laßt
Es dann auch nicht für euch verloren gehn.

37.

Befolgt, gehorsam dem Naturgesetz,
Der Mensch aus Lieb' und gern der Tugend Ruf,
Dann findet er, wenn er sein Herz durchforscht,
In ihrem Tempel das Asyl des Glücks.
Durch edle Thaten kann er Seligkeit
Sich dann verleih'n.

38.

— Wen nie der Eigennutz
Erfüllt, der ist am meisten tugendhaft.
Wird Eigennutz, dies Laster schandevoll,
Beherrscher eines Herzens, dann
Ertödtet es des Ruhms, der Ehre Flamme.

39.

Ein Ungeheuer hat die Bosheit ausgebrütet,
Das, unterm äußern Schein der kalten Ruhe wüthet;
Von allen Furien erzogen und genährt,
Ist tödtend Gift sein Haupt und seine Zung' ein Schwert;
Es dürstet nur nach Blut und fällt mit Natterbissen
Die fromme Unschuld an, verwundet unter Küssen.
Sein bitt'rer Groll verschont Verdienst und Tugend nicht,
Doch schlau vertheidigt es den schwarzen Bösewicht.
„Verläumdung" nennt die Welt dies Ungeheur. Getroffen
Von seinen Pfeilen darf man keine Rettung hoffen.
Sei wachsam, daß dich nicht des Ungeheuers Netz
Bestricke, höre nicht verläumdendes Geschwätz!
Sei des Verklagten Freund, entschuld'ge seine Schwächen,
Laß, eh' du ihn verdammst, ihm Zeit für sich zu sprechen.

40.

In uns selbst müssen wir unser Glück finden, nicht in äußeren Dingen, die uns durch falschen Schein täuschen.

41.

O ſchmeck' einmal die Freuden reiner Herzen,
Vergnügen, dem der Reue bitt're Schmerzen
Nie folgen, welch' ein ſeliger Genuß,
Gleich fern von Unruh und von Ueberfluß!
Ihm bleibt, wenn andre Freuden bald ermüden,
Sein Reiz, er macht uns mit uns ſelbſt zufrieden.

42.

Ein Rieſ' an Geiſteskraft und Witze,
Dient ihm die Tugend nicht zur Stütze
Und Zierde, wird ein Zwerg, ein Krüppel, ſchief und klein,
In ſeiner Handlungsweiſe ſeyn.

43.

Nach hohem Ruhme glüht dein Herz? — Wohlan,
Sei Held, zu ſiegen; nach dem Siege: Menſch!

44.

Sei groß und ſtandhaft, ſei der Sonne gleich
Am hohen Himmel, die mit ihrem Glanz
Den Nebel, der ſich gegen ſie erhebt,
Der ſchon ſie zu verfinſtern droht, zerſtreut;
Standhaftigkeit hat oft den Sieg erkämpft!

45.

Der Ruhm iſt, wenn man ihn genau unterſucht, nur eine Kleinigkeit. Damit, daß man von Undankbaren gerichtet, von Schwachköpfen gewürdigt und von einem Pöbel genannt wird, der ohne Grund lobt und tadelt, liebt und haßt, — damit kann man ſich nun freilich wohl eben nicht brüſten. Indeſſen, wo würden die tugendhaften und lobenswerthen Handlungen bleiben, wenn wir den Ruhm nicht liebten?

46.

Hat jeder ſeine Weiſe ſich zu freu'n,
So laßt uns duldſam gegen Andre ſeyn,
Die, wenn wir nordwärts ſteuern, gegen Süden
Sich wenden. Der Geſchmack iſt ſo verſchieden
Wie die Geſichter. —

47.

Muß man denn grade König ſeyn,
Um Andern wohlzuthun? — Iſt mein Vermögen klein,
Um deſto mehr Verdienſt, es Dürftigen zu ſpenden.
Dem Aermſten zeiget ſich Gelegenheit
Zu helfen, auch in niedern Ständen
Giebt's edle Seelen, die es freut,
Die Leiden Anderer mit milder Hand zu enden.
Dem Reichen iſt es Pflicht, bedrängter Tugend Pein
Zu lindern. In dem Sonnenſchein
Des Glücks ſieht man das Herz ſich ganz entfalten;
Die Art, den Reichthum zu verwalten,
Entdeckt, ob ihm der Trieb des Wohlthuns eigen ſei,
Ob Armuth oder Geiz es ſchände.
Verſchieden ſind der Menſchen Stände,
Der Menſchheit Pflichten einerlei.

48.

Die Götter haben uns, aus weisheitsvollen Gründen,
Der Zukunft Wiſſenſchaft zu unſrem Glück verſagt,
Sie ordnen unſer Loos und lächeln nur des Blinden,
Der, was geſchehen wird, dreiſt zu verkünden wagt.
Genießt, was ſie, das Leben
Uns zu verſüßen, geben!
Seid dankbar, froh und beugt
Euch unter ihre Macht gehorſam, hofft und ſchweigt!

49.

Bleiben wir der Weisheit treu!
Dann nur gehn wir sicher, mitten
Zwischen den zu strengen Sitten
Kato's und der Schwelgerei
Epikur's. —

50.

Leidenschaft gleicht raschen Pferden,
Die leicht scheu und flüchtig werden.
Willst du nicht gefährdet seyn,
Laß ihr nie den Zügel schießen;
Uebermaß bringt nie Gedeihn,
Weisheit schränket beim Genießen
Stets auf's rechte Maß sich ein.

51.

Man muß vor vergänglichen Menschen weniger Ehrfurcht haben als vor der unsterblichen Wahrheit.

52.

— Was das Herz mit edlen Trieben schwellt,
Was den Verstand belebt und zieret
Und durch Vernunft zur Ehre führet,
Dies sei für dich ein weites Feld
Zur edlen Thätigkeit! —

53.

Laßt uns Männer im Gemüthe,
Und im Handeln Männer seyn!

54.

Das Laster ist's, was uns entstellt;
Und wahre Schönheit gibt
Dem Menschen nur die Tugend.

55.

Der Muth iſt löblich und bewundernswerth,
Der für das Vaterland das Schwert
Entblößt und im Gewühl der Schlachten
Die drohendſte Gefahr verachten,
Obſiegen oder ſterben lehrt.
Wer ſeiner Pflicht aus Feigheit ſich entziehet,
Verdunkelt ſeiner Tugend Glanz;
Verachtung wird ſein Loos; der ſchönſte Lorbeerkranz,
Den er ſich einſt errang, iſt ſchnell auf ſtets verblühet.

56.

In unſerm Innern nur liegt unſer Werth; was Glück,
Das Zufall uns gewährt, nimmt Zufall auch zurück.

57.

Der Menſchheit ward Vernunft, dem Thiergeſchlecht Inſtinkt
Verliehen; durch ſeine Denkkraft ſchwingt
Der Menſch ſich aus den engen Schranken,
Womit ſein Körperſtoff den freien Geiſt umringt.
Den Sinnen nach ein Thier, ein Gott durch den Gedanken,
Wie ſtrebt er, wenn er nicht den ſtarken Schatz bewacht,
Der ihn, den Erdenſohn, zum Himmelsbürger macht!

58.

Willſt du, daß ſich dein Inn'res dir enthülle?
Flieh' das Geräuſch und ſuche Ruh' und Stille;
Die Einſamkeit verſtärkt des Geiſtes Licht.
Dann ſehen wir erſt, wie viel uns noch gebricht;
Dann machen wir uns redlich das Geſtändniß
Der aufgefundenen Mängel. Selbſterkenntniß
Iſt erſter Schritt zur Wahrheit: danach ſtrebt
Ihr rechter Weiſer; keinen Tag verlebt
Er zwecklos, ergründet bis in die kleinſte Falte
Des Herzens, was in ihrem Hinterhalte

Die Leidenſchaften auf; mit kühner Hand
Reißt er der Vorurtheile Zauberband
Sich von den Augen; prüfend unterſcheidet
Er leeren Schein von Wahrheit und entkleidet
Sich alles Wahns; verſcheucht die Gaukelei
Des Sinnentrugs; zerſtört das Luftgebäu
Der Phantaſie; erſtickt im erſten Triebe
Den aufgeſchoſſnen Keim der Eigenliebe,
Die alten Neigungen zu ſchmeicheln pflegt
Und Wunden uns, indem ſie liebkoſt, ſchlägt.

59.

Die Neigung, Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen und wohlzuthun, muß jeder rechtliche Mann im Herzen fühlen.

60.

Stets ſeiner Schwachheit weislich eingedenk,
Wähl' unſer Geiſt zu ſeiner Führerin
Die Mäßigung. —

61.

Kampf koſtet es, ſich ſelber zu beſiegen.
Es iſt ein ſteiler müheveller Pfad,
Der zur Vollkommenheit uns führt; man naht
Nur Schritt vor Schritt, nach tauſend Hindernissen
Dem Ziele ſich. — Ein ruhiges Gewiß
Ein Herz, in dem bewährte Tugend wohnt,
Dies macht uns wahrhaft glücklich, d' belohnt
Uns alle Müh, vergütet alle Leiden;
Denn der Genuß von andern eitlen Freuden
Soll uns nicht Lebenszweck, nur Mittel ſeyn,
Um nach vollbrachter Arbeit uns zu freu'n.

62.

Gelehrig ſei der Muth, ſonſt iſt er ſträflich.

63.

Die wahre Ehre geht der Klugheit Mittelpfad;
Von Schwachheit fern und fern von jugendlicher Hitze,
Dient ein entſchloſſner Muth ihr ſtets zur ſichern Stütze;
Kein leerer Name reißt ſie hin;
Die Tugend iſt ihr Ziel und ihre Führerin.
Doch wenn die Ehrbegier mit Wildheit ſich verbindet
Und frevelhaften Trotz erzeugt und blut'gen Streit,
Dann wird ſie Laſterhaftigkeit;
Ihr falſcher Tugendglanz verſchwindet.

64.

Begehreſt du, daß man dich liebe?
Willſt du der Menſchheit nützlich ſeyn?
Veredle deines Herzens Triebe
Und ſei in deinen Sitten rein,
Erwirb dir einen Schatz von Kenntniſſen und übe
Mit angeſtrengtem Fleiß in edlen Künſten dich!
Unwiſſenheit macht lächerlich,
Und jeder Freund der Tugend fliehet
Den Wüſtling. Das Bedürfniß ziehet
Doch endlich das Verdienſt aus ſeiner Dunkelheit,
Und in Bewunderung verwandelt ſich der Neid. —

65.

Wer edler ſeinen Geiſt zu machen weiß
Verdient, daß man dem Neid zum Trotz ihn ehre.

66.

Der Wahrheit iſt die niedre Liſt ein Gräuel;
In ihren Reden ſtellt ſich ihre Seele
Uns wie das Bild im Spiegel dar; ſie weiß
Reitz, Sanftmuth, feine Sitten und Geſchmack
Mit Redlichkeit des Herzens zu vereinen.

67.

Man muß Ehrfurcht vor Unglücklichen haben; nur verderbte Herzen können ſie drücken.

68.

Mag kürzer ſich der Tag in ſchwarze Wolkenhülle
Verſchleiern, oder mild und hell der Himmel ſeyn —
Was kümmert's mich? Beſchützt die Tugend mich, ſo brülle
Des Sturmes Wuth, in mir iſt Ruh' und Sonnenſchein.

Um bei geſcheh'nen Dingen
Verbeſſ'rung zu erzwingen,
Iſt Zeus nicht ſtark genug.
Die Zeit verwiſcht ſie nur durch ihren raſchen Flug.

69.

Zum Handeln ward der Menſch geboren; er
Iſt frei, iſt Herr; doch ſein begrenzter Sinn
Erforſcht nicht Alles. —

70.

Nicht Alles ſollen wir durchſchaun: doch laß
Uns immer rathen und zufrieden ſeyn.

71.

O eitler Wahn der Ruhmſucht, täuſche doch
Die Sterblichen nicht länger: Tugendliebe
Sei einzig unſre Führerin!

72.

O ſtrebe nicht nach eitlen Schätzen,
Die nur durch Flitterglanz das Aug' ergötzen;
Der Reichthum iſt nichts Wirkliches, nur Schaum,
Fortuna's Gunſt ein goldner Morgentraum;
Rang, Ehr' und Pracht ſind große Kleinigkeiten

73.

Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Grenzen. Man kann getadelt werden, daß man zu wenig, aber nie daß man zu viel äußert.

74.

O Ruhe des Gemüths, so mühsam zu erringen
Und zu erhalten doch so schwer,
Du, unter allen Erdendingen
Allein das wahre Gut, Geschenk von oben her!
Du gibst, läßt uns das Glück an seinen Gaben leer,
Uns rühmlichen Ersatz, denn du läßt uns gelingen
Der Siege herrlichsten: von dir mit Muth und Kraft
Erfüllt, bezähmen wir die Wuth der Leidenschaft.

75.

Kennst du die Schönheit nicht, die noch als Knospe blüht
Und in dem frischen Glanz der höchsten Farben glüht?
Gesundheit lächelt stets aus ihren heitren Zügen;
Von Lust und Scherz umschwebt, begleitet vom Vergnügen,
Fühlt sie sich im Genuß der vollen Lebenskraft.
In jeden Reitz verliebt, in Thorheit oft vergafft,
Sieh'st du sie bald, am Thron Cytherens Opfer bringen,
Und bald, den Thyrsusstab Lyäus' taumelnd schwingen:
Die holde Jugend ist's. — O, hüte dich!
Denn, ach, nur allzuleicht verirrt die rasche sich.
Von Leidenschaft bethört, muß sie mit langen Qualen
Den flüchtigen Genuß der Freude oft bezahlen.

76.

Talente, Verdienste und der ihnen folgende Ruf gehören dem Menschen an, nicht dessen äußere Verzierungen.

77.

In dieſer Welt ſei unſres Strebens Ziel
Das Laſter auszurotten! Ach, was frommt's,
Das Empyreum zu erklettern oder
Hinabzuſteigen in den Erebus?
Statt uns in dieſes dunkle Labyrinth
Hineinzuwagen, laßt den lichten Pfad
Der nützlichen Moral uns wandeln! Sie,
Die unſer Herz bis auf den Grund erſpäht,
Sie iſt es, die den ſtolzen Sterblichen
Das ſchwarze Laſter ohne Schminke zeigt,
Die ihre Fehler zu entſchleiern wagt
Und gegen ihre Albernheiten kriegt.
Sie iſt's, die uns den ungeſtümen Drang
Der Leidenſchaft durch ſanfte Mäßigung
Beherrſchen und uns Selbſt erkennen läßt.
Vor ihrem Lichte ſchwindet falſcher Schein;
Sie mißt den Werth des größten Königs nur
Nach dem Verdienſt des Menſchen, und durch ſie
Beſiegen wir das widrige Geſchick.

78.

Güte am unrechten Ort iſt Schwäche wie Strenge ohne Noth ein Verbrechen. Man muß beide vermeiden, obgleich nur ein edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Güte fallen kann.

79.

Ihr ſtrengen Tadler, weiht den Sterblichen,
Die durch Verdienſt ſich einen Namen machten,
Der Achtung ungeheuchelten Tribut,
Beſtreut mit Blumen der Verſtorbnen Gruft;
Doch, wenn ihr ihren Ruhm erhöht, ſo thut
Dies nicht auf Koſten der noch Lebenden.

80.

Laßt uns den Neider, der mit Koth uns wirft,
Verachten! Iſt nur unſere Tugend echt,
So prallt an ihr ſein allerſchärfſter Pfeil
Unſchädlich ab, ſo nagt er ſich die Zähne,
Als biſſ' in Marmor er, nur ſtumpf daran.

81.

Du haſt dem Kriegesgotte dich geweiht,
Haſt ſeiner Fahne deine Treu gelobt,
Verſtehſt die Waffen, haſt ein muthig Herz:
Groß iſt dies Lob; doch ſei dir's nicht genug.
Des Helden Kunſt hat ihr Erhabenes;
Es zu erreichen, ſei dein Ziel! —

82.

Man muß die Aſche der Todten nicht beunruhigen. Was bringt es für Ehre, einen Mann zu ſchlagen, den der Tod entwaffnet hat?

83.

Vorzüge der Geburt und der Dunſt von Größe, womit man die Eitelkeit einwiegt, machen nur wenig oder richtiger gar nichts aus. Es ſind Unterſcheidungsmerkmale, die nicht zu uns ſelbſt gehören und nur unſere Außenſeite ſchmücken. Wie ſehr ſind ihnen Talente des Geiſtes vorzuziehen!

84.

— Wo Treu' und Redlichkeit
Verſchwinden, löſt ſich jedes feſte Band
Der menſchlichen Geſellſchaft, Alles wird
Verwirrung, allgemeiner Untergang,
Betrüger ſieht man und Betrogne nur.

Du, der du durch ein ſchmeichelndes Geſchwätz
Mit deinen Laſtern uns verſöhnen willſt,
Erzittre, von der Wahrheit grabem Pfad
Zu weichen! Dir behagt die Heuchelei,
Doch wehe dir, wenn ſie dich ganz beherrſcht.
Du wirſt vielleicht der ärgſte Böſewicht;
Von einem Laſter zu dem andern iſt's
Ein leichter Uebergang; unmittelbar
Grenzt an Verſtellungskunſt Betrügerei.
Du kannſt in dieſem dunklen Labyrinth,
Wenn Leidenſchaft ſtatt der Vernunft dich führt,
Zum ſchändlichſten Verrathe dich verirren.

Der erſte Schritt zu einem Laſter reißt
Uns unaufhaltſam fort, und die Gewalt
Des Böſen wächſt mit jedem Augenblick;
Aus Lehrlingen im Freveln werden wir
Zu Meiſtern, und des Laſters Uebung wird
Zur ſchaudervollen Fertigkeit; wir ſtürzen
In dieſen Abgrund tiefer ſtets hinab.

85.

Ein edles Herz, das nur nach Ehre dürſtet,
Trägt ſeinen Namen, jedem Neid zum Hohne,
Zu der Unſterblichkeit.

3. Liebe und Freundſchaft.

1.

Ein falſcher Freund iſt am gefährlichſten,
Wenn er am freundlichſten ſich ſtellt; er zeigt,
Ein neuer Proteus, ſich in wechſelnder
Geſtalt und nimmt, gleich dem Chamäleon,
Verſchiedne Farben an; er iſt ein Leu,
Verborgen durch ein Lämmerfell. Woran
Willſt du erkennen, wie er gegen dich
Geſinnet iſt? ob er nicht heimlich Groll
Im Innern nährt bei äußrer Freundlichkeit?

2.

Die Güter, die das Glück verlieh,
Erregen nur den Neid. Verſtellter Freunde Heere
Belagern unſer Haus und beugen ihre Knie'
Vor unſrem Golde. Gold macht Dummheit zum Genie
Und einen Stümper zum Voltaire.
Doch hat Fortuna's Gunſt von uns ſich abgewandt,
Steh'n wir verarmt, mit leeren Händen,
So wird ſich dies Geſchmeiß verächtlich von uns wenden
Und thun, als wären wir ihm völlig unbekannt.
Ja, ſtatt der Tugenden, die ihre feilen Zungen
Uns liehn, verfolgen ſie uns nun mit Läſterungen.

3.

Liebe nicht, ihr Mißbrauch nur
Iſt zu tadeln. Die Natur
Schuf kein ganz verdorbnes Weſen;
Doch das Gute liegt dem Böſen
Oft ſehr nah. Die Liebe gleicht
Jenen gift'gen Pflanzen, deren
Säfte Leben oft gewähren
Sie, als Arzenei gereicht,
Hilfe. — Liebe, wie mich däucht,
Statt beſtändig uns zu nähren,
Soll in dieſes Lebens Pein
Nur ein ſüßes Labſal ſein:
Ja, gemäßiget und rein,
Gibt ſie uns nach einer ſchweren
Arbeit einen Augenblick
Des Gefühls von Himmelsglück.

4.

Man fühlt ſein Herz zerriſſen, wenn man ſich auf immer von Denen getrennt ſieht, die durch ihre Tugend unſere Achtung, durch ihre Redlichkeit unſer Vertrauen, und unſere Zuneigung durch eine unerklärliche Sympathie verdienten, die ſich zuweilen in den Neigungen und in der Denkweiſe findet.

5.

Alles, was man verſtorbenen Freunden ſchuldig iſt, beſteht im zärtlichen Andenken an ihre Tugenden und, wenn man kann, in Hilfsleiſtungen gegen ihre Nachkommen und Diejenigen, die ihnen theuer waren.

6.

Auf Achtung muß ſich wahre Freundſchaft gründen,
Und Achtung wird durch Tugend nur erſtrebt.

7.

— Empfinde
Zärtlich, aber Amors Binde
Raube dir nicht dein Geſicht.

8.

Was wäre Freundſchaft ohne Nachſicht und Gefügigkeit? Der Haß übt eine tyranniſche Gewalt über den Geiſt aus und macht Sklaven, aber die Freundſchaft will, daß Alles frei ſeyn ſoll, und ſie ſelbſt, ſie verlangt das Herz; Meinungen ſind ihr gleichgiltig.

9.

— Thoren
Frohnen Cypriper allein.
Sind die Menſchen denn geboren,
Einzig nur verliebt zu ſeyn?
Soll man dieſem blinden Götzen
Alles opfern? Tugend, Pflicht,
Wenn ein reizendes Geſicht
Uns bezaubert hat, verletzen?

10.

Vergnügungen, ihr könnt der Freundſchaft ſtillen Gram
Nicht lindern, den Verluſt der Freundſchaft nicht erſetzen.

11.

O Freundſchaft, Himmelstochter,
Reine Himmelsflamme!
Du, einer ſchönen Seele höchſtes Gut,
Das nur mit karger Hand und ſelten nur
Die Gottheit dieſer Erde ſchenkt.

12.

Uneigennützig laßt uns lieben!
Die Wohlfahrt unsrer Freunde sei
Uns mehr als eignes Glück! Die schwerste Pflicht zu üben,
Dies ist der echten Tugend Geist.

13.

Gefühlvolle Herzen können Gefahr laufen, bei wiederholtem Verlust von Freunden völlig zu erliegen; allein welch' eine Menge unaussprechlicher Freuden genießen sie auch nicht, die auf immer jenen rohen Herzen, jenen gefühllosen Seelen unbekannt seyn werden (obgleich ich zweifle, daß es deren gibt).

14.

Jemand, der über die einem Freunde erwiesenen Kränkungen entrüstet ist, darf Vieles sagen, was dem Beleidigten die Mäßigung zu verschweigen befiehlt. Auch macht es mehr Eindruck, wenn ein theilnehmender Freund klagt, als wenn der Unterdrückte selbst um Rache schreit.

15.

Was Theil an unsrem Herzen hat,
Das gilt uns mehr als langer Ruhm,
Als Ehrsucht, die ins Weite schweift,
Und als verführerische Lust,
Die nur zu oft die Seel' entflammt
Und für ein wenig Rauch und Dunst
Ein echtes Gut verloren gibt.
O Freundschaft, reine, keusche Gluth,
O Freundschaft, die der Himmel gibt,
Um wahres Glück uns zu verleih'n,
Beherrsch' auf immer meine Brust!

16.

Ein der Freundſchaft offenes Herz iſt über niedere Ehrſucht erhaben.

17.

O Schweſter, auch entfernt erliſcht
Mir nie dein theures Bild mit ſeinen holden Zügen.
Ich fordre nur dein Wohl als meines Opfers Preis
Und werde glücklich ſeyn, wenn ich dich glücklich weiß.

18.

Seine Pflicht thun, ſich den Freunden nicht verſchließen, ſich mit den Feinden ſchlagen, von ſeinen Freunden entfernt ſeyn und ſie doch nicht vergeſſen, — das Alles ſind Dinge, die ſich recht gut mit einander vertragen, wenn man nur jedem von ihnen ſeine Grenzen zu beſtimmen weiß.

19.

Liebe und Haß laſſen ſich nicht befehlen, und jeder iſt hierin zu den Gefühlen berechtigt, die er einmal hegt.

20.

In deinem freundlichen Aſyl,
Von Sorg' und von Getümmel fern,
Behalte deine Seelenruh.
Ein jeder Tag ſei dir beglückt
Und jede Nacht voll Lieblichkeit!
O glaube, meine Schweſter, mir,
Daß allenthalben, wo ich bin,
Zu deinen Knie'n, von dir entfernt,
In jedem Raum von meiner Zeit
Das Band nicht ſtärker werden kann,
Das bis zur Gruft mich dir verknüpft.

21.

Es iſt im höchſten Grade unvernünftig, der Freundſchaft einer Perſon zu entſagen, weil ſie glaubt, die Sonne drehe ſich um die Erde, und man überzeugt iſt, daß ſich die Erde um die Sonne dreht. Wenn man wirklich liebt, muß die Freundſchaft durch die Krankheit des Freundes keine Veränderung erleiden; dieſer mag die Blattern haben oder hypochondriſch ſeyn, Das ändert nichts, und zwar um ſo weniger, da das Band der Freundſchaft weder in der Geſundheit des Körpers noch in der Stärke des Verſtandes beſteht.

22.

Auf daß geheilt ſei unſre Wunde, ſind
Nicht eitle Klagen, wahre Hilf' iſt noth,
Ein Beiſtand, der voll Kraft und männlich iſt,
Ein Freund, der Glück und Unglück mit uns theilt.

4. Irdiſche Vergänglichkeit.

1.

Der Tod macht Herrn und Unterthan
In Kurzem wieder gleich; wie leichte Träume fliehen
Die Jahre. Lohnt es ſich, auf einen großen Plan
Zu denken, ohne was das Schickſal uns verliehen
Zu brauchen, mit ſich ſelbſt in innerlichem Streit
Zu leben? — Theurer Preis, um den die Eitelkeit
Sich ihre Flittern kauft! — Doch fruchtlos ſtets ertheilet
Man Thoren guten Rath. — Klug handelt der Pilot,
Der von dem Meer der Welt, wo Schiffbruch ihn bedroht,
So ſchnell er immer kann, zum ſichern Hafen eilet.

2.

— Wie ſchnell, wie ſchnell entfliehet
Unſer Leben! Dieſe Blume ſinkt,
Kaum im Strahl des Morgens aufgeblühet,
Schon am Abend; wenn das Schickſal winkt,
Fällt der Vorhang, und das Schauſpiel endet.
Alles ſtirbt. Ein gleiches Schickſal ſendet
Uns ins dunkle Schattenreich hinab.
Weisheit, Tugend und Talente geben
Dir nicht eine Stunde längres Leben,
Als es dir die Hand der Parzen gab.

3.

Der Weiſe wird den Tod mit kaltem Blut
Betrachten; iſt er nicht die Arzenei,
Die uns von unheilbaren Uebeln heilt?
O ſüße Ruh' im Grabe, Der nur flieht
Und fürchtet dich, der dich nicht kennt. Du biſt's
Die aller Noth und Schmerzen uns befreit.

4.

Auf unſrer ganzen Lebensreiſe zieh'n
Uns unſre Wünſche nach. Kein Menſch vollbringt
Sein Tagewerk, eh' er ſein Leben ſchließt.

5.

Der Tod iſt eine Schuld, die der Natur
Bezahlen muß ein jeder Sterblicher.
Wir geben nur ein Gut zurück, das wir
In unſres Lebens Blüthenzeit
Mit Wucher reich benutzt.

6.

Wir ſind von Hoffnung ew'gen Ruhms berauſcht.
Lebt unſer Name nur, ſo leben wir
In unſrem Wahn noch ſelbſt. Allein ſobald
Das Grabmal unſren Leib umſchließt, entfliehn
Uns Todten ſchnell der Welt Gerüchte ganz.
Sie ſind ja Vorurtheile nur, und die
Bedarf der Weiſe nicht; verachten kann
Er dieſen niederen Areopag.

7.

Zum Leiden wird der Menſch geboren.
Er bauet und zerſtört; er liebt und ſieht
Sein Liebſtes ſterben, jammert an der Gruft,
Er tröſtet ſich und ſtirbt am Ende ſelbſt.

8.

Raſtlos weicht die Gegenwart; verborgen
Sind der Zukunft Freuden uns und Sorgen;
Das Vergangne iſt ein Traum der Nacht.

9.

Eitler Menſch, der ſich ſo dreiſt erhebet,
Weil ſein Geiſt Gedanken träumen kann,
Du, der zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebet,
Unterdrücke jeden ſtolzen Wahn!
Eine Spanne Zeit iſt unſer Leben,
Der Moment, den uns die Welt gegeben,
Nähert uns des Grabes dunklem Schooß.

10.

Ob früher oder ſpäter uns das Grab
Empfängt, iſt einerlei. Vergangene
Jahrtauſende ſind ein entfloh'ner Traum,
Weit weſenloſer als der Augenblick,
Der noch geboren werden ſoll.

11.

Beglückt der Sterbliche, der, ohne zu erblaſſen,
Hinabblickt in die offne Gruft,
Bereit ſtets, wenn ſein Schickſal ruft,
Dies Leben, frei von Furcht und Vorwurf, zu verlaſſen.

12.

— Wir verlaſſen hier
Ein nur auf kurze Zeit bewohntes Haus.
Wir leben in der Welt dem Wandrer gleich,
Der, wenn ihn auch die ſchönſte Gegend reizt,
Ohn' einzukehren ſeinen Weg verfolgt.

13.

Was iſt der Menſch in dieſem Aufenthalt
Der Täuſchungen und der Vergänglichkeit?
Ein Geiſt, in einer Leiche noch belebt;
Zerſtreuung reißt ihn immer mit ſich fort;
Nicht denkend, führt ein Plagedaſeyn er.

14.

Pompejus, Cäſar, Lepidus, Auguſt,
Antonius, der Ruſſen Czaar und Karl,
Sie ließen kaum von ihres Haſſes Wuth,
Von ihrem Kampf ein leeres Bild zurück.
Ihr Kummer, ihre Thaten ſind umſonſt,
Denn ihre Ehrſucht ward vom Grab beſchränkt.
Dies lehret uns, daß jeder Held, daß Ruhm,
Daß Alles ſtirbt, dem Untergang geweiht.

15.

Der Menſch iſt ein im Ocean der Eitelkeit ſchwimmendes Atom; der Augenblick ſeiner Geburt grenzt an den Augenblick ſeines Todes. Der am wenigſten Laſterhafte iſt der Vollkommenſte; er verlebt ſeine Tage mit Aufbauen und Niederreißen.

16.

Was iſt der Tod? Des Lebens Ziel,
Ein ſichrer Port und ein Aſyl.
Bei ſeinem Anblick zittre nicht,
Sieh feſt ihm in das Angeſicht;
Dir zeigt er jede Stunde ſich,
Wohin du blickſt, und lehret dich:
Daß, weil wir Alle einſt ſein Raub,
Er fordern kann auch deinen Staub.
Ein Ziel uns Allen — 's iſt der Tod — ſich zeigt;
Der fliegt ihm zu, der langſam es erreicht.

17.

Wer ohne Furcht der Stunde denkt,
Die ihn vernichten wird, der drang
Zum höchſten Gipfel der Vernunft.

18.

Es hat der Tod nichts Schreckliches.
Er iſt nicht das Gerippe, das uns erſchreckt,
Nicht das Geſpenſt, das feige Seelen ſcheu'n,
Er iſt ein ſichres, friedliches Aſyl,
Das bei dem nahen Schiffbruch einſt
Dem größten Römer Rettung gab.

19.

Die ihr um die Täuſchung leeren Schalles,
Um den eitlen Tand der Ehr' euch müht,
Oder vor dem Schimmer des Metalles
Wie vor euren Götzen niederkniet,
Thoren ſagt, für wen ihr Schätze häufet?
Wißt, die kalte Hand des Todes ſtreifet
Euch, wie Sturm die Frühlingsblätter, ab!
Wißt, ihr kehrt zurück zur erſten Blöße;
Ehre, Reichthum, Macht und Größe
Ward euch nur geliehen bis ans Grab.

20.

Warum zittert ihr, wenn Blitze drohen?
Warum haſcht ihr nach Fortuna's Saum?
Seht im Glücke nichts als einen frohen,
Und im Unglück einen bangen Traum?
Wer da weiß, wie ſchnell das Leben fliehet,
Bleibt, wenn er der Sonne Wechſel ſiehet,
Unbeſiegt in Freud' und Leid ſich gleich.

21.

Auf ſeiner kurzen Pilgerſchaft entflieht
Dem Sterblichen im ſchnellen Flug die Zeit;
Der Thor belaſtet ſich mit Mühe, Sorg' und Gram;
Und während er noch Plän' auf Pläne häuft,
Wird von des Todes Senſ' er überraſcht.
Der Weiſ' erkennt, daß Alles Unbeſtand
Und Thorheit iſt; er koſtet jede Freud' im Flug,
Erhaſcht, genießt und trinkt des Lebens Luſt.

22.

Alles gibt uns zu erkennen, wie gebrechlich unſere Natur iſt, wie wenig wir ſind. Und in einer ſolchen Lage haben wir noch die Frechheit, uns aufzublähen, uns faſt der Gottheit beizugeſellen, von Hoheit, Würden, Majeſtät und hundert andern ſolchen Thorheiten zu reden, die Jeden anekeln müſſen, der die Natur des Menſchen, ſeine Eitelkeit, ſein Nichts erkennt. —

23.

O Ruhm, wie ſchwer folgt dir der Sterbliche! —
Zwei Augenblicke Leben haben wir,
So laſſet einen denn der Freud' uns weih'n!

24.

Was ſind große Namen, Würden, Ehren?
Nichts als Farben, deren Glanz verbleicht;
Schätze häufen, heißt die Sorgen mehren;
Ruhm iſt Dunſt, der jedem Lüftchen weicht.
Schönheit welkt; des Witzes Quell verſieget;
Eitel iſt, was unterm Monde lieget,
Eitel Alles, Alles mangelhaft!
Nein, nichts Dauerndes wird hier gefunden,
Selbſt die größten Reiche ſind verſchwunden
Und berühmte Völker hingerafft.

25.

Nur flüchtig, kurz iſt unſer Lebenslauf.
Wir reiſen eilig durch ein Land, wo nichts
Uns zugehört, wo Alles bleiben muß.
Genuß iſt uns darin erlaubt; allein
Bald ruft uns auch die Pflicht davon zurück!
Die Erben heiſchen unſre Stelle ſchon;
Mit unſren Vätern war ſie einſt beſetzt,
Auch uns vertreibt davon die Hand der Zeit.
Ach! können wir beſcheiden, mäßig nicht
In dem Beſitz der Güter ſeyn, die uns
Der Augenblick des Lebens zugetheilt,
Und dann ſie ohne Schmerz verloren ſehn!

26.

Die Natur iſt auf dem ganzen Erdboden einförmig, und Alles iſt hienieden einerlei Abwechslung unterworfen. Die Blätter fallen ab, und die Menſchen ſterben.

27.

Bei all' dem mannigfaltigen Geſchick,
Das Einen trifft, den Anderen verſchont,
Bei allen Gaben, die auf dieſer Welt
Die Unholdin Fortuna rings verſtreut,
Gehn wir doch All' zu Einer Lagerſtatt:
Der Weiſe wie der Thor beſteigt den Kahn,
Der unſer an der Lethe Ufer harrt.

28.

Armſel'ger Menſch! Durch Raum und Zeit beſchränket,
Willſt du den unermeßlichen Bezirk
Der Ewigkeit umfaſſen? Stolzer Wurm!
Das Firmament ſoll deinem Wink gehorchen?
Blick' in der Zeiten Abgrund; hier verliert
Zu Nichts ſich deines Daſeyns Augenblick.

29.

Was unterm Monde liegt iſt eitel! Alles bricht
Und ſinkt und drehet ſich in einem ew'gen Kreiſe.
Die Welt iſt unſre Heimath nicht;
Sie iſt ein Gaſthof nur, das Leben eine Reiſe.

30.

Man thut oft einen ſehr unüberlegten Wunſch, wenn man ſeinen Freunden ein langes Leben wünſcht. Wäre Pompejus in Tarent geſtorben, wo er von einem heftigen hitzigen Fieber befallen ward, ſo wäre er mit ſeinem ganzen Ruhme begraben worden und hätte nicht den Untergang ſeiner Republik geſehen. Wäre der berühmte Swift zu rechter Zeit geſtorben, ſo hätte ihn ſein Bediente nicht für Geld gezeigt, als er blödſinnig ward. Wir wollen alſo das ungewiſſe Schickſal walten laſſen und, ohne uns um die Dauer unſeres Lebens zu bekümmern, uns mit dem Wunſche begnügen, daß es glücklich ſeyn möge.

31.

Tauſende von Jahren ſind verflogen,
Seit das Daſeyn der Natur begann;
Alles wälzt die Zeit auf ihren Wogen,
Zukunft ſchließt an Gegenwart ſich an;
Was kaum da war, iſt auch ſchon verſchwunden.
Armer Menſch, die Dauer deiner Stunden
Iſt der Ephemere Tagesflug;
Zwiſchen Wieg' und Urne zeigt oft mitten
Sich ein Uebergang von wen'gen Schritten,
Und das Leben iſt Ein Athemzug.

32.

Kein Uebel iſt der Tod, ein jeder Menſch
Bezahlt die Schuld. O Heil dem Sterblichen,
Der ſeiner letzten Lebensſtunde noch
Der Tugend Siegel aufzudrücken weiß!
Erbebt der Geiſt im Todesaugenblick,
Dann fühlt er Schmerzen, Sorgen, Noth nicht mehr.
Und da der Schlag, der unſern ſchwachen Bau
Zerſtört, nicht auch den Geiſt vernichten kann,
So findet dieſer jenſeits einen Gott
(Der Frevler kennt ihn nicht), der unbelohnt
Die Tugend, ſelbſt die ſchwächſte, niemals läßt.

33.

Wenn der Menſch die Dauer ſeines Lebens
Hier verdoppeln dürfte, dann vielleicht
Käm' er an den Zielpunkt ſeines Strebens,
Den ſein ſtolzer Wahn jetzt nie erreicht.
Göttern wollt ihr gleichen? O ihr Thoren,
Ihr vergeßt, daß ihr, im Staub geboren,
Augenblicke nur im Staube lebt! —
Wenn das Daſeyn, kaum begonnen, endet,
Lohnt's, daß ihr die kurze Friſt verſchwendet
Und nach Ruhm und Ehre gierig ſtrebt?

34.

Die Erd' iſt kaum ein Punkt im weiten All.
Das Erdenleben, mit der Ewigkeit
Verglichen, iſt ein kurzer Augenblick,
So flüchtig ſchwindet es. Vergangenheit
Iſt nichts, und leben ſoll die Zukunft erſt.
Es weiß des Menſchen wankelmüth'ger Geiſt
Nicht, ob er einen Augenblick noch lebt,
Und doch entflammt ihn die Begier nach Glück;
An ſeine Wünſche knüpft er Jahr auf Jahr.

35.

Zwiſchen der vergangnen Zeit des Lebens
Und der Zukunft ſchweben wir. Genuß
Winkt von allen Seiten; doch vergebens
Strecken wir die Hand, wie Tantalus,
Nach den goldnen Früchten; rückwärts bieget
Sich der Zweig, und ach! der Strom verſieget,
Eh' ein Tropfen unſren Durſt geſtillt. —
Sieh, die Woge, die, vom Sturm regieret,
Am Geſtade ſpurlos ſich verlieret,
Zeigt, o Menſch, dir deines Daſeyns Bild.

36.

Der Zeiten ſchneller Flug ſoll uns die Lehre geben,
Daß jeder Augenblick von unſres Daſeyns Friſt
Uns zugezählet ward, nichts aufzuſchieben iſt —
Daß die Gelegenheit, verſäumt, nie wiederkehret,
Und nur Beſchäftigung dem Ueberdruſſe wehret.
Ob zeitig oder ſpät des Lebens Vorhang fällt,
Mit Ruhe können wir den Schauplatz dieſer Welt
Verlaſſen, wenn die Macht, die uns der Himmel ſchenkte,
Wohlwollendes Gefühl zum Glück der Menſchheit lenkte. —

IV.

Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur.

1.

Die Künste und Wissenschaften gleichen weitläuftigen Regionen, welche zu erobern uns fast ebenso unmöglich ist, wie dem Cäsar oder dem Alexander die Eroberung der ganzen Welt war. Es bedarf vieler Talente und vieler Anstrengungen, um sich eines kleinen Gebietes zu bemächtigen; auch eilen die meisten Menschen bei der Eroberung dieser Regionen nur im Schneckengang fort.

2.

Die Wissenschaften haben die Menschen immer menschlicher gemacht, indem sie ihnen sanfte Sitten und Gerechtigkeit einflößten und die Neigung zu Gewaltthätigkeiten benahmen; wenigstens haben sie an dem Besten des gesellschaftlichen Lebens und an dem Glücke der Völker eben so viel Theil wie die Gesetze. Unvermerkt wird liebenswürdige und sanfte Denkungsart von den Verehrern der Künste und Wissenschaften über das Ganze und den großen Haufen verbreitet; vom Hofe kommt sie an den Bürger der Hauptstadt, und von da in die Provinzen. Daraus sieht man deutlich,

daß die Natur uns bestimmt hat, nicht uns in der Welt zu erwürgen, sondern einander in gemeinschaftlichen Bedrängnissen Hilfe zu leisten; daß uns Unglück, Schwachheiten und der Tod unaufhörlich verfolgen; und daß es eine große Thorheit ist, die Zahl der Ursachen unseres Elends und unserer Zerstörung zu vervielfältigen. Ungeachtet der Verschiedenheit der Stände erkennt man doch die Gleichheit, die wir in der Natur haben, und die Nothwendigkeit, einig und friedlich zu leben, zu welchem Volke wir auch gehören und welchen Meinungen wir auch zugethan seyn mögen; man erkennt, daß Freundschaft und Mitleid allgemeine Pflichten sind, — kurz Ueberlegung bessert alle Fehler des Temperaments.

3.

Metaphysische Gegenstände sind dunkel und voller Schwierigkeiten. Es ist verzeihlich, sich zu irren, wenn man sich in dies Labyrinth vertieft, in welchem sich so Viele verirrt haben. Betritt man indeß einmal diese dunkle Bahn, so kann man sie mit weniger Gefahr durchwandeln, wenn man Mistrauen in seine Kenntnisse setzt, wenn man sich erinnert, daß uns in diesen Untersuchungen der Wegweiser der Erfahrung verläßt, und daß uns nur bald mindere, bald größere Wahrscheinlichkeiten übrig bleiben, um unsere Meinung zu behaupten. Diese Betrachtungen sollten hinreichen, jedem systematischen Philosophen Zurückhaltung und Bescheidenheit einzuflößen.

4.

Ein denkendes Wesen empfindet dann das größte Vergnügen, wenn es Gutes thut, und nächstdem, wenn es sich Kenntnisse erwirbt. Das Ueberwinden der Hindernisse, die uns bei dem Erwerben derselben vorkommen, ist noch ein neues Vergnügen.

5.

Alle Wahrheiten, welche die Philoſophen lehren, zuſammengenommen ſind nicht ſo viel werth wie Ruhe der Seele, das einzige Gut, deſſen die Menſchen auf dem Atom, das ſie bewohnen, genießen können.

6.

Ein Beiſpiel von wirklichem Edelmuthe wirkt mehr als alle die ſchönen Lehren, mit denen die Tragödie prunkt.

7.

Man bedarf auf dieſer Welt ſehr viel Philoſophie, aber mehr der praktiſchen als der ſpeculativen; die erſtere iſt Bedürfniß, die zweite nur Luxus.

8.

Die Friedensgöttin iſt die Mutter der Künſte; um dieſe zu bearbeiten, muß der Tempel des Janus verſchloſſen ſeyn.

9.

Es iſt weit leichter, ein Buch zum Feuer zu verdammen, als es zu widerlegen.

10.

Ein Algebraiſt, der in ſeinem Studirzimmer lebt, ſieht nichts als Zahlen und Verhältniſſe; allein dadurch geht die moraliſche Welt nicht von der Stelle, und gute Sitten ſind für die menſchliche Geſellſchaft mehr werth als alle Berechnungen Newtons.

11.

Oft keimt Ein Wort, welches man in fruchtbaren Boden ſäet, und bringt Früchte über alle Erwartung.

12.

Das Vaterland eines Weltweiſen iſt der Ort, wo er eine Freiſtätte finden und ruhig philoſophiren kann, und der Ort, wo er geboren ward, wird für ihn ein feindliches Land, ſobald man ihn darin verfolgt.

13.

Die Kräfte unſerer Seele haben ihre Grenzen: man muß nichts über das Mögliche fordern. Wollte man, ein ſehr ſtarker und handfeſter Menſch ſollte das Louvre durch ſtarkes Anſtemmen ſeiner Schultern umſtürzen, ſo würde er nicht damit zum Zwecke kommen; hieße man ihn aber eine Laſt von hundert Pfund aufheben, ſo könnte er Das in's Werk ſetzen. Ebenſo iſt es mit der Vernunft; Hinderniſſe, die ihren Kräften angemeſſen ſind, kann ſie bezwingen, aber es gibt andere, wobei ſie nachgeben muß. Die Natur hat gewollt, daß wir Gefühl haben ſollen, und nie wird uns die Philoſophie zur Apathie bringen. Geſetzt aber, dies ſei möglich, ſo wäre es der Geſellſchaft ſchädlich, denn man würde nicht mehr beim Unglück Anderer Mitleid fühlen, und das Menſchengeſchlecht hart und unbarmherzig werden. Unſere Vernunft ſoll nur dazu dienen, Alles, was überſpannt iſt, zu mäßigen, nicht aber den Menſchen im Menſchen zu vernichten.

14.

Eine ſchlechte Logik iſt die tödtlichſte aller Krankheiten, wenn ſie ein Gehirn angreift, welches ſich wider die Vernunft ſträubt.

15.

Es lenkt ein Unſinn, den ein Schurke ſchreibt,
Des dummen Volkes Meinung.

16.

Des Dichters erſte Pflicht iſt zu gefallen; dafür muß es ihm aber auch erlaubt ſeyn, ſich jedes Hilfsmittels bedienen zu dürfen, wenn er nur ſeinen Zweck erreicht.

17.

Wer nicht vor dem vierzigſten Jahre Dichter iſt, wird es niemals werden.

18.

Ein ſcharfſinniger Cenſor und Kritiker muß ein Mann ſeyn, der mit vieler geſunden Vernunft und Einſicht ausgebreitete Gelehrſamkeit verbindet, das Wahre von dem Falſchen, das Beſſere von dem Guten und den ächten Gehalt von dem blendenden Glanz eines flüchtigen Flittergoldes unterſcheiden, und nicht blos Fehler verbeſſern und Mängel tadeln, ſondern hauptſächlich auch Denen, die den rechten Weg verfehlt haben, ihn zeigen kann.

19.

Ein Weiſer ſei gelehrt; nur glaub' er ſich
In ſeiner Meinung nicht unfehlbar, ſondern
Je mehr er an Erkenntniß wächſt, je mehr
Lern' er beſcheiden zweifeln, und indem
Er ſeine ſchwache, wankende Vernunft
Zu ſtützen ſucht, werd' ihm ſein eignes Nichts
Zum Quell, aus dem er ſeine Weisheit ſchöpft.
Ein Goldſtück macht den Bettler reich; und Wer erkennt,
Er wiſſe nichts, hat ſchon ſehr viel gelernt.

20.

Man belehrt immer ſchlecht, wenn man Langeweile erregt, und die groſse Kunſt beſteht darin, daß man den Leſer nicht zum Gähnen bringe.

21.

Gelehrte ſind Männer, die dem ſchwachen menſchlichen Geſchlechte zum Leuchtthurm dienen, Sterne, die uns in allen Arten von Wiſſenſchaften Licht geben, und die für uns denken, während wir für ſie handeln.

22.

Es gibt mehr als Einen Weg zum Ruhme. Die Laufbahn der Helden iſt freilich glänzend, aber mit Menſchenblut gefärbt. Der Weg der Gelehrten hat weniger Glanz, führt aber auch zur Unſterblichkeit, und es iſt angenehmer, das menſchliche Geſchlecht zu unterrichten, als das Werkzeug ſeines Verderbens zu ſeyn.

23.

Der ſchreibt nicht gut, der niemals enden kann.

24.

Es iſt gut, wenn man den Namen eines Schriftſtellers nicht weiß, der nur für die Wahrheit ſchreibt und folglich ſeinen Gedanken keine Feſſeln anlegt.

25.

Es iſt bei der Beredtſamkeit unangenehm, daß ſie, ſobald ſie etwas Großes zu ſagen hat, immer hinter ihrem Gegenſtande zurück bleibt.

26.

In der Philoſophie macht man gleiche Fortſchritte, wenn man ſich entweder von Vorurtheilen frei macht oder neue Kenntniſſe erwirbt; das Eine klärt auf, das Andere unterrichtet. Die größte Freude, die der Menſch in der Welt haben kann, beſteht in der Entdeckung einer Wahrheit.

27.

Nicht Jeder, der es gern seyn möchte, ist Apollo's Liebling.

28.

Das Leben guter Fürsten ist eine ununterbrochene Thätigkeit; bei der Menge ihrer mannigfaltigen Handlungen werden die früheren über die späteren vergessen. Große Schriftsteller hingegen erzeigen nicht nur ihren Zeitgenossen, sondern auch allen künftigen Jahrhunderten Wohlthaten.

29.

— Je häufiger du mit dem Geist
Des Alterthums vertrauten Umgang pflegst,
Um desto mehr wird dein Geschmack sich läutern,
Dein Sinn fürs Schöne sich verfeinern.

30.

Jeder Schriftsteller ist dem Publikum Ehrerbietung schuldig.

31.

Die besten Trophäen, welche die Nachwelt für den Ruhm eines großen Mannes errichten kann, bestehen in den Zeugnissen: daß er einige Wahrheiten entdeckt und einige Irrthümer zerstört habe.

32.

Die Streitigkeiten der Gelehrten entstehen gewöhnlich aus unmäßigem Ehrgeiz und unersättlicher Begierde, sich einen Namen zu erwerben, oder aus Neid, der das geringe Verdienst gegen den Glanz des höheren setzt, durch den es verdunkelt wird. Große Männer trifft

dieſe Art der Verfolgung immer: Bäume, deren Gipfel ſich bis zu den Wolken erheben, ſind den heftigen Anfällen der Winde und den Beſchädigungen der Witterung ſtärker ausgeſetzt als ſchwache Stauden, welche unter dem Schatten wachſen.

33.

Wir ſuchen umſonſt Das, was unſer Faſſungsvermögen überſteigt, zu begreifen, und in dieſer Welt voll Unwiſſenheit gilt die wahrſcheinlichſte Vermuthung für das beſte Syſtem.

34.

Eigenliebe wird oft die Schöpferin eines philoſophiſchen Syſtems. Der hohe Begriff, den ſie von ſich ſelbſt hegen, erzeugt bei den Philoſophen ein Gefühl der Unfehlbarkeit, und nun baut ein ſolcher ſein Syſtem. Er macht den Anfang damit, daß er im blinden Vertrauen alles Das für Wahrheit annimmt, was er beweiſen will; dann ſucht er Gründe, um ſeinen Sätzen das Anſehn der Wahrſcheinlichkeit zu geben, und daraus entſpringt eine unerſchöpfliche Quelle von Irrthümern. Grade umgekehrt ſollte er ſein Werk beginnen; nach vielen geſammelten Erfahrungen müßte er erſt von Folge zu Folge fortſchreiten und blos beobachten, wohin jene ihn führen und was er daraus ſchließen kann. Auf dieſe Art würde man weniger glauben und gelehrt zweifeln lernen, indem man den behutſamen Schritten der Vorſicht folgte.

35.

— Beglückt
Der Sterbliche, deß Geiſt nach höhrer Kenntniß ſchmachtet
Und es für ſeine Pflicht, ſich aufzuklären, achtet!
Denn nie empfundne Freuden gibt
Die Wiſſenſchaft Dem, der ſie übt.

36.

Gott hat den Menſchen ſo viel Belehrung gegeben, als ſie nothwendig brauchen, um ihre Handlungen in der Welt danach einzurichten, aber nicht ſo viel, daß ſie ihre Neugier befriedigen können. Der Menſch iſt zur Thätigkeit, aber nicht zum Spekuliren geſchaffen.

37.

Ein wahrer Philoſoph muß der Liebe zur Wahrheit ſeine Eigenliebe aufopfern.

38.

Den Wiſſenſchaften verdankt man die glücklichſten Augenblicke des Lebens. Wenn alle andern Freuden verſchwinden, bleibt doch dieſe; ſie iſt unſre treue Gefährtin in jedem Alter und in jeder Lage.

39.

Wie nützlich ſind doch die ſchönen Wiſſenſchaften für die Menſchheit! Sie geben Erholung nach den Arbeiten des Tages, zerſtreuen auf angenehme Weiſe die politiſchen Dünſte, die den Kopf betäubten, machen den Geiſt milder, verurſachen ſogar dem weiblichen Geſchlechte Vergnügen, tröſten die Betrübten und ſind endlich die einzigen noch übrigen Freunde für Den, der ſich ſchon unter der Laſt des Alters krümmt und ſich glücklich ſchätzt, in ſeiner Jugend ihnen Geſchmack abgewonnen zu haben.

40.

Unwille und Haß bei einem Schriftſteller belehrt Keinen, und es iſt Schwachheit, ſelbſt Feigheit, nichts Gutes von ſeinen Feinden zu ſagen und ihnen nicht die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

41.

Erholungen und Zeitvertreib durch literariſche Arbeiten ſind erlaubt, aber man muß das Publikum nicht mit ſeinen Albernheiten beläſtigen.

42.

Ich liebe die Schriftſteller nicht, die man glühend bewundert, wohl aber ſolche, die man gern lieſt und wieder lieſt.

43.

Nur jene Schätze, die für Geiſt und Herz
Das Studium der Wiſſenſchaft gewährt,
Die weder ſchwarzer Neid noch Fürſtenzorn entreißt,
Sind wahres Eigenthum. —

44.

Man muß die Feder nicht eher in die Hand nehmen, als bis Das, was man zu ſagen hat, gut verdaut iſt, und bis man ſich ſeiner Arbeit gewachſen fühlt. Will man Dinge erklären, die man ſelbſt nicht verſteht, dann gleicht man einem Stammler, der einen Stummen reden lehren will.

45.

Nicht Jedermann hat das Talent, dem Geiſt ein Lächeln abzunöthigen. Man muß vielen natürlichen Frohſinn haben, um ihn Andern mittheilen zu können.

46.

Man muß ganz thöricht von ſeinen Meinungen eingenommen ſeyn, um ſich über den Irrthum erhaben zu wähnen und zu glauben, ſehr feſt im Sattel zu ſitzen, wenn man es wagen will, Andere aus dem Sattel zu heben.

47.

Es koſtet weniger, Dinte zu vergießen denn Blut; aber Beſchimpfungen ſind ſchlimmer als Wunden.

48.

Die Wiſſenſchaften müſſen als Mittel angeſehen werden, wodurch wir mehr Fähigkeit zur Erfüllung unſerer Pflichten bekommen. Wer ſie cultivirt, handelt in allen Stücken methodiſcher und folgerichtiger. Der Geiſt der Philoſophie verleiht Grundſätze, und dieſe ſind die Quelle der Entſchlüſſe ſo wie die Urſache von vernünftigen Handlungen.

49.

Die Wiſſenſchaften haben das Eigenthümliche, daß ſie richtigen Verſtand ertheilen und dadurch allen Mißbrauch verhindern, den man von ihnen machen könnte.

50.

Wo Wahrheit fehlt iſt keine Wiſſenſchaft!

51.

In allen großen Städten gibt es Müßiggänger und nur wenige Leute, die ſo viele Kenntniſſe beſitzen, daß ſie Geſchmack haben können. Einige, die für geſcheit gelten, entſcheiden über die Leiſtungen der Bühne, und Ignoranten, die für ſich ſelbſt zu urtheilen nicht verſtehen, beten Das nach, was Jene ſagen. Solche Urtheile finden aber nicht blos bei dem Theater ſtatt, man bemerkt ſie allenthalben, und ſie begründen den ſogenannten Ruf eines Mannes. Das ſind die ſichern Stützen, auf denen der Ruhm beruht. O Eitelkeit aller Eitelkeiten!

52.

Kriege mit der Feder wie mit dem Schwert haben nur ſelten einen glücklichen Erfolg.

53.

Der Geiſt der Ritterzeit mag im Roman ergötzen;
Es iſt des Dichters Kunſt, ſein Held nicht, was wir ſchätzen.

54.

Was Weisheit aufgepflanzt, Das wird gedeihn und reifen,
Indeß der Thorheit Werk ſchnell in ſein Nichts verſinkt.

55.

Die ſchönen Wiſſenſchaften und die Philoſophie verbreiten ſich nur unter die kleinere Zahl; der groſse Haufe, das Volk und der Pöbel unter dem Adel, bleiben Das, wozu ſie die Natur geſchaffen hat, d. h. wilde Thiere.

56.

Auszeichnung berühmter Männer, dem Verdienſte erwieſene Gerechtigkeit — iſt Aufmunterung der Talente und der Tugenden, iſt die einzige Belohnung edler Seelen, aber auch die pflichtſchuldige Belohnung aller Derer, die ſich mit groſsem Erfolge den Wiſſenſchaften widmen. Dieſe verſchaffen uns Vergnügungen des Geiſtes, die weit dauerhafter ſind als diejenigen des Körpers; ſie mildern die rauheſten Sitten, ſie verbreiten ihre Reize über die ganze Laufbahn des Lebens, ſie machen unſer Daſeyn erträglich und den Tod minder furchtbar.

57.

Kenntniſſe kann Jedermann haben; aber die Kunſt zu denken iſt das ſeltenſte Geſchenk der Natur.

58.

Wohl den Schriftſtellern, die, von einer reichen Einbildungskraft unterſtützt, immer von der Weisheit geleitet werden und Werke ſchreiben können, welche der Unſterblichkeit würdig ſind; ſie werden ihrem Jahrhundert mehr Ehre machen als Phidias, Prariteles und Zeuris dem, in welchem ſie lebten. Thätigkeit des Geiſtes iſt der mechaniſchen Induſtrie der Künſtler weit vorzuziehen.

59.

Ausübung der guten Lehren der Philoſophen, Das iſt wahre Philoſophie! So dienen jene ſelbſt künftigen Jahrhunderten zur Nacheiferung und keimen in den Köpfen der Nachwelt, in welcher ſie wiederum Menſchen bilden, die ſich beſtreben, die Wohlthäter ihrer Nebenmenſchen zu werden.

60.

Iſt es nicht wahr, daß die Elektricität mit all dem Wunderbaren, was ſie entdeckt, bis jetzt blos dazu gedient hat, unſere Neugier zu reizen? Iſt es nicht wahr, daß die Anziehungskraft und die Schwerkraft blos unſere Einbildungskraft in Erſtaunen geſetzt haben? Iſt es nicht wahr, daß bei allen chemiſchen Operationen der nämliche Fall ſich findet? Wird aber darum weniger Straßenraub begangen? Werden anvertraute Güter mit mehr Gewiſſenhaftigkeit zurückgegeben? Verläumdet man weniger? Iſt der Neid erſtickt? Iſt die Hartherzigkeit dadurch erweicht? Was liegt alſo der menſchlichen Geſellſchaft an dieſen Entdeckungen der Kunſt, wenn die Philoſophie den Theil der Moral und Sittlichkeit vernachläſſigt, worin die Alten ihre ganze Stärke ſetzten?

61.

Die Metaphyſik gleicht einem Graben; je mehr man ihn bearbeitet, deſto tiefer wird er. Aber viele Dinge können uns auch ohne Gefahr unbekannt bleiben. Das Wichtigſte iſt: Wohl leben, einer erträglichen Geſundheit genieſſen Freunde beſitzen und eine ruhige Seele haben.

62.

Es gibt keine gröſsere Aufmunterung für die Wiſſenſchaften, als wenn groſse Herren ſelbſt ſich ihnen widmen, ohne darüber zu erröthen.

63.

Eine Wahrheit iſt ſo viel werth wie jede andere, und ſie verdienen alle, dem Publikum bekannt gemacht zu werden.

64.

Gute Handlungen ſind dem Publikum weit vortheilhafter als die feinſten und ſcharfſinnigſten Syſteme von Entdeckungen, in welchen ſich gröſtentheils doch unſer Geiſt verirrt, ohne die Wahrheit zu faſſen.

65.

Ein gutes Werk iſt gut, neu oder alt;
Doch um Talente nach Verdienſt zu ſchätzen,
Muſs unſer Sinn für Schönheit offen ſeyn.

66.

Beſcheidenheit kleidet Jedermann, ſie iſt das erſte Verdienſt der Weiſen; mit Nachdruck muſs man ſeine Gründe vortragen, doch nicht gebieteriſch entſcheiden. Aber man will tief eindringen, man glaubt, um zu überreden, ſei es genug, einen entſcheidenden Ton anzunehmen.

67.

Die Wiſſenſchaften müſſen als die Mittel angeſehen werden, wodurch wir die Fähigkeit zur Erfüllung unſerer Pflichten bekommen. Der Geiſt der Philoſophie gibt Grundſätze, und dieſe ſind die Quelle der Entſchlüſſe ſo wie die Urſache vernünftiger Handlungen.

68.

Verlangſt du einen Schatz, der in der rauhen Zeit
Des Alters, köſtlicher als jede Koſtbarkeit
Von goldnem Schmuckgeräth, dir Geiſt und Herz erfreue —
Die Weisheit hilft ihn dir erwerben; dieſer weihe
Des Lebens ſchönen Lenz! Mit voller Jugendkraft
Bewirb dich um den Kranz erhab'ner Wiſſenſchaft,
Der unzerſtörbar echt, nicht täuſchend übergüldet,
Stets glänzt. Durch Wiſſenſchaft wird Geiſt und Herz gebildet;
Sie iſt das Mark, womit der Geiſt ſich heilſam nährt,
Das für des Irrthums Gift ein Gegengift gewährt.
Ihr Umfang iſt das All der Schöpfung, jede Zone
Des Erdballs ihr Gebiet. Bis zum verborgnen Throne
Des Schöpfers leitet ſie den Sterblichen hinan,
Enthüllet ſeinem Blick der Gottheit ew'gen Plan;
Doch hier ſei nicht zu kühn! Dem endlichen Verſtande
Geziemt es, ſtill zu ſtehn an dieſes Abgrunds Rande.

69.

Kenntniſſe, die richtig auseinander geſetzt und durch ihren Werth beſtimmt ſind, erhalten ſich auf immer; durch Bücher kommen ſie auf die ſpäteſte Nachkommenſchaft, während das vorübergehende Glück in einem Kriege, der blos einigen Völkern in einem kleinen Winkel von Europa wichtig iſt, ebenſo geſchwind vergeſſen wird, wie es ſich ereignete.

70.

Man kann Alles, was man will, ganz ungehindert ſchreiben, ohne hundert und ſechszigtauſend Mann zu haben, wenn man es nur nicht drucken läßt.

71.

Daß ſich der ſchwache Menſch nicht ganz in Gram verſenke,
Wenn ihn ein harter Schlag des ſtrengen Schickſals traf,
Verlieh'n die Götter ihm zwei köſtliche Geſchenke,
Die Hoffnung und den ſüßen Schlaf.
Allein dem Weiſen ward für Alles, was das Leben
Der Sterblichen beſchwert, ein eigner Troſt gegeben,
Ein Gut, das Pallas ihm verlieh: die Wiſſenſchaft.
Sie iſt die Schönheit, die nie altert, nie verblühet,
Die reizender erſcheint, je näher man ſie ſiehet,
Und Dem, der ſeines Geiſtes Kraft
Ihr weiht und liebend für ſie glühet,
Den ſeligſten Genuß verſchafft.
Indeſſen wähne nicht, daß ſie gleich feilen Phrynen
Sich jedem Buhler Preis gibt; nein!
Nur gegen Die, die ihr mit Eifer dienen,
Pflegt ſie mit ihrer Gunſt verſchwenderiſch zu ſeyn.
Sie wird, wenn du ſie liebſt, aus ihren beſten Schätzen
Dir reichlich, was das Glück dir nicht verlieh, erſetzen;
Nur Reichthum, welchen du durch ſie empfängſt, gehört
Dir eigen, und er wird durch den Gebrauch vermehrt.

72.

Unſer Pulver hat mehr Böſes als Gutes geſtiftet, und eben Das iſt der Fall mit der Buchdruckerkunſt, die nur dann Werth hat, wenn ſie gute Bücher unter das Publikum verbreitet. Leider werden dieſe von Tage zu Tage ſeltener.

73.

Wahre Philoſophie iſt Fertigkeit der Seele und Klarheit der Begriffe, die uns abhält, in die Irrthümer des gemeinen Haufens zu fallen und an Wirkungen ohne Urſache zu glauben.

74.

Man kommt kürzer weg, wenn man ein neues Syſtem verſchreit, als wenn man es gründlich ſtudirt. Auch verräth es überdies heroiſche Standhaftigkeit, wenn man ſich allen Arten von Neuerungen widerſetzt und alte Meinungen aufrecht erhält. Eine andere Klaſſe von Leuten raiſonnirt wieder anders; ſie ſagen in ihrer Einfalt: „Unſere Väter haben dieſe Meinung gehabt, ſind wir beſſer? — — Warum ſollen wir uns die Köpfe zerbrechen, um die Syſteme der Neueren zu ſtudiren?“ Dergleichen Leute werden ſich den Fortſchritten der Kenntniſſe immer widerſetzen, und es iſt daher nichts Beſonderes, wenn ſie ſo wenig vorwärts kommen.

75.

Der Witz iſt nur ein ſchimmernd Licht,
Unfähig, unſer Herz erwärmend zu befruchten.

76.

Weh Dem, der vom Parnaß den Gipfel nicht gewann,
Hier trifft man zwiſchen Gut und Schlecht kein Mittel an.

77.

Unſere Nachkommen werden weniger Enthuſiasmus für die Meiſterwerke des menſchlichen Geiſtes haben, da die Gährungszeit vorüber iſt. — Gewiß beſchränken ſie ſich auf das erſte Koſten; dann erfolgt Sättigung und Begierde nach — guten oder ſchlechten — Neuigkeiten.

78.

Schriftſtellerruhm iſt oft ein ſchnell verblühtes Glück;
Wem heute Beifall rauſcht, wird morgen ausgepfiffen.

79.

An des Genies erhab'nen Werken nagt
Die Zeit umſonſt; ſie trotzen ihrer Macht
Und dauern, wenn das ſtolze Marmormahl
Des größten Königs längſt in Trümmern liegt.
Nicht die geringſte Spur verräth den Ort,
Wo Troja ſtand: nach drei Jahrtauſenden
Entzückt Homer uns noch.

80.

Verfeinerung der Sitten war von je
Das Werk der holden Muſen; Damen ſind
Die Muſen, die ſie führen.

81.

Die ſchönen Geiſter unſrer Zeit,
Was ſind ſie, wenn wir ſie auf die Karelle bringen?
An äußrem Zierrath reich, doch leer an Gründlichkeit;
Sie ſchwatzen viel von hundert Dingen
Mit leicht beſchwingtem Witz; ihr ſeid
Von ihrer Sitten Artigkeit
Erbaut, doch nehmet euch in Acht! Sie aufzubringen
Bedarf's ein Wort oft nur, und wehe Dem, der ſie
Beleidigt! Nichts kann ihn vor den geſchliff'nen Spitzen
Des Witzes ihrer Rachſucht ſchützen.
In ihrem Umgang herrſcht die zarte Sympathie
Der Herzen nicht; Vertrau'n und Eintracht unterſtützen
Nicht ihren Freundſchaftsbund: ihr frecher Stolz verlacht
Der Pflichten Heiligkeit und der Geſetze Macht;

Wohlthäter oder Feind iſt eins in ihren Augen.
Gleich Spinnen, die nur Gift aus allen Blumen ſaugen,
Gibt ihnen jede Kleinigkeit
Zum Spotte Stoff; ihr Witz ſucht Alles auszuſchmücken;
Den kleinſten Fehl macht er zur Albernheit;
Sie ſtürben, müßten ſie ein Witzwort unterdrücken;
Nichts zügelt ihrer Zunge Lauf;
Sie opfern euren Ruf dem ſchaalſten Einfall auf.
Sie bergen Geld von euch, um es nie zu bezahlen;
Umſonſt erinnert ihr zu wiederholten Malen
An die vergeſſne Schuld; ſie bleiben taub dabei.
Ihr Undank artet oft ſelbſt in Verrätherei
Und ſchwache Bosheit aus; an gift'ge Läſterungen
Gewöhnt, gefährlich nicht allein durch ihre Zungen,
Durch ihre Federn auch, wächſt unter ihrer Hand
Ein Buch von mehrern Alphabeten.
Als Luſtigmacher ſonſt bekannt,
Verwandeln ſie ſich ſchnell in wäſſrige Poeten;
Was ſie von Unſinn ſonſt in Proſa ausgeſchäumt,
Strömt, einer Sündfluth gleich, zuſammen
In einen dicken Band von lauter Epigrammen,
Wo Schmähwort ſich auf Schmähwort reimt.
Der Helikon, den ſie entehren,
Staunt, auf der Musen heil'gem Sitz
Des Pöbels ungeſchliff'nen Witz,
Des Fiſchmanns Dialekt zu hören.

82.

Die Philoſophie iſt in meinen Augen reizender und anziehender als der Thron. Sie hat den Vorzug, daß ihre Freuden dauerhaft ſind; ſie überwiegt die Täuſchungen und Irrthümer der Menſchen, und Wer ihr in das Gebiet der Tugend und Wahrheit folgen kann, handelt ſehr ſtrafbar, wenn er es für das Land des Laſters und der Gaukeleien verläßt.

83.

Philoſophiren bringet uns
Nicht näher zu der Weisheit hin;
Der nur beſitzt die höchſte Kunſt,
Der, wie man zweifeln muß, gelernt,
Der mit Beſcheidenheit geſteht:
Er ſei ein Thor und wiſſe nichts!

84.

Seid nimmer läſſig, Menſchen! ſchöpft,
Schöpft immerfort; denn unerſchöpflich iſt
Die Quelle der Erfindung. —

85.

Dem Dichter iſt Kritik, die ſanft
Und glimpflich ſpricht, ein großes Glück.
Durch ſeine Eigenliebe blind,
Sieht er von ſeinen Fehlern nichts;
Das Göttliche, das ihn erhellt,
Verletzt ſein Auge freilich wohl,
Doch bald wird er nun beſſer ſehn:
Er feilet, richtet ſtreng ſich ſelbſt.
Wer gern vollkommen werden will,
Der beſſert und Der feilt ſein Werk;
Er weiß, daß von Satyr' und Hahn
Kritik gar ſehr verſchieden iſt.

86.

— Pflege braucht das glücklichſte Genie.
Was die Natur erzeugt, Das muß die Kunſt verfeinen;
Das große Meiſterſtück iſt: Beide zu vereinen.

87.

Die Dichtung muß, den Ernſt der Wahrheit zu verſchönen,
Ihr holde Bilder leih'n. —

88.

Ein jeder Dichter, der aus Eitelkeit
Nach Ruhm und einem großen Namen ſtrebt,
Muß keinen Fehler ſich erlauben, muß
Die Kunſt zu rühmen, zu gefallen mit
Dem Unterricht verbinden. —

89.

Blüht, holde Künſte, blüht! Mög' euch der Ueberfluß
Aus ſeinem Füllhorn ſtets mit goldnen Früchten nähren:
Euch weihe jedes Volk auf heiligen Altären
Zum Opfer ſein Gefühl; den ſüßeſten Genuß
Gewährt ihr Muſen! —

90.

Der Froſt der Reden ohne Sinn
Und der Hyperbeln Seifenſchaum
Scheint blinder Ignoranz die Kunſt
Zu denken, die man wenig kennt.

91.

In der Muſik muß man bei dem Ausdruck der Empfindungen der Seele bleiben und ſich hüten, Froſchgequake, Krähengekrächze und hundert andere Dinge nachzubilden, deren Nachahmung in der Muſik ſo fehlerhaft wie in der Dichtkunſt iſt. Alles in der Welt hat ſeine beſtimmte Grenzen, und ſo auch die Künſte, die zu unſerm Vergnügen dienen; dehnen wir ſie über ihre Sphären aus, ſo verfallen wir in das Unnatürliche, ſtatt ſie zu vervollkommnen.

92.

— Getümmel ſchreckt die Muſen auf:
Den Lärm der Waffen flieht ihr keuſcher Chor.

93.

Bei der Spekulation macht man ſchnelle Schritte; aber bei der Ausführung geht es langſam, weil man auf ſeinem Wege tauſend Hinderniſſe antrifft.

V.

Lebensansichten.

Univ. Bibl.
München

1.

Es iſt gewiß ſehr ſchwer, einen gewiſſen Grad von Gleichmuth zu erreichen, allein ich glaube, daß es die Lage der Menſchen erfordere, ſich wider den Gram, dieſes von unſrer Natur unzertrennliche Erbtheil, zu waffnen, und daß uns ernſtes Nachdenken über das menſchliche Leben lehre, wie wir denſelben, um ihn weniger zu fühlen, mindern und unſere Freuden vervielfältigen und vergrößern können, um deſto ſtärkere Eindrücke von ihnen zu erhalten.

2.

Schmeichelei, das Kind des Eigennutzes,
Borgt ſich der Verſtellung Kunſt und Witz,
Schein der Tugend dient ihr ſtatt des Putzes,
An des Thrones Stufen iſt ihr Sitz.
Es ſind zahllos ihres Truges Künſte,
Sie berauſcht durch ihres Weihrauchs Dünſte
Fürſten und den Hof, den ſie umringt;
Zauberträume weiß ſie zu bereiten,
Falſchen Beifall, Niederträchtigkeiten
Sie dem Stolze dar als Opfer bringt.

3.

Ehrſucht macht Tyrannen, Mäßigung Weiſe.

4.

Die Geſchichte der Begierden iſt eine Schule der Tugenden.

5.

Die Weisheit mag mit kaltem Trotz ſich rüſten: —
Was hilft es, ſich mit Gründen brüſten,
Wenn uns der Zorn des Schickſals quält?

6.

Mit der Freiheit iſt es wie mit der Weisheit, der Vernunft, der Tugend, der Geſundheit beſchaffen, die kein Sterblicher vollkommen beſitzt, aber doch zuweilen genießt.

7.

Der Geiſt läßt ſich nicht überzeugen, wenn das Herz gerührt iſt.

8.

Gute Köpfe ſind zu allen Geſchäften geſchickt. Richtiges Urtheil, deutliche Begriffe und ein wenig Uebung thun im Kriege, im Finanzfache und im Handel eben ſo gut Alles wie in den Wiſſenſchaften.

9.

Im Sonnenſchein des Glücks gedeiht die Tugend nie.
Nur wenn das Schickſal zürnend tobet,
Wird erſt ihr inn'rer Werth erprobet;
Der Leiden ſtrenge Gluth bewährt und läutert ſie.

10.

Die Unſterblichkeit iſt doch ein herrliches Vorrecht; nur ſehr wenige Weſen auf der Erde haben es gehabt.

11.

Es verſchlägt nichts, ob man traurige oder frohe Gedanken hat; Alles geht ſeinen Gang, und das Ende mag gut oder böſe ſeyn, man muß es ſich gefallen laſſen und ſeinen Verdruß verſchlucken, wenn Einem das Schickſal zuwider iſt.

12.

Im Sturm muß Jeder arbeiten, der Steuermann und der Matroſe; wenn ſie im Hafen ſind, dann können ſie lachen und ausruhen.

13.

Der Weiſe buhlet nicht um Fürſtengunſt; er neidet
Dem Kröſus ſeine Schätze nicht;
Ob ihm mit freundlichem Geſicht
Fortuna lacht, ob er durch ihre Tücke leidet,
Gilt ihm gleichviel: er wägt nach richtigem Gewicht
Der Dinge Werth und unterſcheidet
Die Wahrheit von der Täuſchung Schein;
Ein leerer Name flößt ihm nie Bewundrung ein.

14.

Man ſtellt Mißbräuche nicht eher ab, als bis ſie den höchſten Gipfel erreicht haben.

15.

Frohe Laune, das iſt das beſte Erleichterungsmittel, die Bürde des Lebens zu tragen.

16.

Man erwirbt ſich ein doppeltes Verdienſt, wenn man ſich um eine Gefälligkeit nicht lange bitten läßt.

17.

Kummer über gebliebene Freunde iſt das Bittere, das die Vorſehung allem Kriegesglück beigemiſcht hat, um die unmäßige Freude niederzuſchlagen, die durch Vortheile über den Feind erregt wird. Der Schmerz über den Verluſt braver Menſchen iſt um ſo empfindlicher, da man ihren Schatten Erkenntlichkeit ſchuldig iſt und ſich dieſer Schuld niemals entledigen kann.

18.

Wie flüchtig iſt des Menſchen Geiſt!
Ein Augenblick verändert ſeinen Sinn.

19.

Talente muß man ausgezeichnet ehren, zumal wenn ſie in ſehr hohem Grade vereint ſind. Schöne Seelen arbeiten nur für die Ehre und es iſt hart, ſie darauf hoffen zu laſſen, ohne ſie je in deren Beſitz zu ſetzen. Nur durch dieſen Balſam können die Widerwärtigkeiten, die mit allen Ständen der Menſchen verknüpft ſind, gemildert werden, und ein wenig von dieſem Balſam bedürfen ſelbſt die größten Menſchen.

20.

Umſonſt verſchwöret ſich die kühnſte
Verläumdung wider die Verdienſte
Des Weiſen; über Schmach und Neid
Erhaben, frei von Stolz und Rache,
Vertraut er ſeine gute Sache
Dem beſten Richter an — der Zeit.

21.

Die Wunden des Herzens sind die empfindlichsten unter allen, und ungeachtet der trefflichen Grundsätze der Philosophen kann nur die Zeit sie heilen.

22.

Es ist sehr schwer, den Menschen gut und das wildeste von allen Thieren gänzlich zahm zu machen. Dies bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß Meinungen nur einen sehr schwachen Einfluß auf die Handlungen der Menschen haben; denn ich bemerke allenthalben, daß ihre Leidenschaften den Sieg über ihre Vernunft davontragen.

23.

Aehnlichkeit der Sitten verbindet die Menschen mehr als gleicher Körperbau.

24.

Dem reißenden Strome der Ereignisse und dem Geschick, das die Menschen fortstößt, so wie Stürme Sand und Fluthen aufwühlen, kann man nicht widerstehen.

25.

Der Böſewicht mit scheuem Blicke
Wünscht falscher Ehre leeren Schein;
Er wähnt, das Herz voll gift'ger Tücke,
Durch Wuth und Frevel groß zu seyn.
Tief in des Lasters Schooß versunken,
Vom Taumelkelch der Bosheit trunken,
Wird er die Wahrheit lichtscheu fliehn;
Er schmeichelt sich, durch seine kühnen
Verbrechen Ehrfurcht zu verdienen,
Doch Jedermann verachtet ihn.

26.

Will man Alles vorausſehen — Das iſt der nächſte Weg zur Hypochondrie; denkt man an nichts — ſo ſetzt man ſich durch ſeine Schuld in Gefahr, überrumpelt zu werden. Alles Böſe, das man fürchtet, und alles Gute, das man hofft, kommt nicht grade ſo, wie man es ſich dachte: von Beiden muß man Vieles abrechnen.

27.

Der Weiſe fürchtet nicht zu wenig, doch hofft er weniger noch.

28.

— Wer nie gehorchte,
Befiehlt zur Unzeit oft, und oft verkehrt.

29.

Man ſage was man wolle, es iſt beſſer durch Wahn glücklich, als durch Wahrheit unglücklich zu ſeyn.

30.

Von Weiſen lernen und ſich über Thoren luſtig machen, Das geziemt verſtändigen Menſchen am beſten.

31.

Der nur iſt glücklich, deſſen Herz zu leiden weiß.

32.

Umſonſt bemüht man ſich, im Glücke kalt zu erſcheinen und im Kummer gefühllos zu ſeyn; das Gefühl kann ſich wohl verlarven, aber der Menſch, das Innere, die Fülle des Herzens werden um nichts deſto weniger getroffen.

33.

Der Menſch iſt zur Arbeit geboren; Müßiggang macht ihn nicht nur unglücklich, ſondern oft auch laſterhaft.

34.

Wenn man das Unglück aller einzelnen Menſchen ſich zu Herzen nehmen wollte, ſo wäre das Leben nichts als ein Gewebe von Kummer. Man überlaſſe Jedem die Mühe, die Spindel abzuwickeln, ſo gut er kann, und beſchränke ſich auf die Theilnahme an ſeinen Freunden d. h. einer ſehr kleinen Anzahl. Dies iſt Alles, was die Natur von einem guten Bürger fordern kann; denn ſonſt könnte uns unſer Gehirn nicht Feuchtigkeit genug zu den Thränen liefern, die wir vergießen müßten.

35.

Das Schickſal ſchüttet aus zwei gleichen Urnen
Auf alle Staubgeborne Glück und Mißgeſchick
Mit reicher Hand. Durch ſeine Fruchtbarkeit
Gedeiht hier Caſſia, dort Schierling, und es wächſt
Die Geder wie das Schilf.

36.

In ſchrecklichen Gefahren zeigt
Die große Seele ſich, die Kraft
Des Muths, die hohe Feſtigkeit.
Der Feige nur, der bebet, wenn um ihn
Das Ungewitter tobt. Nur Der, den die Gefahr,
Die ſeinem Hauſe droht, mit Angſt erfüllt,
Der unterliegt. —

37.

Gelegenheit hilft beſſer fort
Als ſelbſt der Pläne weiſeſter.

38.

Verliert man auch das erſte, oft ungeſtüme Feuer der Jugend, ſo muß man doch ſorgfältig eine gewiſſe innere Heiterkeit zu erhalten ſuchen, die, mit der Hoffnung verbunden, uns die Bürde des Lebens ertragen hilft.

39.

— Auf dieſem Erdenrund
Iſt nichts als Unbeſtand und Nichtigkeit.
Wenn uns ein Unglück plötzlich trifft — ſogleich
Wird durch uns ſelbſt die Laſt noch drückender;
Man will verzweifeln, hält's für übergroß,
Erträglich kaum. Allein wir denken bald
Ganz anders, bieten ihm am Ende Trotz.

40.

Ein Geiſt, den keine Furcht beherrſcht,
Den Weisheit aufgehellt, beſiegt,
Trotz ſeinem Meſenterium,
Trotz Milz und Leber voll Geſchwulſt,
Trotz Skirrhus, Krebs und Fontanell',
Mit ſeiner guten Laune Schatz
Ein jedes Uebel, das ihn drückt.

41.

Wie verſchieden betrachtet man die Dinge! Wie ſehr weichen die Urtheile nicht von einander ab! Die Menſchen verwerfen am Abend Das, was ſie am Morgen gebilligt haben. Eben die Sonne, die ihnen beim Aufgange gefiel, iſt ihnen beim Untergange beſchwerlich. Daher kommt es, daß Ruf entſteht, verſchwindet und wieder entſteht. Und wir ſind ſo thöricht, uns das

ganze Leben hindurch zu quälen, um Ruf zu erlangen. Iſt es möglich, daß man ſich noch immer durch dieſe falſche Münze hintergehen läßt, da man ſie doch kennt?

42.

Vergnügungen, die man den Leuten macht, ohne ſich am Ohre zupfen zu laſſen, ſind willkommener und angenehmer als ſolche, um die man ſich erſt viel mahnen läßt.

43.

In Allem iſt der Menſch beſchränkt;
Er folgt des mächt'gen Schickſals Strom,
Der unaufhaltſam fort ihn reißt.

44.

Die Klugheit zwar iſt keine Panacee,
Die jedes Uebel ſcheucht, das auf uns laſtet;
Den Menſchen zu beglücken, dahin reicht
Nicht ihre Kraft, doch mildert ſie die Leiden
Und mäßiget die Wünſch' in unſrer Bruſt,
Erweicht des Schickſals Strenge, wenn es zürnt.
Sie iſt für uns ein Faden, der uns leitet,
Doch nicht ein Schwert, das jeden Knoten ſchnell
Mit einem einz'gen Hieb durchhaut;
Vor mancher Klipp', an die der Sturm uns ſchlägt,
Vor manchen Uebeln, die das Aug' nicht ſieht,
Bewahrt und ſchützet uns ihr Blick, der ſtets
Behutſam macht und, wenn Gefahr uns rings
Umgibt, wohlweislich unſre Schritte lenkt.

45.

Es birgt der Himmel unſer Loos;
Und Wer es doch erforſchen will,
Verſchwendet ſeine Weisheit nur.

46.

Uebertreibungen und Hyperbeln ſind gleich Sehröhren, welche unſre Armſeligkeiten in den Augen unſrer Einbildungskraft vergrößern.

47.

Zu ſtrenger Fleiß kann ſchädlich ſeyn,
Den Geiſt durch Ueberſpannung ſchwächen;
Man muß die Arbeit unterbrechen
Und zur Erholung ſich zerſtreu'n.

48.

Das Schickſal hat des Menſchen Kraft beſchränkt;
Der Weiſe nur, der ſparſam damit hauſt,
Hat ihrer auch im Alter noch.

49.

Nur ſelten iſt das Glück der Tugend Preis.

50.

Ein Herz, das wahrhaft und im Ernſt
Die ſüße, ſchöne Ruhe liebt,
Iſt froh in Mittelmäßigkeit
Und bietet niemals ungeſtüm
Dem Meer und ſeinen Stürmen Trotz,
Um in gefahrvoll wildem Sturm
Sich zu erringen Heldenruhm.

51.

Beglückt, beglückt der Sterbliche,
Den ſtets ſein guter Genius
Nur unbekannt, allein vergnügt
Mit ſeinem Schickſal leben läßt.

52.

Der Adel ohne Kenntniſſe iſt nichts als ein leerer Titel, der einen Unwiſſenden zur Schau ſtellt und der Verſpottung Derer Preis gibt, die daran Gefallen finden.

53.

Der Weiſe nährt in ſeiner Bruſt
Den tiefen Frieden, wenn von fern
Auch ſchon der Ocean erbrauſt.
Die Schreckenszukunft füllet nicht
Mit Unruh ſeine eh'rne Bruſt,
Er harrt auf ſie, greift nie ihr vor.
Er waffnet gegen Unglück ſich;
Was immer grauſam es beſchloß,
Er beuget ſich ergebungsvoll
Dem allgemeinen Loos; er iſt ein Menſch,
Und unterliegen muß er auch
Der Menſchheit allgemeinem Loos.

54.

Die Großen, die ſo aufgebläht
Von Hoffnung, Stolz und Ehrſucht ſind,
Sie beten nur das Truggebild
Fortuna's an; mit raſchem Lauf
Verfolgen ſie's, allein umſonſt;
Der flücht'ge Schatten ſtets entflieht,
Und nach ihm haſchend, finden ſie —
O ungetreues Schickſal! — nur
Bedrängniß, Aengſte, Sorg' und Noth.

55.

Leute, geboren mit einem unruhigen Geiſte, ſpinnen überall Händel und Ränke an, aber das wahre Verdienſt beſiegt alle ſolche Hinderniſſe,
Dringt durch, verſchafft ſich Licht und triumphirt zuletzt.

56.

Was nützt das Leben, wenn man nur vegetirt? Was das Sehen, wenn man nur Thatsachen in seinem Gedächtnisse aufhäuft? Mit Einem Worte: Was nützt Erfahrung, wenn sie nicht durch Nachdenken brauchbar gemacht wird? — Blos das Denken, die Fähigkeit seine Ideen zu combiniren, unterscheidet den Menschen von den Lastthieren.

57.

— Nicht die Tugend des Achill,
Des greisen Nestors Alter nicht,
Nicht Jugend und die Grazien
Gewähren vor des Schicksals Spruch
Freistatt und Schutz. —

58.

Beglückt Wem bei der sorgenvollen Wahrheit
Ein süßer Irrthum Tröstung schenkt.

59.

— Jedes Wesen
Hat einen eigenthümlichen Beruf,
Und jeder Mensch ein eigenes Talent;
Und diese reiche Mannigfaltigkeit
Von Gaben zweckt auf's Wohl des Ganzen ab.

60.

— Glückselig Wer verborgen
Im Dunkeln lebt; Wen nie ein Ungewitter schreckt;
Deß unbescholtnen Ruf die Lästrung nie befleckt,
Wenn Namen, deren Glanz der Neider Augen blendet,
Der Schmähsucht Natterzunge schändet.

61.

Glücklich zu ſeyn, das iſt die große Kunſt!
Fürwahr, in meinen Augen iſt der Stolz
Ein finſtrer Traum nur. Sprich, was nützt es dir,
Daß du (ein Diener, ſelbſt zwar großer Herr)
Den Kaiſer vierzig Jahr' entkleideteſt?
Schön iſt's, dem Diademe ſich zu nahn,
Doch ſchöner iſt's, ſein eigner Herr zu ſeyn.

62.

In unſres Lebens Blüthenjahren
Zu wenig dann uns Alles dünkt;
Zu viel, wenn bei ergrauten Haaren
Der Abend unſres Lebens ſinkt.

63.

Nicht Rang, nicht Größ' ertheilen Glück,
Noch minder wird es Dem zu Theil,
Den Ehrſucht quält. Er, der nach Macht
Und Herrſchaft dürſtend glüht, verzehrt
In Martern ſich, ihm fällt ein Loos,
Der Danaiden Qualen gleich;
Nie ſieht er ſeine Wünſch' erfüllt.

64.

— Handeln, nicht
Philoſophiren, iſt der Zweck, für den
Der Menſch geſchaffen ward.

65.

Es endet Alles einſt die Zeit und nichts
Bleibt auf dem Gipfel lange; oft
Wird Unglück ſelbſt die Quelle des
So heiß erſehnten Glücks.

66.

Des Weiſen Geiſt vereinet —
Der Schöpfung Oberherr —, was Zeit und Raum getrennt.
Er ſieht auf Könige mit Stolz herab und gönnt,
Was Wahn und Vorurtheil hienieden Größe nennt —
Den falſchen Flitterglanz, der nur ein Veilchen ſcheinet,
Der ſchwachen Eitelkeit, die ſolch ein Tand ergötzt.
Wenn der Eroberer Wuth das Schwert zum Morden wetzt
Und der bedrohte Weltball zittert,
Dann ſieht er wie ein Gott, in ewig heitrer Ruh,
Durch keine Leidenſchaft erſchüttert,
Von Weitem dem Getümmel zu.

67.

Warum wir ſtets die alten Zeiten rühmen
Und ewig jammern, daß es in der Welt
Je länger, deſto ärger wird, und doch
Die Menſchenkinder dumm und boshaft ſind?
Dies alte Lied im Munde heutiger
Timone klingt wie bittre Tadelſucht;
Sie rühmen blos den Geiſt des Alterthums,
Um unſre Zeit und Sitten zu verläſtern.

68.

Die Welt geht immerfort den gleichen Gang;
Die Thorheit iſt in hundert Formen da;
Und jede neue Art erſcheinet noch
Um etwas thörichter als alle frühern.

69.

Die Menſchen, wie ſie heute ſind,
Verglichen mit den längſt verſtorbenen,
Sind um nichts beſſer, um nichts ſchlimmer.

70.

Beglückte Sterbliche, die ihr, vom hohen Stande
Der eitlen Größe fern, vereinet durch die Bande
Des Blutes, stiller Ruh' im Schooß,
Ein niedres Haus bewohnt, das Aeltern, Schwestern, Brüder
Zugleich umschließt; die ihr genügsam euer Loos
Nicht zu verbessern wünscht, in Einfalt fromm und bieder,
Ist Unschuld euer Glück; vom Schicksal nicht bedroht,
Durch Berg' und Meere nicht getrennet,
Lebt ihr euch selbst genug. Empörung, Kriegesnoth
Sind Dinge, die ihr nur vom Hörensagen kennet;
Welch Reich die Oberhand gewann,
Gilt euch gleichviel — ihr nehmt nur flüchtig Theil daran;
Die Zukunft raubt euch nie die gegenwärt'ge Freude.

71.

Sehr falsch beurtheilt man den Werth von Stand und Ehre;
Der schätzt am höchsten sie, der sie am mind'sten kennt.
Ein Herz, das von Begier nach Größ' und Hoheit brennt,
Wird nie gesättiget. Man trifft in jeder Sphäre
Des Lebens Licht und Schatten an;
Auch Der, deß Wohlstand wir am heftigsten beneiden,
Klagt, daß er, was er wünscht, sich nicht gewähren kann.

72.

Der Quell, aus welchem unser Urtheil fließt,
Ist oft durch Wahn und Vorurtheil getrübt.

73.

Ein jeder Stand erfährt Widerwärtigkeiten und Unglück; ich muß wie ein Anderer meine, obgleich sehr schwere, Bürde tragen und rufe mir zu: „Es wird vorübergehen wie unsre Freuden, unsre Neigungen, unsre Leiden, unser Glück!“

74.

Was nähren wir der Sorgen Schwarm in uns
So sehr? — Wir wohnen in des Wechsels Reich.
Umringt vom Uebel, das uns Leiden schafft,
In jeder harten Prüfung unsres Muths
Laßt so uns denken, wie der Weis' es thut!
Des Unglücks Last bedrückt uns heute schwer;
Doch morgen schon begünstigt wieder uns
Das flatterhafte Glück — wir lachen dann.

75.

Die Menschen setzen sich das Wesen, das sie Glück nennen, aus sehr verschiedenen Begriffen zusammen, und wenn sie dann von diesem Ideal nur einen Theil besitzen, so brechen sie in bittere Klagen, auch oft sogar in Vorwürfe gegen die Ungerechtigkeit des Himmels aus, weil er ihnen Das versagte, was ihre Einbildungskraft ihnen so freigiebig ertheilt.

76.

— Laßt
Den Himmel walten! Unsre Wünsche sind
Unüberdachte Klagen, nichtige
Gedanken, Fibertäume und ein stets
Erneuter Ekel am genoß'nen Glück.
Bestimmt ist unser Loos, ein Thor nur wünscht
Des Schicksals unumstößlichen Beschluß
Nach seiner Willkür zu verändern.

77.

— Sicher ist
Die Gegenwart, der Morgen ungewiß:
Oft überwölkt der hellste Himmel sich,
Den schönsten Tagen folget rauher Sturm.

78.

Geſchickte Köpfe ſind in keiner Zone ſelten;
Doch ſolche Männer, die mit Recht für einzig gelten,
Trifft man nur wenige. Hang zur Bequemlichkeit
Und Laun' und Eigennutz — der Tugend Gift — entweiht
Gemeine Seelen ſtets, erſtickt die beſſern Triebe
Der Großmuth und den Geiſt der Vaterlandesliebe.

79.

Iſt's nicht die höchſte Luſt, der Gottheit gleich zu handeln
Und der Verwirrung Reich in Ordnung zu verwandeln?
Doch ach! faſt immer hält das Schickſal unſern Lauf
In dieſem rühmlichen Beſtreben neidiſch auf;
Furcht, Trägheit, Eigennutz und Unmuth ſind die Schwächen
Der Menſchheit, die das Werk des Geiſtes unterbrechen.
Wer iſt's, der nie ins Netz der Leidenſchaften fiel?
Held, Staatsmann oder Furſt — kein Menſch erreicht ſein
Ziel.

80.

Die Eigenliebe, die ſo leicht ſich ſelbſt befriedigt,
Was ſie gethan erhebt, was Andre thun erniedrigt,
Mißt unſre Handlungen nach einem falſchen Maß,
Sieht eigenes Verdienſt durch ein Vergrößrungsglas.
Dem Helden ſchmeichelt ſie: „Ruh' aus nach Kampf und
Siege.
Du thateſt deiner Pflicht für dieſen Tag Genüge;
Bewahre nur den Kranz, den dir dein Muth gewann!"
So glaubt er ſich am Ziel, wenn erſt ſein Lauf begann.

81.

— Theren ſind
Ein mächtiges Belehrungsmittel für
Den Weiſen! —

82.

Den Edlen, die für's Wohl der Welt begeiſtert ringen,
Iſt Ruh' vergönnt, doch erſt, wenn Lorbeern ſie umſchlingen.

83.

Der Mann, den die Vernunft erhellt,
Beſchränkt ſich gern auf ſeinen Kreis;
Verläßt er ihn, wenn er nicht ſoll,
So wird er aller Thoren Spott.

84.

Kleine Hoffnungen ſind gewöhnlich der Troſt ſchwacher Seelen und beſchränkter Geiſter.

85.

Des Menſchen klug erſonnene Pläne ſind
Des Zufalls Sklaven doch; was er
Entwirft, zerſtört der Unbeſtand
Des Glücks. —

86.

Wer raſchen Flugs nicht ſtets ſich höher ſchwingt,
Still ſteht, eh' er das Ziel erreicht, Der — ſinkt.

87.

Der Geiſt der Menſchen und die Leidenſchaften, welche ſie beherrſchen, ſind immer dieſelben; es müſſen daher auch unausbleiblich dieſelben Wirkungen hervorgehen.

88.

— Des Menſchen Herz
Iſt ein getreuer Spiegel, welcher uns
Getroffen nach dem Leben darſtellt; Wer
Sein Bildniß ſehn will, ſchaue da hinein.

89.

— Denke ſtets daran,
Daß alles Studium nur eitel iſt,
Daß Mühe, Kraft und Zeit vergeudet ſind,
Und daß auf dieſer Erde Der nichts thut,
Der nicht die Kunſt, beglückt zu ſeyn, verſteht.

90.

Es hat der Menſch in Nichts Vollkommenheit;
Ein Dämon, der uns unterjocht,
Schafft auf des Schickſals Wink in uns
Vom Guten und vom Böſen ein Gemiſch;
Der Tugend iſt das Laſter ſtets gepaart,
Mit Schwäche Stolz, mit Weisheit Albernheit.

91.

Die Klugheit iſt der ächte Quell,
Die ſichre Stütze wahren Muths;
Sonſt iſt er blinde Raſerei,
Vor der, von thieriſchem Inſtinkt
Verführet, ein verſchrobner Kopf
Bewunderung ihr zollend ſteht.

92.

Ein Irrenhaus die Welt ſtets war,
In welcher ſeit funftauſend Jahr
Verwirrung man und Wahnſinn ſpüret.
Es hauſet dort der Thoren Brut,
Die nichts mit Mutterwitze thut,
Doch ſtets Vernunft im Munde führet.

93.

Die Götter, glaub' ich, haben das Glück ſich ſelbſt vorbehalten und den Menſchen nur deſſen Schein ge-

laſſen; wir ſuchen es ſtets und finden es nie. Indeß, fehlt uns hier auch Alles, was Vollkommenheit heißt, ſo haben wir dafür zwei Tröſterinnen, die eine Menge unſrer Leiden zerſtreuen. Die eine iſt die Hoffnung, die andere eine Anlage zum natürlichen Frohſinn.

94.

Beglückt der Mann, der Keines Sclav,
Der unbekannt, zufrieden lebt;
Der weiſe ſich, ſtatt Ueberfluß
Und Pracht, mit Dem allein begnügt,
Was die Gemächlichkeit erheiſcht;
Der Reichthum zu verachten weiß;
Und der, aus Klugheit und Geſchmack
Dem Gott der Zärtlichkeit getreu,
Das Edle, Schöne nur verehrt.

95.

Wem Alles auf der Erde roſenfarb
Erſcheint, der kennt nicht die Natur, der träumt
Sich Feenmärchen. Jener, den nichts reizt,
Der Alles ſchwarz ſieht, iſt ſein eigner Feind;
Der Weiſe nimmt die Welt, ſo wie ſie iſt.

96.

Wie lang durch täuſchende Grimaſſen
Uns auch die Böſen hintergehn,
Man braucht ſie Einmal nur, ſo wie ſie ſind, zu ſehn,
Um ſie zu kennen und zu haſſen.

97.

Vollkommenheit iſt nur der Götter Loos.
In dieſer Unterwelt iſt überall
Ein ſeltenes Gemiſch des Guten und
Des Böſen. —

98.

Die eitle Welt iſt nur gemacht, der Raub
Des Wahns zu ſeyn, ihr Tadel und ihr Lob
Iſt eines blinden Richters Urtheil über
Gemälde. Ha, mit welchem dreiſten Stolz
Geht die Unwiſſenheit nicht unter uns
Einher! Sie thront in Themis' Heiligthum
Und fällt, die Blinde, die nur immer durch
Die Augen ihrer Unterhändler ſieht,
Bei jedem Schritt in des Betruges Netz.
Oft zieht ſie in den Krieg, wie Löwenhaupt
Und Cumberland, und erndtet Diſteln ſtatt
Der Lorbeern; die Gelegenheit entſchlupft
Ihr immer unbenutzt, denn all' ihr Thun
Und Trachten zweckt auf Kleinigkeiten ab.
In den Palläſten aller Großen hat
Die Idiotin Zutritt; von ihr ſtammt
Das Volk der Höflinge; ihr kühner Arm
Verwandelte ſchon oft ein Diadem
In eine Schellenkappe; ſie beherrſcht
Mehr als Ein Reich; am meiſten huldigt ihr
Die Kleriſei und manch beſchornes Haupt
Gelobt, ihr unverbrüchlich treu zu ſeyn.
Fortuna, dieſes launenvolle Weib,
Nimmt ſich bei alle Dem ſo links, daß oft
Der Mann von Kopf dem Gimpel weichen muß.

99.

Es iſt betrübend, daß Alle, welche leiden, dem Zeno gradezu widerſprechen müſſen; es iſt Keiner von Allen, der nicht eingeſtände, daß der Schmerz ein großes Uebel iſt.

100.

Beleidigungen kann nur die feige Seele dulden.

101.

Der Heroismus hat, ſo wie
Die heiligſte Religion,
Zum Fanatismus oft entflammt,
Und mancher Held von großem Ruf,
Dem Ruhm der Güter höchſtes dünkt,
Iſt doch im Grund ein Don Quijote.

102.

Die Welt ſchätzt unſre Sittlichkeit
Leichtſinnig ab; ſie lobt und tadelt nie aus Gründen;
Sieht Tugend, Biederſinn, Verſtand, Erhabenheit,
Wo Weiſe keine Spur von dieſem Allen finden.

103.

Der Menſch iſt ein Geſchöpf, das die Gewohnheit leitet,
Der Vorurtheile Nacht umſchattet ſeinen Geiſt,
Und Thorheit iſt ihm werth, die alte Sitte heißt.
Unſterblich pflanzt der Wahn, von Glied zu Glied erneuet,
Sich fort; von ſeinem Joch wird nie das Volk befreiet;
Den Irrthum, welchen uns die Vorwelt übergab,
Den liefern wir getreu der Nachwelt wieder ab.
Verbannt ihn — jeder Thor wird ſich dawider ſträuben;
Es iſt ſein Grundgeſetz, beim Alten ſtets zu bleiben.

104.

Verwegner Menſch, gebrechliches Geſchöpf!
Du willſt die Ordnung der Natur zerrütten
Und ſtets ein reines, ganz vollkommnes Glück
Genießen? — Sage, was berechtigt dich,
Den ſeltnen Vorzug zu verlangen? Oder
War je ein Sterblicher, für den die Hand
Der Parze nur aus lauter Freudetagen
Den Lebensfaden ſpann? —

105.

— Hienieden ſoll der Menſch
Der Gegenwart genießen; ſie nur iſt
Ein weſentliches Gut. Die Zeit entflieht
Und wälzt in ihrem Strom uns mit ſich fort;
Und gleichwohl ſchildert unſer banger Geiſt,
Wird ihm das Glück der Gegenwart zur Laſt,
Die Zukunft, die er fürchtet, ſich als Unglück.
Wohl uns, daß dieſe Zukunft unſrem Blick
Ein undurchdringliches Geheimniß bleibt!
Würd' uns beim Eintritt in dies Leben Alles,
Was über uns der Vorſicht weiſer Rath
Beſchloſſen, kund — wie wüthend würde dann
Sich Der gebehrden, der im voraus ſchon
Das Unglück ſieht, das ſeiner harrt. Ein Andrer,
Verſichert ſeines Glückes, ſchmeckte nicht
Der Ueberraſchung Freude. Ueberdruß,
Erſchlaffung, dumpfe Schwermuth würden bald
Die Menſchen der Verzweiflung überliefern.
So bleibe denn in ihre Dunkelheit,
In die der Himmel weislich ſie verborgen,
Gehüllt die Zukunft. Jeder murrende
Gedanke, der umſonſt der Vorſicht trotzt,
Sei fern von uns, und jeder eitle Wunſch,
Vom ſtolzen Wahn erzeuget, werd' erſtickt.
Der Himmel ordnet, wie es ihm gefällt,
Der Sterblichen Verhängniß; unſre Pflicht
Iſt's, dem Gebot des Schickſals zu gehorchen.

106.

Ach wie weiſe, mäßig, geduldig und ſanftmüthig macht die Schule der Widerwärtigkeiten! Sie iſt eine furchtbare Prüfung: hat man ſie aber überſtanden, ſo iſt ſie für die ganze übrige Lebenszeit nützlich.

107.

Titel ſind eine Dekoration für Thoren; große Leute bedürfen nur ihres Namens.

108.

— O Menſch! Dein Stolz verſchmäht
Den Menſchen neben dir und bläht
Dich auf; mit neuen Würden tauſchest
Du neue Sitten ein, berauſchest
Im Schooß des Glückes dich, vergeſſend ganz woher
Du deinen Urſprung haſt, und kennſt dich ſelbſt nicht mehr.

109.

Es iſt nichts thörichter und blinder
Als das Geſchlecht der Menſchenkinder.
Beglückt Wer ins Verborgne flieht
Und von der ſichren Höh' ins Meer herniederſieht,
Auf welchem Stolz und Ehrgeiz ſchiffen,
Bis plötzlich, vom Orkan ergriffen,
Ihr Schiff an Klippen ſtößt und ſinkt.
Wohl Dem, der, unbekannt der Welt, den Pfad des Lebens
Hinwandelt, dem der Ruhm vergebens
Vom Gipfel ſteiler Felſen winkt,
Der ſeine Ruhe nicht mit Sorg' und Gram vertauſchet,
Nicht in dem Zaubertrank der Ehre ſich berauſchet,
Deß reifgewordenen Verſtand
Der eitle Lorbeer nicht mehr blendet,
Dem die Geſchichte Helden ſpendet,
Der ſeinem Staat und ſeiner Zeit
Durch edle Thaten ſeine Pflichten
Bezahlt und frei von Eitelkeit
Nicht dafür ſorgt, ſich ſelbſt ein Denkmal zu errichten,
Nicht bettelt um den Weihrauchsduft
Der Nachwelt über ſeiner Gruft.

110.

Du, der im weiten Raum des Weltalls nur
Ein Sonnenſtäubchen biſt, o Sterblicher!
Du wähnſt, es ſtehe zum Unendlichen
Der Weg dir offen; immer wandelſt du
Den kühnſten Pfad. Dein Loos iſt Menſch zu ſeyn,
Und du erlaubſt dir eines Gottes Wünſche.
Der Adler ſchwingt zur Sonne ſich empor,
Die Schwalbe ſtreicht am Boden ſchüchtern hin.
Am beſten Wer ſich nicht zu hoch verſteigt,
Noch auch zu tief herabſinkt, deſſen Flug,
Gelenkt von Klugheit, nie das Ziel verfehlt.

111.

Der Eigennutz herrſcht leider unumſchränket;
Er iſt das Triebrad der verkehrten Welt,
Das alle Kräfte ſpannt, bewegt und lenket.
Der Weiſe gilt, gebricht es ihm an Geld,
Für nichts; es iſt umſonſt, daß ſeinen Scheitel
Der Tugend und der Weisheit Lichtkranz ſchmückt:
Er ſei ein Sokrates; mit leerem Beutel
Schätzt ihn kein Menſch, doch ehrerbietig bückt
Sich Jeder vor dem reichen Duns. Mit Golde
Erkaufſt du Würden, Adel, Witz, Verſtand;
Ein Heer von Freunden ſteht in deinem Solde
Und küſſet dir die reichgefüllte Hand;
Der Schönen Herz fliegt deinem Wunſch entgegen;
Dein Reichthum wirkt mehr als ein Zauberſtab,
Berührſt du ſie in einem goldnen Regen,
So weiſet keine Danae dich ab.

112.

— Gewohnheit, Mode, Wahn,
Euch war, euch iſt die Welt, euch bleibt ſie unterthan.

113.

Der Irrthum hat mehr als Eine Quelle. Der Schöpfer ſcheint uns nicht beſtimmt zu haben, viel Weisheit zu beſitzen und im Reiche der Kenntniſſe große Fortſchritte zu machen; er hat die Wahrheit in tiefen Schlünden verborgen, die unſre ſchwache Einſichten nicht ergründen können, und er hat ſie mit einer dichten Dornenhecke umringt. Von allen Seiten erblickt man Abgründe: man iſt ungewiß, welchem Pfade man folgen ſoll, um Gefahren zu vermeiden, und iſt man ſo glücklich, ſie überſtanden zu haben, kommt man zu einem Labyrinth, wo Ariadnes Wunderfaden nichts hilft, und aus dem man ſich nicht wieder herausfinden kann. Einige jagen einem betrüglichen Phantom nach, welches ſie durch ſein Blendwerk täuſcht und ihnen für gutes Geld falſche Münzen gibt; ſie verirren ſich gleich jenen Reiſenden, welche in der Dunkelheit den Irrlichten folgen, deren Schein ſie verführt. Andere errathen dieſe ſo geheimen Wahrheiten, ſie glauben der Natur den Schleier zu entreißen, ſie wagen Vermuthungen; und man muß geſtehen, daß die Philoſophen im Lande der Vermuthungen große Eroberungen gemacht haben. Die Wahrheiten ſind ſo ſehr von uns entfernt, daß ſie zweifelhaft werden und ſelbſt durch ihre Entfernung ein zweifelhaftes Anſehen bekommen. Faſt keine iſt unbeſtritten geblieben, denn es gibt keine, die nicht zwei Seiten hätte: man nehme ſie von der einen, ſo ſcheint ſie unbeſtreitbar; man nehme ſie von der anderen, ſo iſt ſie der Irrthum ſelbſt. Man nehme Alles zuſammen, was die Vernunft dafür und dawider geſagt hat, man überlege, betrachte, wäge Alles genau ab, und man wird am Ende nicht wiſſen, woran man ſich halten ſoll. So wahr iſt es, daß die Meinungen der Menſchen nur durch die Menge von Wahrſchein-

lichkeiten Gewicht erhalten. Entſchlüpft ihnen eine Wahrſcheinlichkeit dafür oder dawider, ſo ergreifen ſie den Irrthum; und da ihre Einbildung ihnen niemals mit gleicher Stärke die Gründe für und wider vorhalten kann, ſo werden ſie ſich ſtets aus Schwachheit beſtimmen, und die Wahrheit entzieht ſich ihren Augen.

114.

— Der Menſch,
Sich ſelbſt das größte Räthſel, überläßt
Des Zufalls Leitung ſorglos ſich, und blindlings
Bejaht, verneint, verwirft und billigt er.
Eng in ſich ſelbſt beſchränkt, lockt Neugier ihn
Zur Grübelei, und ſein Gedanke ſchweift
In das Gebiet des Ueberſinnlichen.
Weiß er, ob er in ſeinen Schlüſſen ſich
Auf Wahrheit oder Irrthum gründet? ob
Er ſeines Geiſtes raſchen Ungeſtüm
Mit ſichrem Zügel lenke? oder ob,
Trotz aller Vorſicht, nicht die Phantaſie
Durch öftre Täuſchungen ſein richtiges
Gefühl zuletzt erſticke? Doch der Stolz
In ſeinem Herzen flößt für ſeinen Wahn
Ihm Ehrfurcht ein; er ſcheut die Unterſuchung,
Die ſeinen Eigendünkel ſtets beſchämt.

115.

Die Thoren, welche unterm Monde leben,
Den Weiſen Stoff ſich zu erluſt'gen geben.

116.

Das iſt des Menſchen Vorurtheil! Er ſieht
Mit ſchiefem Blick und fühlt das Uebel nur,
Das ihn betrifft; doch er entdecket nie
Das Gute, das dem Ganzen draus erwächſt.

117.

Der Stolze, wenn der Zorn ihn der Vernunft beraubet,
Nennt rohe Wildheit tapfren Muth,
Macht eine Kleinigkeit zum ſchwärzeſten Verbrechen,
Und, den vermeinten Schimpf zu rächen,
Vergießt er ſeines Freundes Blut.
Doch dieſer heiße Durſt nach Rache, den Megäre
Verbreitet hat, iſt weit entfernt von wahrer Ehre,
Und minder Tapferkeit als Wuth.

118.

Der Menſch iſt gegen ſeine Schwachheit blind;
Der Thorheit Sklave, rühmt er ſeine Weisheit;
Berauſcht von Eigenliebe, leget er
Den höchſten Werth auf ſein Talent und hüllet,
Sein eigner Abgott, ſich in Weihrauch ein.

119.

Das Leben iſt, wenn man alt wird, ein erbärmliches Ding; man muß ſich entſchließen, entweder kurzweg in den Tod zu laufen, oder ſich nach und nach abſterben ſehen. Aber bei dem Allen gibt es doch eine Art glücklich zu ſeyn: man muß ſich in Gedanken verjüngen, nicht an ſeinen Körper denken, bis zum Ende des Stückes frohen Muth behalten und noch die letzten Schritte ſeiner Laufbahn mit Blumen beſtreuen.

120.

Der Weiſe räth uns an: Genießet
Und nützet was vorhanden iſt,
Doch Mißbrauch machet nicht davon!
Ertragt das Uebel, wenn es kommt,
Mit feſtem Muth, doch ſchmecket auch
Den Vortheil, den ein Gut gewährt.

121.

— Fortuna's Gunſt
Iſt ein geheimes Gift! Sobald ihr Zauberdunſt
Den Geiſt benebelt, liſcht in eurer Bruſt der Funken
Des Guten aus; der Menſch, von ſtolzem Wahne trunken,
Hält ſich für einen Gott und fordert ohne Scheu,
Daß ihn die ganze Welt verehre.

122.

Unwiſſenheit läßt ſich nur durch Beſcheidenheit und Gelehrigkeit einigermaßen entſchuldigen.

123.

Sobald des ſanften Zephirs Hauch
Des Aethers unermeßnes Reich
Dem wilden Nordſturm überläßt,
Stirbt auch entkräftet die Natur.
Das Feld, das reiche Saaten trug,
Verliert dann ſeinen ſchönen Schmuck,
Des Laubes iſt der Baum beraubt,
Der Garten ſeines Blumenflors:
So fühlt der Menſch die Hand der Zeit,
Die unter ſeinen Füßen wühlt.
Als Jüngling nährt er ſich mit Wahn;
Doch denkt und urtheilt endlich er,
So heißen Jahr' und Krankheit ſchon
Auf immer ſeine Täuſchung flieh'n.

124.

Die Großen, mag das Glück mit allen ſeinen Gaben
Als ſeine Günſtlinge ſie ausgeſtattet haben,
Sehn, wenn ihr Wandel nicht ein großes Herz verräth,
Bei aller Hoheit ſich verſchmäht.

125.

Natur! unwiderruflich iſt
Dein ſtrenger Urtheilsſpruche es ſoll
In Allem ſteter Wechſel ſeyn.
Was hier geboren wird, Das wächſt,
Blüht wieder ab und ſtirbt; es folgt
Dem ſchönſten Tag die finſtre Nacht.
Der Weiſe beugt ſich dem Geſetz;
Er murrt nicht; im Vorübergehn
Nutzt er, was die Natur ihm ſchenkt;
Im eiſ'gen Winter fordert er
Den milden Frühling nicht zurück.
Wer fühlt die höchſte Luſt? Ein Geiſt,
Der ſeine Kraft zu denken übt.
Denn Alles, was du je verlierſt,
Wiegt jenen Hochgenuß nicht auf,
Wenn eine Freiſtatt dir gewährt
Der ſchönen Künſte Heiligthum.
Reiz iſt mit Ruhe dort vereint;
Dort kannſt du ſicher vor dem Gram
Den hellen Strahl der Sonne ſehn,
Wenn ſie am Abend niederſinkt.
Das Nichts der Erdeneitelkeit
Enthüllt ſich dann vor deinem Blick,
So wie die Täuſchung jeder Luſt,
Die dir, gleich einem Blitz, entfloh'n.
Dann bleibſt du unerſchütterlich
Bei allen Stürmen des Geſchicks,
Und ohne Todesfurcht kannſt du
Erfreuen dich der Gegenwart.
Das einz'ge Gut, des Anſpruchs werth,
Iſt für den Sterblichen allein
Geſunder Leib und Seelenruh.

126.

Es mag ein noch ſo groſser Unterſchied unter den Menſchen ſeyn, ſo müſſen ſie ſich doch unter einander Dienſte leiſten, weil gewiſs Niemand iſt, ſei er noch ſo groſs und erhaben, dem es nicht begegnen könnte, den Beiſtand und die Freundſchaft des Aermſten nöthig zu haben. Man muſs ſich gegenſeitig verbinden.

127.

Es iſt was Groſses, tugendhaft zu ſeyn;
Doch voller Thoren iſt die arge Welt:
Seid ein Verbrecher, ſeid ein Böſewicht,
Und liebenswürdig nur — man duldet euch.

128.

Faſt nie ſtehen die Menſchen auf dem Platz in der Welt, den ſie ſelbſt würden gewählt haben; daher die vielen ſchlechten Schuhmacher, Prieſter, Miniſter und Fürſten.

129.

Man muſs in dem Menſchen die verſchiedenen Wirkungen des Verſtandes unterſcheiden; er iſt Sklave da, wo der Eindruck ihn beherrſcht, und ſehr frei, wo ſeine Einbildungskraft wirkſam iſt. Daher gibt es allerdings eine Verkettung der Dinge, die Einfluſs auf den Menſchen hat und deren Eindrücke ihn zuweilen beherrſchen. Der Menſch erhält bei ſeiner Geburt ſein Temperament, ſeinen Charakter mit dem Keim ſeiner Laſter und Tugenden, einen gewiſſen Antheil von Verſtand, den er weder beſchränken noch erweitern kann, Talente und Genie, oder Stumpfſinn und Geiſtesbeſchränktheit. So oft wir uns von dem Ungeſtüm unſerer Leidenſchaften

hinreiſſen laſſen, triumphirt die Fatalität und ſiegt über äuſsere Freiheit; ſo oft aber die Stärke der Vernunft dieſe Leidenſchaften zügelt, behält die Freiheit die Oberhand. Iſt der Menſch nicht in der That ſehr frei, wenn er verſchiedene Vorſchläge prüft, vergleicht, wenn er für Dieſes oder Jenes Neigung hat und ſich dafür nach eigener Wahl beſtimmt?

130.

Welch unvorſichtiges Geſchöpf iſt doch
Der Menſch! Er träumt die Zukunft lachend ſich,
Er fürchtet in der Stille nicht den Sturm,
Stürzt unvorſichtig ſich in die Gefahr;
Allein ein Unglück, oft von ihm verdient,
Vernichtet ſeinen Muth auf immer.

131.

Der ſchöne Leib von einem Engel kann
Die Wohnung eines Teufels ſeyn, und Wer
Den Menſchen nur nach ſeinem Aeuſſeren
Beurtheilt, wird ſehr oft getäuſcht ſich ſehn.

132.

Es verräth einen groſsen Geiſt, wenn man einſieht, daſs man fehlen kann, und es iſt die höchſte Thorheit, wenn man ſich für vollkommen hält.

133.

Wenn ein Gauner ſich entſchlieſst, die Menſchen zu betrügen, wird es ihm nie an Leuten fehlen, die ſich hintergehen laſſen. Die Menſchen ſind für den Irrthum geſchaffen, er ſchleicht ſich gleichſam von ſelbſt in ihren Geiſt ein, und ſie können nur mit groſser Mühe einige Wahrheiten entdecken.

134.

Leichtgläubigkeit führt den geraden Sinn
Oft ſchief; der klügſte Mann iſt nicht ſo ganz
Geſichert, daß nicht etwas Menſchliches
Ihm dann und wann begegne; Scharfſinn grenzt
Nur allzunah an blinde Schwärmerei;
Der ſtärkſte Geiſt hat mannigfalt'ge Schwächen;
Und nur ein aufgeklärter Kopf erkennt
Das eingeſchränkte Maß von ſeiner Kraft.

135.

Gewiſſe Leute wollen immer Recht haben und würden ſich lieber ſteinigen laſſen als zu geſtehn, ſie hätten eine Uebereilung, eine Ungehörigkeit begangen.

136.

Nichts ſteht in unſrer Macht als nur der Augenblick
Der Gegenwart; verſäumt, kehrt er uns nie zurück.
Fortuna rollt dahin auf ihrem kugelrunden
Geſtell; was ihre Gunſt uns heute lächelnd gab,
Schlägt ſie vielleicht uns morgen wieder ab.

137.

Das Leben des Menſchen hängt nur an einem Haar; der Gewinn oder Verluſt einer Schlacht wird durch eine Kleinigkeit beſtimmt. Unſer Geſchick iſt eine Folge der allgemeinen Verkettungen von Mittelurſachen, die bei der Menge von Ereigniſſen, welche ſie veranlaſſen, nothwendig ſowohl glückliche als unglückliche Ergebniſſe erzeugen müſſen.

138.

Die große Menſchenmaſſe wird durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenſtände zerſtreut und ſieht die Zauberlaterne der Welt ohne Nachdenken an.

139.

Sehr entſchloſſene Menſchen können ſchwere Dinge unternehmen, aber die unmöglichen überlaſſen ſie den Narren.

140.

Verſtand und Tugenden — bedürfen ſie der Ahnen?

141.

Man irrt ſich immer, wenn man die Bewegungsgründe zu den Handlungen der Menſchen anderswo als in ihren Leidenſchaften und in ihrem Herzen ſucht.

142.

Des Schickſals Wahl vertheilt hienieden unſre Rollen,
Nichts Andres werden wir, als was wir werden ſollen;
Doch zieht auch manches Loos das Glück, und blindlings gab
Es hier den Scepter hin und dort den Hirtenſtab.

143.

Die Eigenliebe des menſchlichen Geſchlechts würde zu ſehr gedemüthigt werden, wenn die Gebrechlichkeit der Halbgötter uns nicht belehrte, daß ſie ſo gut Menſchen ſind wie wir.

144.

Wer mitten in der Feuergluth,
Von Tod und von Gefahr umringt,
Der Seele Ruhe ſtets erhält
Und Alles nur mit Gleichmuth ſieht,
Verdient den Namen „Philoſoph“
Und „wahrer Weiſer“ ganz allein;
Betrüger ſind die Andern nur.

145.

Die Menſchen laſſen ſich von der Gewohnheit bethören. Neugier lockt ſie zu der Hinrichtung eines Strafbaren, und Langeweile führt ſie in die Oper, weil ſie ihre Zeit nicht anders zu tödten wiſſen.

146.

— So iſt der Menſchen Art!
Sie ſcheu'n, als Zwang, die Mühe nachzudenken,
Doch leicht gebiert ihr Witz ein ſcherzhaft Wort.
Gib dir die Miene hoher Kennerſchaft,
Sprich über Alles ab im ſtolzen Ton
Der Selbſtgenügſamkeit: das Publikum
Wird, was du ſagſt, wie einen Götterſpruch
Vernehmen und von deinen Meinungen
Sich folgſam leiten laſſen. Immer findet
Ein Thor noch einen größern, der ihm glaubt.
Ein dreiſter Ton, ein trotziges Betragen
Sind ſtarke Gründe für das blöde Volk.

147.

Ihr Reichen, ſorgt zuerſt euch aufzuklären,
Berichtigt den Geſchmack, verfeinert das Gefühl
Und ſteiget ſtufenweis bis ans erhab'ne Ziel
Der echten Kennerſchaft, lernt Meiſterwerke ſchätzen;
Dann wird auch ihr Beſitz euch durch Genuß ergötzen.

148.

Wenn wir bei Uebernahme des Uebels, das wir in der Welt zu dulden haben, nicht das Gute in Anſchlag zu bringen vergäßen, ſo würden wir immer finden, daß wir nicht ſo unglücklich ſind. Ein groſſer Theil unſrer Leiden rührt nur von der zu groſſen Fruchtbarkeit unſrer Einbildungskraft und einigermaßen auch von unſrer Milz her.

149.

Ein Glück, das ſtets im Glanz ſich zeigt,
Entfliehet treulos unſren Wünſchen;
Nur Söhnen der Unſterblichkeit
Wird es vom Schickſal aufbehalten.

150.

Schmeichler ſtellen wüthende Tyrannen
Oft als Väter ihres Volkes dar;
Was Nerone Schändliches begannen
Nannte „göttlich" ihrer Sklaven Schaar.
Frecher Stolz, begünſtiget vom Glücke,
Vom Erfolg gekrönter Wahnſinn, Tücke,
Schlaue Bosheit fand Bewunderung.
Gebt Cartouchen eine Königskrone,
Catilina ſitz' auf einem Throne,
Und es tönt den Räubern Huldigung.

151.

Vergiß es nicht, daß man mit Ernſt
Vom Leben Nutzen ziehen muß;
Dies lehret die Philoſophie.

152.

Das iſt das Schickſal großer Männer! Ihr überlegenes Genie ſetzt ſie immer den vergifteten Pfeilen der Verläumdung und des Neides aus.

153.

Wer zwiſchen ſeiner Vernunft und ſeiner Leidenſchaft wählt und dann beſtimmt, der iſt frei.

VI.

Vermischtes.

1.

Wenn man die Geſchichte durchläuft, ſo findet man, daß ſelten zehn Jahre ohne einen Krieg verfloſſen ſind. Dieſes Wechſelfieber läßt ſich zwar eine Zeitlang vertreiben, aber niemals aus dem Grunde heilen. Die Urſache davon muß man in der angeborenen Unruhe der Menſchen ſuchen. Erregt der Eine keine Verwirrung, ſo thut es der Andere, und ein Funken verurſacht oft eine allgemeine Feuersbrunſt.

2.

Es gibt mehrere Arten Muth; eine, die aus dem Temperament entſpringt und für den gemeinen Soldaten vortrefflich paßt; eine andere, die aus Nachdenken entſteht und dem Offizier angemeſſen iſt; eine dritte, die von der Liebe zum Vaterlande erregt wird und die jeder gute Bürger haben ſollte; endlich die, welche ihren Urſprung der Schwärmerei des Ruhmes zu danken hat und die man an Alexander, Cäſar, Karl XII. und dem großen Condé bewundert. Das ſind die verſchiedenen Inſtinkte, die den Menſchen zu Gefahren hintreiben. Die Gefahr an ſich hat nichts Anziehendes oder Reizendes; aber man denkt nicht an ſie, wenn man einmal darin iſt.

3.

Jeder, wer es auch seyn mag, verräth den Gecken, wenn er sich einbildet, daß die ganze Erde von den einzelnen Umständen, die sein Individuum betroffen, unterrichtet seyn müsse.

4.

Der Chikane wachsen die Nägel, je mehr man sie ihr beschneidet.

5.

Die Schäferin, die Reiz und Jugend schmücken,
Weiß ohne Putz und Schminke zu entzücken;
Die reichgezierte Dame blendet nur:
Denn über alle Kunst siegt die Natur.

6.

Die Natur theilt die Talente ohne Rücksicht auf den Stammbaum aus.

7.

Was weder nützlich noch angenehm ist, taugt nichts.

8.

Veränderung ist das Loos aller menschlichen Dinge. Griechenland und Egypten sind in Barbarei versunken; aber Frankreich, Britannien und Deutschland, das sich nach und nach aufklärt, ersetzen uns den Peloponnes sehr gut; die römischen Sümpfe haben Lukulls Gärten überschwemmt. Vielleicht muß man in einigen Jahrhunderten die Kenntnisse des Schönen bei den Russen suchen; Alles ist möglich, und Wer noch keine Existenz hat, kann sie doch bekommen.

9.

Den Menſchen ſoll in mir nicht die Vernunft erſticken;
Ein Herz, das zärtlich fühlt, ergänzet manche Lücken
Des Kopfes, der Verſtand wird durch Empfindung mild
Und ſanft. —

10.

Ein Augenblick der Schwäche koſtet viel.

11.

Das Verdienſt muß dem Pöbel immer Verfolgungen des Neides als Tribut bezahlen.

12.

„Man ſagt" — iſt die Zeitung der Thoren.

13.

Sieh nichts an für gethan,
So lange noch zu thun dir übrig iſt.
In deinen Thaten wünſche dir nicht Glück,
Bevor du deinen Zweck nicht ganz erreicht.

14.

Die Propheten thun wohl daran, daß ſie doppelte Weiſſagungen haben; wenn die eine nicht eintrifft, ſchiebt man die andere vor.

15.

— Der Weiſe zieht
Aus Allem Vortheil. Widerwärtigkeit
Und Unglück lehren ihn den wahren Werth
Des Glückes ſchätzen. —

16.

Vernunft und Tugend zwingen oft das Glück, ihnen günſtig zu ſeyn.

17.

Thorheiten, Fabeln, das Wunderbare überwiegen immer Vernunft und Wahrheit.

18.

Feine Verläumdungen ſind gefährlich; aber wahrlich! Grobheiten ziehen nur ſich ſelbſt Verachtung zu.

19.

Die Zeit thut Alles: Götter und Menſchen erſchafft ſie, erhält ſie, erniedrigt ſie und erhebt ſie wieder.

20.

Ein Geiz'ger iſt ſich ſelbſt der allerärgſte Feind;
Ein Stolzer aber iſt's dem ſämmtlichen Geſchlechte
Der Menſchen, er verletzt die heiligſten der Rechte.

21.

Es iſt nun einmal das Schickſal ſo: daß das unglückliche Geld auf Alles wirkt.

22.

Der Menſch iſt eitel oder ſtolz,
Der unſre Noth verachtend ſieht.

23.

Was iſt ſo ſehr von Wahrheit und Vernunft
Entblößt wie jene Menge richterlicher
Entſcheidungen, gefällt von Thoren, die
Sich für untrüglich halten; als die Sprüche
So manches Tribunals, das unbefugt
Sich anmaßt, jedem Namen, jeder That
Der Ehre Siegel aufzudrücken oder
Das Mahl der Schande? Unſinn findet hier
Die feurigſten Vertheidiger. —

24.

Leuten, die keinen Verſtand und keine Menſchlichkeit haben, kann man niemals vernünftige Geſinnungen beibringen.

25.

Man lernt ſeine Talente nicht eher kennen, als bis man ſie verſucht hat.

26.

Ein Herz voll Edelmuth und Feſtigkeit
Wird durch die kleinſte Schmach zum Zorn entflammt.

27.

Die Langeweile iſt ein Jahrhundert; der Tod nur ein Augenblick.

28.

Was man auch in Frankreich thun mag, ſo ſchreien die Menſchen, kritiſiren, klagen und tröſten ſich zuletzt durch ein ſatiriſches Epigramm oder durch irgend ein boshaftes Lied. Wenige Menſchen denken, und doch wollen alle entſcheiden.

29.

Ein Augenblick des Glückes wiegt
Jahrtauſende des Nachruhms auf.

30.

Was man in der Welt Ehre nennt, iſt allerdings ein Vorurtheil, allein es iſt einmal angenommen und der Maßſtab, nach welchem man die Handlungen der Menſchen beurtheilt.

31.

In allen den Jahrhunderten,
Die vor uns hingeſchieden ſind,
Bei allen den Umwälzungen
Verdienen doch nur wenige,
Daß Klio ihren Namen nennt;
Denn ſelten nur hat Tugend Glück.

32.

Frankreich konnte wohl Männer wie Descartes und Malebranche hervorbringen, aber keinen Leibnitz, Locke und Newton.

33.

Der Witz iſt eine Schminke, welche häßliche Züge verſteckt; die geſunde Vernunft glänzt zwar weniger, aber ſie führt, eben durch ihre Genauigkeit, zur Tugend, und ohne dieſe kann keine Geſellſchaft beſtehen.

34.

Des Menſchen Geiſt iſt wie der Diamant,
Dem nur die Hand des Künſtlers Glanz ertheilt.

35.

Ein Jeder hat Talent; er nütz' es denn,
So wie das Schickſal es ihm zugetheilt.

36.

Die Welt iſt ein Schauplatz von Abwechſelungen, eine bewegliche Bühne, wo Alles ſich ändert. Hier erheben ſich Künſte, Wiſſenſchaften und Staaten; dort folgt Barbarei auf Kenntniſſe; dort ſieht man Fürſten, deren Throne umgeſtürzt werden.

37.

Das Volk iſt ein Ungeheuer, das aus Widerſprüchen beſteht, ungeſtüm von einem Aeußerſten zum andern ſchreitet und in ſeinem Eigenſinn Laſter und Tugend ohne Unterſchied ſchützt oder unterdrückt.

38.

Dem Kühnen war das Schickſal immer hold.

39.

Wer Vaterland und Freunde fallen ſieht
Und dann noch lebt, Der iſt ein Sklav.
Dem Edleren gebeut die Pflicht: Nun ſtirb!

40.

Wer Thoren beſſern will, iſt ſeiner Ruhe Feind.

41.

Das Reiſen iſt die Kur, die ſich an Leib und Geiſt
Von Alters her bewährt und ſo ſich noch erweiſt.

42.

Wie lange wird das Joch des Wahns den Deutſchen drücken?
Gewohnt vor dem Idol der Meinung ſich zu bücken,
Entfernt er keinen Schritt vom alten Gleiſe ſich,
Ahmt immer nach, und denkt und urtheilt lächerlich.

43.

— Koketterie gefällt
Nur, wenn mit ihr der Jugend Reiz ſich gattet;
Verbuhlt und alt iſt man der Spott der Welt.

44.

Liebenswürdig muß man ſeyn, das iſt der beſte Freibrief für gute Geſellſchaften.

45.

— Alle Künſte,
Die die Toilette lehret, Blumen, Federn, Band,
Der neuſte Putz, den nur die Mod' erfand,
Wie ſchön ſich auch Geſchmack und Schimmer miſchen:
Nichts hilft's, verjährte Schönheit aufzufriſchen.

46.

— Kein Verdienſt iſt für den Neid zu groß.
Laßt Thaten hohen Ruhms, wie Sterne zahllos, funkeln;
Es weiß durch ſeinen Hauch der Neid ſie zu verdunkeln.

47.

Ach! ohne Freiheit gibt's kein Glück.

48.

— Licht des Verſtandes überſcheinet
Der körperlichen Schönheit matten Strahl;
Vernunft, Geſchmack erklärt ſich für die Wahl
Des erſten. —

49.

Der Tempel der Unſterblichkeit iſt heilig
Der Unſchuld. Kein Verbrechen darf ſich ihm,
Sei's noch ſo glänzend, nahn; die Tugenden
Der Sterblichen empfangen hier Belohnung;
Hier ſind die Männer, die dem Vaterlande
Durch Arbeit nützten, was erhabne Geiſter
Zu leiſten nur vermögend ſind: Erfinder
Von neuen Künſten; gute Fürſten; edle,
Gerechte Richter; — der Erobrer wenig,
Sehr wenig! aber alle Krieger, die
Fürs Vaterland gerechten Krieg gekämpft.

50.

Alle Menſchen ſind von einem gleich alten Geſchlechte.

51.

Unſtreitig iſt die beſte Arzenei für Jünglinge wie für Greiſe: Seelenruhe. Sie flößt uns neue Heiterkeit ein, miſcht neuen Balſam in unſer Blut und beſänftigt jede ſtürmiſchen Gefühle.

52.

Eine Geſchichte gleicht einem Fluſſe, der nicht eher wichtig wird, als wo er anfängt ſchiffbar zu werden.

53.

Ein Augenblick, wenn du entſchloſſen ihn
Benutzeſt, hebet oft dich ſchnell empor
Aus tiefem Unglück. —

54.

— Der edle Krieger ſtirbt
Mit Freudigkeit den Tod fürs Vaterland.

55.

Große Männer beſitzen das Talent, auch die kleinſten Vortheile zu benutzen.

56.

— Dem Strom
Des Unglücks trotzt der Weiſe nicht; er weicht.

57.

Wer bei einer Angelegenheit am wenigſten intereſſirt iſt, ſieht oft am ſchärfſten darin.

58.

— Der iſt ein weiſer Feldherr,
Der ſeine Schwäche kennt und ſie verbirgt.

59.

Der gute Deutſche braucht ſtarke Eindrücke; hat er ſie aber einmal, ſo ſind ſie auch dauerhaft.

60.

Nicht Tugend, nicht Talent, nicht Diadem
Und Purpur ſchützen vor dem Schwindelgeiſt,
Der unſre Zeit bezeichnet. —

61.

Undankbarkeit iſt eine verrufene Münze und doch überall in Umlauf.

62.

Der Muth, den nicht Geſchicklichkeit begleitet,
Iſt wie ein Blinder, den man leicht berückt.

63.

Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als Müßiggang.

64.

Glück und Verdienſt hat ſtets der Neider Wuth erweckt.

65.

— Immer iſts der Rath
Der Klugheit, gegen hergebrachten Brauch
Nicht anzuſtoßen. —

66.

Dem, der vorausſieht, ſchadet Zufall nie;
Doch ſo vorausſehn iſt nicht leichte Sache,
Iſt ein beſchwerdevolles Werk. —

67.

— Im Rath ſei langſam!
Im Ueberlegen langſam ſeyn, iſt Tugend.
Kommt es zur That, ſo ſei dem Scheine nach
Verwegen, aber auf die ſtärkſten Gründe
Sei dein verwegener Entſchluß gebaut.

68.

Ein Mann, der ſich die Achtung ſeiner Zeitgenoſſen nicht wünſcht, iſt ihrer auch nicht werth.

69.

O, Wer ſein Vaterland befreit,
Verdienet als ein Gott auf Erden
Bewundert und verehrt zu werden.
Die Tugend iſt der Quell von ſeiner Tapferkeit;
Er eilt, von ihr beſeelt, ſein unbeſcholtnes Leben
Großmuthig in den Tod zu geben
Für ſeiner Brüder Sicherheit.

70.

Es glänzt der wahre Muth in äußerſter Gefahr
Am herrlichſten: dies iſt das Hochgefühl der Ehre.

71.

Die Eide der Miniſter und der Liebenden ſind beinah von gleichem Werth.

72.

Der Irrthum ſcheut der Wahrheit hellen Schimmer;
Darum verbirgt er ſich auch immer
So viel er kann in Dunkelheit;
Denn wo Ein Strahl von ihr erſcheinet,
Wird auch die Finſterniß zerſtreut,
Betrüger und Betrog'ne ſteh'n verſteinet.

73.

Feigheit empört, Schwäche rührt. Nur feige Seelen rächen sich am überwundenen Feinde.

74.

Man kann ein guter Patriot seyn, ohne sich durch Vorurtheile für sein Vaterland verblenden zu lassen.

75.

Es schließt und urtheilt jeder schiefe Kopf,
Wie es das Vorurtheil und dessen Laune will.

76.

Eifersucht und Neid sind eine Art Nebel, der den Mißgünstigen das Verdienst ihrer Gegner verbirgt und verdunkelt.

77.

Kein Tod ist schmerzlicher, als namenlos zu sterben.

78.

Tadeln mit Bescheidenheit
Frommt wohl. Aber Grausamkeit
Ist's zu lästern. —

79.

Nur der Genuß, den man durch Müh' erringt,
Ist süß. Der Träge mag im Schooß der Wollust liegen,
Ein schneller Ueberdruß vergällt ihm sein Vergnügen;
Die Arbeit ist's, woraus des Menschen Glück entspringt.

80.

Der große Haufe bleibt immer im Schlamme der Vorurtheile, und sein Loos ist Irrthum.

81.

Das Herz des Jünglings wird oft ſchnell vom Zorn entzündet;
Ein einz'ges Wort, und er entblößt
Den Degen. Rachſucht nennt er Ehre, Hochmuth flößt
Ihm falſchen Eifer ein, er ſiehet, blind vor Grimme,
Nicht ſeinen Freund, hört nicht die Stimme
Des Blutes, dringt auf ſeinen Gegner ein,
Wird Mörder, ohne ſelbſt ein Böſewicht zu ſeyn,
Verleitet von dem falſchen Wahne,
Daß eine Frevelthat den Weg zur Ehre bahne.
Der erſte Ungeſtüm des Zorns iſt zu verzeihn,
Doch wenn die Wallungen des heißen Bluts ſich legen,
Und weder Haß noch Groll des Gegners Buſen ſchwellt,
Zwingt gleichwohl ein von aller Welt
Verehrter Wahn, der Ehre wegen,
Freund gegen Freund zum blut'gen Kampf den Degen
Zu ziehn. Barbariſches Geſetz! Wer flucht dir nicht?
Du machſt aus Schande Ruhm und aus Verbrechen Pflicht.

82.

Die größte Thorheit in der Welt iſt Traurigkeit.

83.

Die Gewohnheit, die Königin der Welt, herrſcht unerbittlich über eingeſchränkte Geiſter.

84.

Unglückliche lernen das menſchliche Herz am beſten kennen; die Abnahme ihres Glückes iſt wie ein Thermometer, das ihnen zugleich die Erkältung ihrer Freunde zeigt.

85.

Ein Feiger bleibt allein auf halbem Wege ſtehn!

86.

Ein gutgeſagtes Wort iſt mehr als tauſend werth.

87.

Schon oft hat eine gezwungene Heirath ein junges, tugendhaftes Herz um ſeine Unſchuld gebracht.

88.

Unter Leuten, die zu denken glauben, denkt nur ſelten Einer durch ſich ſelbſt; die Uebrigen haben nur zwei oder drei Ideen, die in ihrem Gehirn cirkuliren, ohne ſich je zu ändern oder eine neue Geſtalt zu bekommen.

89.

Wie thöricht ſind die Leute, die ſich von einem aufgehenden Rufe blenden laſſen! Käme die ſchöne Helena wieder zum Vorſchein, ſo würde man ihr, ſtatt ihr den Hof zu machen, vielleicht Bratäpfel an den Kopf werfen; und ſprächen wir mit Trajans Schuſter, ſo verſchwände durch ihn vielleicht ein Theil von der hohen Meinung, welche die Welt von dieſem Fürſten hat.

Nachweis

der für dieſe Sammlung benutzten Schriften des Königs.

(Die lateiniſchen Ziffern deuten auf die Hauptabtheilungen, die fetten arabiſchen auf die Unterabtheilungen zu III., die ſchmalen dagegen auf die verſchiedenen einzelnen Stellen des vorliegenden Buches.)

A. Proſaiſche Schriften.

Brandenburgiſche Geſchichte: I. 1. II. 30 — 34. 36. 40. 51. 56. 58. 62. III. 1. 26. 34. III. 2. 51. III. 3. 16. IV. 30. V. 141. 143. VI. 37. 50. 52. 55. 57. 61. 84.

Geſchichte meiner Zeit: I. 11. 12. 17 — 19. II. 38. 39. 43. 44. 70. IV. 40. V. 3. 4. 137. VI. 6. 21.

Gegenwärtiger Zuſtand des europäiſchen Staatenſyſtems: I. 3. 21. 25. II. 27 — 29.

Unterſuchungen über das Syſtem der Natur: II. 11. III. 1. 2. 3. IV. 3. 37. V. 6. 129.

Verſuch über die Regierungsformen und Regentenpflichten: I. 2. 9. II. 12. 16. 20. 23. III. 1. 4. 5. 15. 19. 21. 39. III. 2. 35. III. 4. 26. V. 84. 87. 126.

Ueber die Schuldloſigkeit der Verſtandesirrungen: IV. 34. 46. V. 113.

Von den Sitten, Gewohnheiten ꝛc. ꝛc.: II. 48. 52. 54. 61. V. 138.

Die Politik von 1763 — 1775: I. 8. 25.

Ueber den Krieg: II. 19. V. 56.

Von den Finanzen: II. 46. 59. VI. 83.

Todtengeſpräche: IV. 47.

Vorrede zur Henriade: IV. 1. 2.

Briefe:

An Kaiser Joseph II.: II. 10.
„ den Herzog v. Würtemberg: III. 2. 73. 78.
„ Achard: IV. 18.
„ d'Alembert: I. 15. II. 17. 37. 77. 81. 85. 93. 97. III. 1. 10. 14. 36. III. 2. 7. 40. 76. III. 3. 4. 5. 13. III. 4. 15. 22. 30. IV. 7—11. 13. 14. 16. 24. 28. 31. 48 56. 57. 59—61. 64. 66. 67. 69. 91. V. 15. 19. 21. 29. 33. 46. 52. 55. 93. 99. 139. 153. VI. 17—19. 30. 36. 73. 74.
„ Algoretti: II. 3.
„ Marquis d'Argens: I. 9. 10. 16. 20. III. 1. 23 III. 2. 16. IV. 93. V. 11. 12. 24. 26. 27. 100. 106. 132.
„ die Marquise du Chatelet: III. 3. 8. 21. IV. 4. V. 1. 7.
„ Condorcet: II. 71.
„ Darget: VI. 33. 89.
„ Jordan: I. 4. II. 65. 67. IV. 27. 32. 36. 43. V. 23. 32. 34. 38. VI. 63. 82.
„ Katt: VI. 14.
„ Rollin: IV. 21. 22.
„ Voltaire: I. 6. 7. 13. 14. 23. 24. 26. 27. II. 1. 2. 4—9. 14. 15. 18. 21. 22. 24—26. 35. 41. 42. 45. 55. 63. 69. 73. 75. 79. 83. 90. 96. III. 1. 6—9. 11—13. 16. 17. 20. 25. 27. 40. 41. III. 2. 4. 10. 29. 45. 59. 67. 82. 83. III. 3. 14. 18. 19. IV. 5. 6. 12. 17. 20. 25. 26. 33. 38. 39. 41. 42. 45. 49. 51. 52. 55. 58. 63. 70. 72—74. 77. 82. 83. V. 8. 10. 14. 16. 17. 22. 41. 42. 107. 122. 128. 133. 135. 145. 148. 152. VI. 1. 2. 3. 7. 8. 11. 12. 24. 25. 27. 32. 59. 68. 71. 76. 80. 88.

B. Poesien.

Episteln:

An die Königin v. Schweden: II. 47. 53. III. 3. 12. 17. V. 54. 70. VI. 9.
„ die Königin von Sachsen: V. 31. 63.
„ die Herzogin von Braunschweig: II. 64. V. 57. 85.

An die Prinzeſſin Amalie: III. S. 2. III. B. 20. V. 37. 43. 44. 58. VI. 31.
„ die Markgräfin von Baireuth: II. 58. III. S. 30. 47. 58. III. B. 11. V. 108. 121.
„ den Prinzen von Preußen: I. 22. II. 74. 91. III. S. 11. 12. 25. 40. 75. 85. IV. 68. V. 140. 142. 149.
„ den Prinzen Ferdinand: III. S. 21. V. 77. 81. 105.
„ die Prinzen von Braunſchweig: V. 48.
Ode an den Prinzen Heinrich: III. A. 5. V. 35. 36. 65.
An d'Alembert: III. L. 1. III. S. 60. III. A. 28. IV. 19. V. 64. 110. 114.
„ Algarotti: V. 59. 97.
„ den Marquis d'Argens: I. 5. III. L. 99. III. S. 3. 77. III. A. 18. IV. 50 92. V. 39. 40. 53. 73. 74. 83. 90. 101. 109. 134. 136.
„ den Grafen von Brühl: III. S. 15. 48. 68.
„ Bredow: III. S. 71. IV. 65. V. 146. VI. 23. 60.
„ die Gräfin von Camas: III. B. 6. VI. 43. 45. 48.
„ Chazot: III. S. 49. 50. 53. III. B. 3. 7. 9. VI. 78.
„ Darget: II. 60. IV. 88. V. 60. VI. 64.
„ Gen. v. Fink: III. L. 31. III. S. 42. IV. 75. 81. 102.
„ Gen. v. Fouqué: III. S. 79. 80. V. 67 — 69.
„ den Grafen v. Getter: V. 147. VI. 79.
„ Greſſet: IV. 87.
„ den Grafen von Hedtz: III. A. 21. V. 61. 125.
„ Hermetinus: III. S. 1. 28. 31. 52. 54. 56. 57. 64. III. B. 2. IV. 35. 45. 54. 71. 86. V. 66.
„ Jordan: III. S. 24. III. B. 15. III. A. 17. 32. V. 45. 47. 50. 51. 88. 89. 91. 92. 94. 144. 151.
„ Katt: III. A. 27.
„ Keith: III. L. 24. III. A. 3. 4. 7. 10. 12.
„ Kauvertuis: II. 66. 76. III. L. 38. III. S. 8. III. B. 10. III. A. 2. 8. 9. 19. 20. 24. 31. 33. 35. V. 116. VI. 15.
„ Mitſchel: III. L. 33. 35.
„ Podewils: II. 87. 90. 94. III. A. 36. IV. 53. V. 78 — 80. 82.
„ Pöllnitz: III. S. 72. V. 111.
„ Rothenburg: V. 103. 112. VI. 40 — 42.
„ Schwertz: III. S. 41. 46. 61. VI. 5.
„ Still: III. S. 55. 63. V. 117. 120. 124. VI. 69 70. 81.

An Voltaire: III. 1. 18. III. 2. 9. 65. 69. VI. 22. 29. 34. 35.
An die Preußen: V. 86.
„ meinen Genius: IV. 29. 79. 80. VI. 65.
Ueber Zuviel und Zuwenig: V. 62.
Melancholiſche Epiſtel: VI. 26.
Kaiſer Otto an ſeine Freunde: V. 49.
Die Beharrlichkeit: III. 2. 20. 31. 34. V. 9.
Die Bosheit der Menſchen: II. 86. III. 1. 22. III. 3. 22.
Das Codicill (Prolog) IV. 23.
Ehrgeiz und Habſucht: III. 2. 5. III. 4. I. 29. IV. 78. VI. 20. 46. 77. 85.
Der Einfall der Franzoſen in Hannover: III. 1. 28.
Die Falſchheit: II. 76. 80. III. 2. 66. 84. III. 3. I. V. 131.
Der Frühling: III. 4. 23.
Die Gemüthsruhe: II. 82. 99. III. 2. 23. 74. IV. 76. V. 13.
Die Ignoranten: III. 1. 30. V. 98.
Kato von Utika: VI. 39.
Der Krieg von 1747: II. 49. 50.
Der Krieg der Conföderirten: II. 92. III. 1. 32. III. 2. 14. V. 18. 130. VI. 75.
Die Kriegskunſt: II. 68. 95. 98. III. 2. 43. 44. 62. 81. VI. 84. V. 28. VI. 13. 38. 49. 53. 54. 56. 58. 62. 66. 67.
Den Manen Cäſarions: III. 4. II. V. 5.
Das Palladium: III. 2. 22. V. 127. VI. 10. 86.
Prolog zu einem Luſtſpiel: V. 115.
Der Ruhm: V. 25.
Die Schmeichelei: II. 84. III. 2. 18. 19. 26. 27. V. 2. 150.
Die Schule der Welt (ein Luſtſpiel): VI. 4. 16. 44. 87.
Die Schwätzer: III. 4. 6.
Die Stoiker: II. 88. III. 1. 37. III. 2. 13. 17. 36—38. III. 4. 13. 14. 16. 25. 34.
Die Unruhen im Norden: II. 72.
Die Verläumdung: V. 20.
Die Wiederherſtellung der Akademie: IV. 89.
Der Zeiſig und der Sperling: V. 71. VI. 47.
Die Zeit: III. 2. 33.

Gedruckt bei J. Weible.